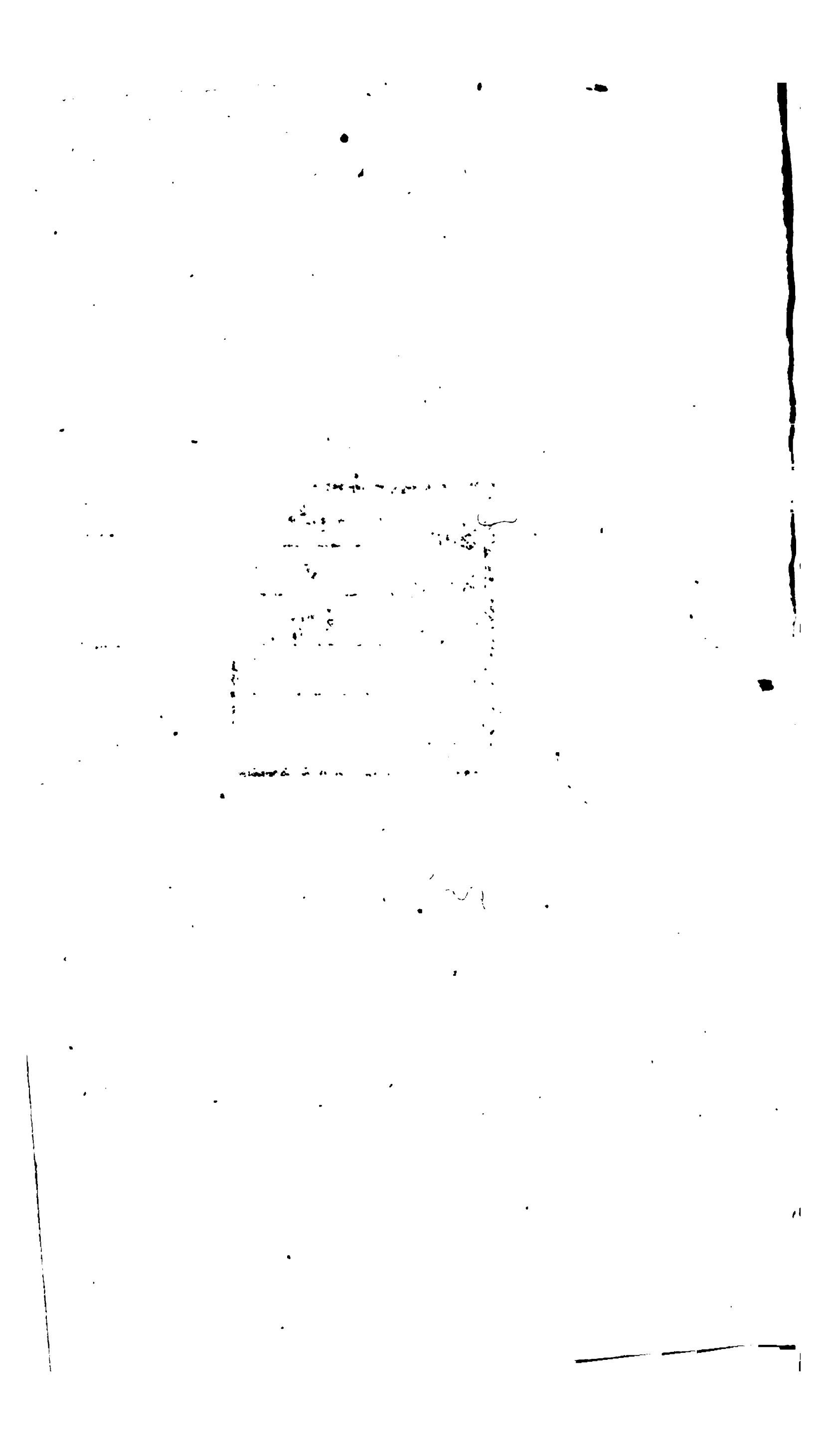




OTTONIS COMITIS
IN
STOLBERG - STOLBERG







Historische Nachrichten

und

politische Betrachtungen

über die

französische Revolution

von

Christoph Girtanner
der Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst Doktor; der königl. medizinischen Societäten zu Edinburgh und zu London; so wie auch der litter. und philos. Societät zu Manchester Ehrenmitgliede; der königl. Societät der Wissenschaften zu Edinburgh, und der naturforschenden Gesellschaft zu Paris auswärtigem Mitgliede, u. s. w.

Dritter Band.

Zweyte, vermehrte, verbesserte, und durchaus veränderte Auflage.

Berlin 1794.

Autrefois ceux qui cherchoient à corriger la forme du Gouvernement, étoient des sages, qui, éclairés par leur propre expérience, ou, par celle des autres, savoient que les maux d'un état s'aigrissent, au lieu de se guérir, par des remèdes trop violents : ce sont aujourd'hui des philosophes, qui ont plus d'esprit que de lumières, et qui voudroient former des gouvernemens sans défauts, et des hommes sans foiblesses.

Voyage D'Anacharsis.

Dem Herrn

geheimen Kanzley-Sekretär

B r a n d e s

zu Hannover

widmet

diesen Band

als einen Beweis der größten Hochachtung und Verehrung

der Verfasser.

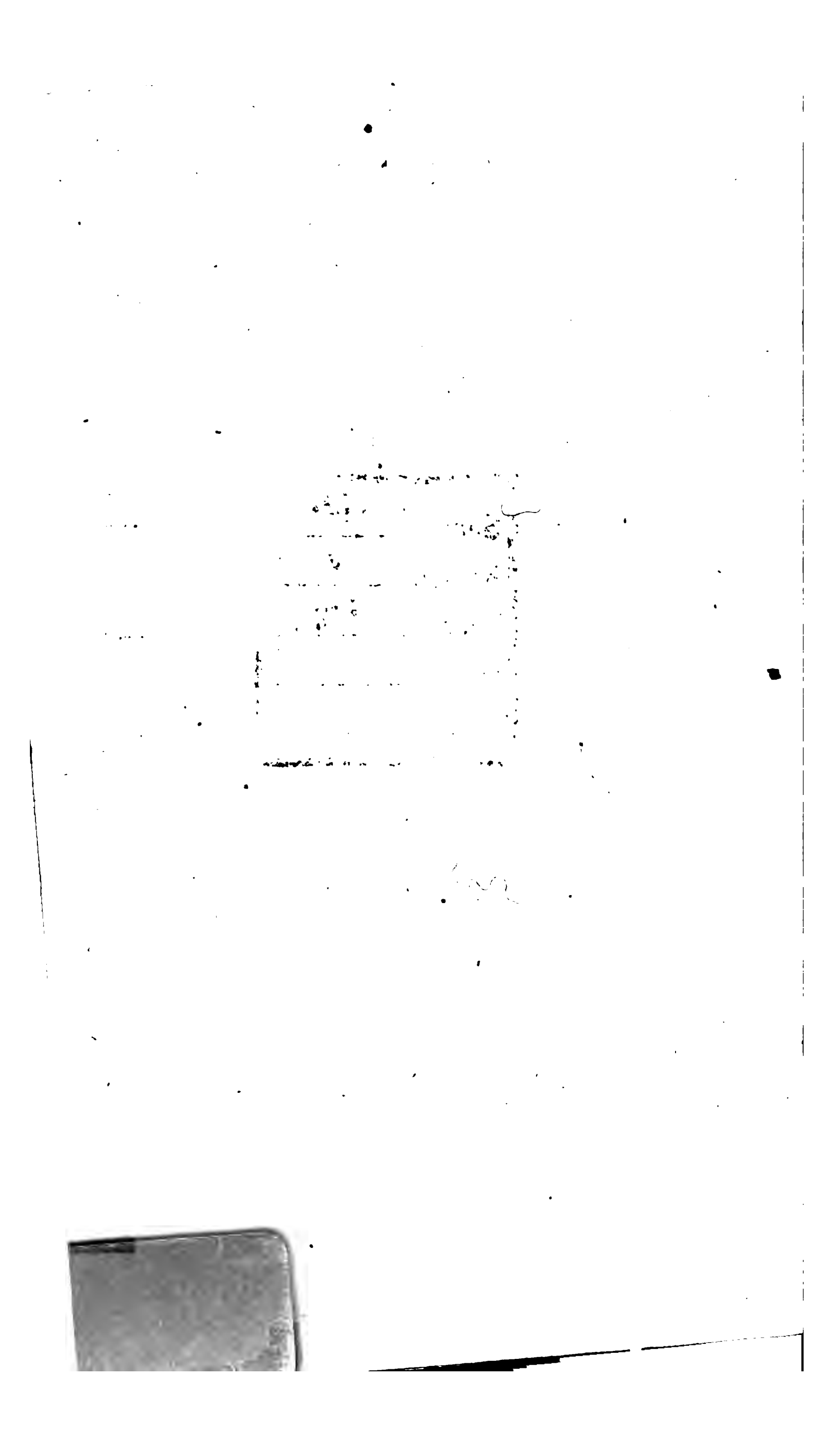
Inhalt.

Achtes Buch.

Geschichte der französischen Staatsveränderung, von der Gefangennehmung des Königs bis nach der Hinrichtung des Marquis von Favras.

Neuntes Buch.

Geschichte der französischen Staatsveränderung, von der Hinrichtung des Marquis de Favras, bis zu dem großen Bundesfeste.



Historische Nachrichten

und

politische Betrachtungen

über die

französische Revolution

von

Christoph Girtanner

der Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst Doktor; der königl. medizinischen Societäten zu Edinburgh und zu London; so wie auch der litter. und philos. Societät zu Manchester Ehrenmitgliede; der königl. Societät der Wissenschaften zu Edinburgh, und der naturforschenden Gesellschaft zu Paris auswärtigem Mitgliede, u. s. w.

Dritter Band.

Zweyte, vermehrte, verbesserte, und durchaus veränderte Auflage.

Berlin 1794.

Autrefois ceux qui cherchoient à corriger la forme du Gouvernement, étoient des sages, qui, éclairés par leur propre expérience, ou, par celle des autres, savoient que les maux d'un état s'aigrissent, au lieu de se guérir, par des remèdes trop violents : ce sont aujourdhui des philosophes, qui ont plus d'esprit que de lumières, et qui voudroient former des gouvernemens sans défauts, et des hommes sans foiblesses.

Voyage D'ANACHARSIS.

Dem Herrn

geheimen Kanzley-Sekretär

Brandes

zu Hannover

widmet

diesen Band

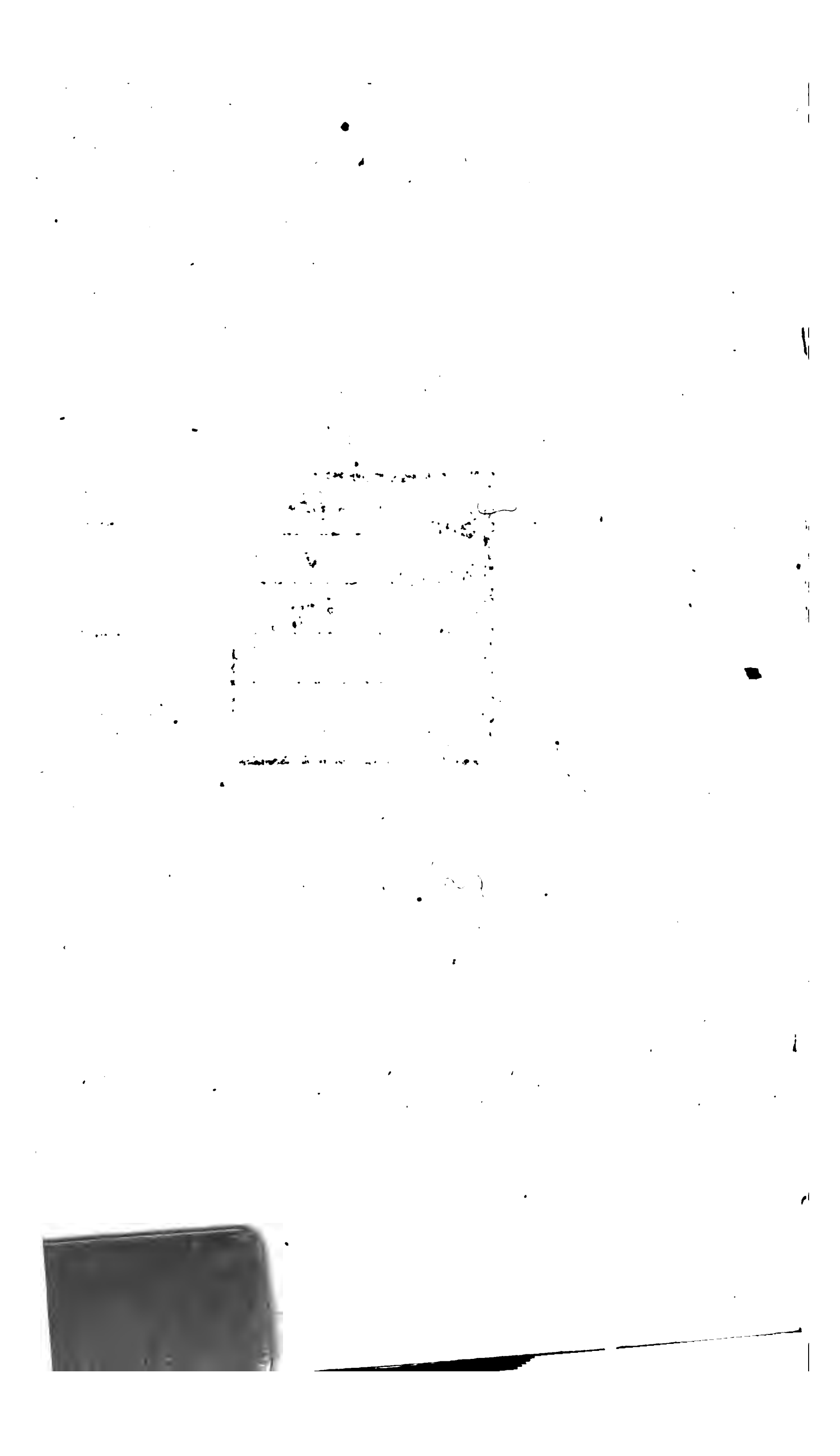
als einen Beweis der größten Hochachtung und
Verehrung

der Verfasser.

zwischen den thätigen Bürgern und den nicht thätigen. Die Minister des Königs werden von der Nationalversammlung ausgeschlossen. Neue geographische Eintheilung des Königreiches. Gefangenschaft des Königs. Silberne Schuhschnallen werden dem Staate geopfert. Prozeß des Barons von Besenval. Brief des Marschalls von Broglio an den Herrn von Besenval. Abreise des Herzogs von Orleans nach England. Audienz desselben bey dem Könige von England. Kurze Geschichte des Maltheserordens. Zustand der Provinzen. Aufruhr zu Toulon, zu Marseille, zu Senlis, in Korsika. Bundeseid der Frankreicher, im Dauphine und in dem südlichen Frankreich. Verhaftnehmung des Marquis de Favras. Rede des Grafen von Provenze auf dem Rathhause zu Paris. Antwort des Herrn Bailly. Gegenantwort des Prinzen. Betrug des Trudon. Verzeichniß der Pensionen und Gnadengehalte. Bevölkerung der Stadt Paris im Jahre 1789. Aufruhr zu Versailles; zu Paris. Vortrefliches Benehmen des Herrn la Fayette. Verhör des Favras. Kurze Lebensbeschreibung des Favras. Monarchischer Klub. Millionen sollen vergeblich nach Wien gesandt worden seyn. Der König weigert sich, die Summe für seine Zivilliste zu bestimmen. Preßfrechheit. Marat. Lobrede auf die Buchdruckerkunst. Armuth zu Paris. Prozeß gegen Besenval; gegen Favras. Verlangen der Republik Genua. Lärmende Sitzung des zwey und zwanzigsten Januars. Verbesserung des Kriminalgesetzes. Hinrichtung der Brüder Agasse. Debatten die Juden betreffend. Besenval wird frey gesprochen. Unruhen in den Provinzen; zu Lyon; im Languedok; zu Bordeaux. Aufruhr in den Kolonien. Der vierte Februar. Des Königs Rede in der Nationalversammlung. Leistung des Bürgereides. Gesandtschaft der Versammlung an den König. Herrn Malouets Rede. Vorschlag des Abbe Fauchet. Baillys Rede. Te Deum. Kompagnie des Scioto. Ausgaben des auswärtigen Departements. Proklamation der Nationalversammlung. Abschaffung der Mönche. Unruhen in den Provinzen. Brief des Herzogs von Orleans. Hinrichtung des Favras.

Neuntes Buch.

Geschichte der französischen Staatsveränderung, von der Hinrichtung des Marquis de Favras, bis zu dem großen Bundesfeste.



Historische Nachrichten
und
politische Betrachtungen
über die
französische Revolution
von
Christoph Girtanner
der Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst Doktor; der königl. medizinischen Societäten zu Edinburgh und zu London, so wie auch der litter. und philos. Societät zu Manchester Ehrenmitgliede; der königl. Societät der Wissenschaften zu Edinburgh, und der naturforschenden Gesellschaft zu Paris auswärtigem Mitgliede, u. s. w.

Dritter Band.

Zweyte, vermehrte, verbesserte, und durchaus veränderte Auflage.

Berlin 1794.

fika, zu Toulon, zu Montauban, in den Kolonien. Der Chevalier de Bonne. Savardin wird gefangen. Seine Unterredung mit dem Herrn de St. Priest. Anekdoten die königliche Familie betreffend. Unruhen zu Avignon. Berathschlagung über die Unruhen zu Marseille. Berathschlagungen über das Recht Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Frevelthaten des Pariser Pöbels. La Fayettes Heldenmuth. Vertheidigung des Gerichtshofes des Chatelet, gegen ungegründete Beschuldigungen. Briefwechsel zwischen Karl Lameth und La Fayette. Frevelthaten des Pöbels zu Bordeaux. Geldmangel zu Paris. Der General Paoli. Herrliche Versprechungen des Herrn Necker. Proklamation des Königs wegen der Nationalkokarde. Reise des Königs nach St. Cloud. Abschaffung der Etikette am Hofe. Brief des Königs, die Zivilliste betreffend. Berathschlagung über die neue Einrichtung der Geistlichkeit. Beschluß wegen des Bundesfestes. Franklins Tod. Brief der Einwohner von Paris an die Frankreicher. Anarchie zu Avignon. Unruhen zu Perpignan. Religionskrieg zu Nismes. Zustand der Armee. Baron Cloots, ein Don Quixotte der Freyheit. Bilderstürmerey. Abschaffung des Erbadels und der adelichen Titel. Bürgerkrieg zu Avignon. Stürmische Sitzung der Nationalversammlung. Brief des Herzogs von Orleans an die Versammlung. Berathschlagungen über das Zeremoniel am Bundesfeste. Vergütung des den vertriebenen Protestanten geschehenen Unrechts. Der Herzog von Orleans zu Paris, und in der Nationalversammlung. Zubereitungen zu dem Nationalfeste. Verhalten der Edelleute bey der Abschaffung ihrer Titel.

Achtes Buch.

Geschichte der französischen Staatsveränderung, von der Gefangennehmung des Königs, bis nach der Hinrichtung des Marquis de Favras.

La Fayettes Leben und Karakter. Neue Unruhen zu Paris. Leichtgläubiger Karakter der Pariser. Auffallende Aehnlichkeit mit den Atheniensern. Kunstgriffe der Demagogen. Demokratische Schriftsteller. Brissot. Mercier. Carra. Mirabeau. Dumont. Mademoiselle de Keraglio. Bonneville. Demokratische Geschichte der Konstitution. Panisches Schrecken der Einwohner zu Versailles. Trauer derselben über die Abreise des Königs. Proklamation der Nationalversammlung, die patriotische Steuer betreffend. Proklamation des Königs an die Pariser. Proklamation des Königs an die Provinzen. Orleans wird nach England verwiesen. Lally-Tolendal. Mounier. Türkheim. König der Frankreicher. Herrn Malouets Rede. Mirabeau klagt den Herrn de St. Priest an. Verantwortung des Herrn de St. Priest. Die Güter der Geistlichen gehören der Nation. Theurung zu Paris. Ermordung eines Beckers. Erste Sitzung der Nationalversammlung zu Paris. Das Silbergeschirr des Grafen von Artois wird weggenommen. Vorstellungen der Minister, die Kolonien betreffend. Unterschied zwischen den thätigen Bürgern und den nicht thätigen. Die Minister des Königs werden von der Nationalversammlung ausgeschlossen. Neue geographische Eintheilung des Königreiches. Gefangenschaft des Königs. Silberne Schuhschnallen werden dem Staate geopfert. Prozeß des Barons von

Besenval. Brief des Marschalls von Broglio an den Herrn von Besenval. Abreise des Herzogs von Orleans nach England. Audienz desselben bey dem Könige von England. Kurze Geschichte des Maltheserordens. Zustand der Provinzen. Aufruhr zu Toulon, zu Marseille, zu Senlis, in Korsika. Bundeseid der Frankreicher, im Dauphine und in dem südlichen Frankreich. Verhaftnehmung des Markis de Favras. Rede des Grafen von Provenze auf dem Rathhause zu Paris. Antwort des Herrn Bailly. Gegenantwort des Prinzen. Betrug des Trudon. Verzeichniß der Pensionen und Gnadengehalte. Bevölkerung der Stadt Paris im Jahre 1789. Aufruhr zu Versailles; zu Paris. Vortreffliches Benehmen des Herrn la Fayette. Verhör des Favras. Kurze Lebensbeschreibung des Favras. Monarchischer Klub. Millionen sollen vergeblich nach Wien gesandt worden seyn. Der König weigert sich, die Summe für seine Zivilliste zu bestimmen. Preßfrechheit. Marat. Lobrede auf die Buchdruckerkunst. Armuth zu Paris. Prozeß gegen Besenval; gegen Favras. Verlangen der Republik Genua. Lärmende Sitzung des zwey und zwanzigsten Januars. Verbesserung des Kriminalgesetzes. Hinrichtung der Brüder Agasse. Debatten, die Juden betreffend. Besenval wird freygesprochen. Unruhen in den Provinzen; zu Lyon; im Languedok; zu Bordeaux. Aufruhr in den Kolonien. Der viete Februar. Des Königs Rede in der Nationalversammlung. Leistung des Bürgereides. Gesandtschaft der Versammlung an den König. Herrn Malouets Rede. Vorschlag des Abbe Fauchet. Baillys Rede. Te Deum. Kompagnie des Scioto. Ausgaben des auswärtigen Departements. Proklamation der Nationalversammlung. Abschaffung der Mönche. Unruhen in den Provinzen. Brief des Herzogs von Orleans. Hinrichtung des Favras.

Vous n'avez jamais connu, vous ne connoissez pas encore les ressources et les caractéres des

Athéniens. Esprits ardents à former des projets; habiles à les varier dans les occasions; si prompts à les exécuter, que posséder et désirer est pour eux la même chose; si présomptueux qu'ils se croient dépouillés des conquêtes qu'ils n'ont pu faire; si avides, qu'ils ne se bornet jamais à celles qu'ils ont faites. Nation courageuse et turbulente, dont l'audace s'accroit par le danger, et l'espérance par le malheur; qui regarde l'inaction comme un tourment; et que les Dieux irrités ont jettée sur la terre, pour n'être jamais en repos, et n'y jamais laisser les autres.

Voyage D'ANACHARSIS.

Unter denjenigen Männern, welche bey der französischen Revolution vorzüglich sich ausgezeichnet haben, erwarb keiner mehr Ruhm, als der Held la Fayette. Er hat, wie Lally-Tolendal sagt, durch seinen Heldenmuth und durch seine Tapferkeit, viel Unglück verhütet a). Er war es, der zu einer Zeit, da die Gesetze schwiegen, den Einwohnern von Paris die Ruhe sicherte; er war es, der während den Zeiten der Anarchie, den Schatten einer regelmäßigen Regierungsform erhielt, und nachdem die neue Regierungsform eingeführt war, derselben zur Stütze diente. Er war es, der die Bösen schreckte, und die Guten vereinigte. Er hat zuerst den Despotismus angegriffen; aber er hat auch nachher das rechtmäßige Ansehen des Königs vertheidigt. Er wendete alle seine

a) Mémoires de Lally Tolendal. p. 171.

Macht, alle seine Talente, und alle seine Popularität dazu an, das Volk zu unterwerfen, demselben Gehorsam gegen die Gesetze einzuflößen, und sich selbst überflüßig zu machen. Er trotzte dem Verdachte und dem Argwohne; er verachtete das Zischen des Neides, und er gieng gerade fort zum Ziele. Die Nachwelt wird ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und die Zeit wird kommen, wo sogar seine Feinde sich werden genöthigt sehen, ihn zu loben, oder stille zu schweigen. Er konnte ein zweyter Cromwell seyn, und er wollte es nicht. Die Mirabeaus, die Orleans, die Lameths und die Desmoulins schrieen gegen ihn; aber er bekümmerte sich nicht um ihr Geschrey, und rächte sich (wie er gegen Desmoulins gethan hat) dadurch, daß er, so oft sie es verdienten, Gutes von ihnen sagte und sie vertheidigte. Auf ihn hat man folgende Verse der Henriade angewandt:

Vois se jeune héros, en qui la majesté
Sur son visage aimable éclate sans fierté.
Dieux! comme il réunit, par un rare assemblage,
Les talens du guerrier, et les vertus du Sage!
Les arts sont éclairés par ses yeux vigilants.
Né pour tous les emplois, il a tous les talents,
D'un chef et d'un soldat, d'un citoyen, d'un maitre.
Ce héros n'est pas Roi, mais il enseigne à l'être!

Der Marquis de la Fayette wurde am ersten September 1757 geboren. Er ist ein Nachkömmling des berühmten Marschalls de la Fayette. Eine ihm angeborne Thätigkeit, Durst nach Ehre und Liebe zur Freyheit, bewogen ihn, in dem Alter von neunzehn Jahren den Amerikanern, bey dem damals eben angefangenen

Kriege, zu Vertheidigung ihrer Freyheit sich anzubieten. Franklin nahm sein Anerbieten an, aber Schwierigkeiten von mancherley Art setzten sich seiner Abreise entgegen. Der amerikanische Krieg nahm damals eine Wendung, die nicht fähig war, einen jungen Helden, welcher sich hervorzuthun suchte, anzulocken. Die Miliz der Kolonien war zerstreut und floh vor dem General Howe. Die Amerikaner waren damals ohne Geld, ohne Kredit, ohne Verbündete. Die amerikanischen Insurgenten, nicht mehr als zweytausend an der Zahl, hatten eine Armee von dreyßigtausend Mann regulirter Truppen gegen sich. Dessen ohngeachtet gab la Fayette seinen Vorsatz, den Amerikanern Beystand zu leisten, nicht auf. Aber der Kredit der Amerikaner war in Europa so geringe, daß das französische Ministerium sich weigerte, den amerikanischen Agenten zu Paris ein Schiff, um welches sie baten, zu überlassen. Franklin sah sich genöthigt, dem jungen la Fayette dieses zu gestehen, und ihn zu bitten, seinen Vorsatz aufzugeben. La Fayette antwortete: „Bisher habe ich Vorliebe für die Parthie gehabt, für welche Amerika streitet; nunmehr aber will ich eilen, dieselbe selbst zu vertheidigen. Je tiefer diese Parthie in der Meynung des Publikums gesunken ist, desto grösseres Aufsehen wird meine Abreise machen. Und da es Ihnen unmöglich wird, ein Schiff zu erhalten, so will ich auf eigene Kosten eins kaufen und ausrüsten. Ich mache mich anheischig, dem Kongresse Ihre Depeschen zu überbringen.“ La Fayette entgieng der Wachsamkeit des französischen Ministeriums, welches seine Abreise zu verhindern suchte. Er kaufte eine Fregatte, ließ dieselbe ausrüsten, nahm alle Kosten der Unternehmung auf sich, und reiste ab. Im April 1777

kam er zu Charles Town an, und von da gieng er sogleich nach Philadelphia, um sich dem Kongresse vorzustellen. Er erschien vor diesem neuen Senate, und sprach: „Ich komme, um mir von Ihnen eine zweyfache Gnade auszubitten. Erstens, in Ihrer Armee als Freywilliger zu dienen, und zweytens, gar keine Besoldung annehmen zu dürfen." Der erkenntliche Kongreß ernannte ihn zum Generalmajor, und so gieng la Fayette zur Armee. Er kam zu Washington, welchem seine Gesichtsbildung und seine Bescheidenheit gefiel, und der ihm sein Haus zur Wohnung anbot.

Wenige Tage nachher wurde die amerikanische Armee von dem General Howe angegriffen. Washington hätte einer Schlacht auszuweichen gewünscht, deren Ausgang er vorher sah: aber er hatte ausdrücklichen Befehl vom Kongresse, sich zu schlagen. Er folgte also seiner Pflicht; er gehorchte. Die Brigade, welche la Fayette anführte, wurde zurückgeschlagen; und vergeblich wandte er alles an, um dieselbe zu bewegen, daß sie dem Feinde noch einmal entgegen gehen möchte. Er selbst wurde gefährlich am Beine verwundet. Man trug ihn nach Philadelphia; aber die siegreiche feindliche Armee nöthigte ihn, aus dieser Stadt zu fliehen, und sich in die Gebirge tragen zu lassen. Ehe seine Wunde noch ganz geheilt war, vereinigte er sich mit dem General Green zu Jersey. Er verlangte von diesem General das Kommando über ein Korps Miliz, um die Lage der Feinde zu rekognosciren. Auf seinem Marsche stieß er auf einen Haufen tapferer, und der Kriegsgefahren gewohnter Hessen. Die Truppen, welche la Fayette anführte, waren zwar undisziplinirt; aber Vaterlandsliebe und Liebe zur Freyheit gaben ihnen Muth, und machten sie tapfer und unerschro-

ken. Darauf verließ sich der Held; und obgleich der Feind an der Anzahl weit stärker war, so griff er dennoch denselben mit so vieler Ordnung und mit so vielem Feuer an, daß er die Hessen zerstreute, ohne eine Schlacht geliefert zu haben. Washington meldete selbst dem Kongresse die genauern Umstände dieses Sieges, und schrieb zugleich, er würde nunmehr Herrn la Fayette das Kommando über eine Division übergeben.

Als im folgenden Frühling der Feldzug wiederum eröffnet wurde, gieng la Fayette nach Albani, wo man eine Armee versammelte, welche Kanada erobern sollte. Er selbst hatte den Plan zu diesem Feldzuge gemacht. Zufolge dieses Plans sollte die Armee über die zugefrornen Seeen marschiren, und sich der Städte Montreal und Saint Jean bemächtigen. La Fayette übernahm die Ausführung; aber er wurde von dem Kongresse nicht genugsam unterstützt. Die Seeen thauten auf, und das Unternehmen war vereitelt. La Fayette änderte seinen Plan, sobald er sahe, daß der Ausgang zweifelhaft schien. Mit einer Mäßigung und mit einer Klugheit, welche dem größten General Ehre gemacht haben würde, legte er in seinem zwanzigsten Jahre das ihm anvertraute Kommando nieder, um wiederum unter Washington zu dienen.

Einige kleine Siege, welche die Engländer damals über die Amerikaner davon trugen, schienen für das Glück der amerikanischen Waffen eine sehr ungünstige Aussicht zu versprechen. Zu gleicher Zeit fürchteten übertriebene Demokraten, Washington möchte, nachdem er Befreyer seines Vaterlandes gewesen seyn würde, nachher der Tyrann desselben werden. Man schränkte daher sein Ansehen ein, und man legte seinem Genie Fesseln an.

La Fayette, der Freund des Generals, suchte soviel von ihm abhieng, die Gemüther zu besänftigen. Vermöge seiner Seelenruhe, seiner Uneigennützigkeit und seines erprobten Muthes, herrschte er über Aller Herzen. Er trug viel dazu bey, die Ordnung bey der Armee und das Zutrauen in den General wiederum herzustellen, und begangene Fehler zu verbessern. Die Gränzen von Canada, und die so ausgedehnte nördliche Küste, hatten nicht mehr als tausend Menschen zu ihrer Vertheidigung; eine Zahl, welche lange nicht zureichend war, um den regelmäßigen Truppen, der Miliz der Feinde, und zugleich auch den Horden der streifenden Wilden, Widerstand zu leisten. Washingtons Armee war auf viertausend Mann zusammengeschmolzen, von denen die meisten kränklich waren. Mit diesen mußte er achtzehntausend Mann abgehärteter, und von einem tapfern und erfahrnen Generale angeführter Truppen widerstehen. Ungeachtet dieser Ungleichheit vertheidigte sich Washington so meisterhaft, und wählte eine so glückliche Stellung, daß ihn der Feind in seinem Lager nicht anzugreifen wagen durfte. La Fayette, welcher indessen aus Norden zurück gekommen war, erhielt das Kommando über einen abgesonderten Haufen. Er wurde von der engländischen Armee umgeben, und ihre weit größere Anzahl würde ihn aufgerieben haben, wenn er nicht durch kluge Maaßregeln Mittel gefunden hätte, ohne Verlust einen ehrenvollen Rückzug zu machen.

Sobald er sich wiederum mit der Hauptarmee vereinigt hatte, wurde er ausgesandt, um den Nachtrab des Feindes anzugreifen. Er that dieses mit eben so großer Klugheit als Tapferkeit. Er fieng den Angriff an, und wurde nachher von der Armee unterstützt. Der Angriff war

feurig und fiel sehr blutig aus. Am 27sten Julius gewann Washington die Schlacht bey Monmouth. An diesem Tage kommandirte La Fayette anfänglich den Vortrab, unter dem General Lee, und nachher die zweyte Linie der Armee. Sobald der Sieg entschieden war, gab man ihm das Kommando über zweytausend Mann Miliz, um sich mit Sullivan zu vereinigen, welcher Rhode Island zu verlassen sich genöthigt sahe, aber dieses, ohne sich der Gefahr, geschlagen zu werden, auszusetzen, nicht thun konnte. La Fayette, welcher erfuhr, in welcher kritischen Lage Sullivan sich befinde, verließ Boston, und kam, nach einem forcirten Marsche, in Rhode Island an, wo seine Gegenwart den gesunkenen Muth Sullivans und der Soldaten wiederum aufweckte. La Fayette führte den Rückzug an, und dieser geschah glücklich, ohne einen einzigen Mann zu verlieren. Die Bewunderung über diese Heldenthat war so groß, daß der amerikanische Kongreß, am neunten September 1778, folgenden Beschluß faßte:

„Beschlossen, daß dem Herrn Präsidenten aufgetragen werden soll, dem Herrn Marquis de la Fayette Nachricht zu geben, daß der Kongreß die That des Herrn Marquis gehörig zu schätzen weiß, und einsieht, daß dieser, mit Aufopferung alles persönlichen Interesse, die Reise nach Boston, zum Besten dieses Staates, zu einer Zeit unternommen habe, wo er täglich die Gelegenheit erwarten konnte, auf dem Schlachtfelde Ehre einzuerndten. Beschlossen, daß die Tapferkeit, mit welcher der Herr Marquis nach Rhode Island marschirte, während der größte Theil der Armee sich schon zurückgezogen hatte, eben sowohl als die vortreffliche Wendung, durch welche er die Pikete und

die äussersten Posten rettete, den Beyfall dieser Versammlung verdiene."

Der Kongreß beschloß ferner, daß die genauern Umstände dieser Heldenthat in die öffentlichen Geschichtbücher der amerikanischen Staaten eingetragen werden sollten, um darin zum ewigen Andenken für die Nachwelt aufbehalten zu werden. Auch wurde ihm von dem Kongresse, im Namen der amerikanischen Kolonien, ein Degen geschenkt, welcher mit folgenden allegorischen Figuren gezieret war. Die vier Seiten des Stichblattes stellten vor: den Rückzug von Barrenhill; den Rückzug von Rhode Island; die Schlacht bey Glocester, in Neu Jersey; und die Schlacht bey Monmuth. Auf einer Seite des Griffes war la Fayette vorgestellt, wie er den brittischen Löwen verwundete, und auf der andern, wie ihm Amerika (unter der Gestalt einer Sklavin, welche ihre Ketten zerrissen hat) einen Lorbeerzweig überreichte. Auf der Klinge stand mit goldenen Buchstaben: Dem Herrn Marquis de la Fayette geschenkt von dem Kongresse.

La Fayette war damals zwey und zwanzig Jahre alt. Er hörte, daß sein Vaterland die Unabhängigkeit der amerikanischen Staaten anerkannt hätte: und sogleich bat er sich von dem Kongresse die Erlaubniß aus, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, um von dort Hülfe für Amerika zu holen. Washington schrieb am sechsten Oktober 1778 an den Kongreß: „Ich vermag nicht auszudrücken, wie schwer es mir wird, mich von einem Offizier zu trennen, welcher mit dem Feuer der Jugend eine seltene Reife des Verstandes verbindet. Ich werde mich immer glücklich schätzen, seinen geleisteten Diensten das Zeugniß zu geben, welches dieselben, wegen seiner Tapferkeit, und wegen

seiner ausgezeichneten Aufführung bey allen Gelegenheiten, mit so vielem Rechte verdienen."

In dem Briefe vom 13ten Oktober 1778, in welchem sich La Fayette von dem Kongresse Erlaubniß zur Abreise ausbat, sagte er: „So lange ich hoffen konnte, daß der Feldzug thätig bleiben würde, habe ich nicht daran gedacht, das Schlachtfeld zu verlassen. Aber jetzo, da alles ruhig und stille ist, ergreife ich die Gelegenheit, den Kongreß zu ersuchen, daß er mir die Erlaubniß gewähren möge, welche ich verlange. Ich werde nicht eher abreisen, als bis der Feldzug ganz geendigt seyn wird."

Der Kongreß ließ zu Boston die Fregatte l'Alliance ausrüsten, um Herrn La Fayette nach seinem Vaterlande zurück bringen zu lassen. Es fehlte an Matrosen, und man schlug ihm daher vor, die nöthige Anzahl durch Pressen zusammen zu bringen. Aber la Fayette, welcher diese Weise, Schiffe zu bemannen, verabscheute, weigerte sich, von gewaltsamen Mitteln Gebrauch zu machen, und bestand darauf, daß nur solche Matrosen angeworben werden sollten, welche sich freywillig und von selbst anbieten würden. Dadurch geschah es nun, daß mehr als die Hälfte der Mannschaft aus engländischen Matrosen bestand, welche im Kriege gefangen worden waren.

Acht Tage vor der Ankunft des Schiffes in Europa, mitten auf dem Meere, verschworen sich diese Engländer unter einander, sich der Fregatte zu bemächtigen und alle übrigen umzubringen. Diese Verschwörung wurde durch einen sonderbaren Zufall verrathen. Die Engländer wandten sich an einen gebornen Amerikaner, welchen sie, da er vorzüglich gut Engländisch sprach, für einen ihrer Landsleute hielten. Sie entdeckten ihm ihren

Plan, wählten ihn zu ihrem Anführer, und versprachen ihm das Kommando des Schiffes, welches, zufolge einer (mehr politisch als moralisch guten) Proklamation des Königs von England, für eine gute Prise erklärt, und zum Vortheil der Aufrührer verkauft werden würde. Der Amerikaner stellte sich, als willigte er in diesen Vorschlag ein: aber er entdeckte den Offizieren des Schiffes den ganzen Plan, eine Stunde vorher, ehe derselbe ausgeführt werden sollte. Die Verräther wurden in Eisen geschmiedet, und la Fayette entgieng der ihm drohenden Lebensgefahr.

La Fayette blieb nicht lange in Frankreich. Bald verließ er wiederum seine ihn bewundernden Landsleute, welche ihn mit Lobsprüchen überhäuften, um aufs neue nach Amerika zu segeln, und in der ehrenvollen Laufbahn welche er angetreten hatte, fernere Fortschritte zu machen. Der Tag seiner Ankunft in Boston war ein Freudentag. Die Einwohner hatten sich bey dem Hafen versammelt, um ihren großmüthigen Vertheidiger zu empfangen. Er wurde unter dem Abfeuern der Kanonen und unter dem Läuten aller Glocken, begleitet von einer Bande Musikanten, nach dem Hause geführt, welches der Magistrat zu seiner Wohnung bestimmt hatte. Feuerwerke wurden ihm zu Ehren abgebrannt. Und alle diese Beweise der Liebe und der Zuneigung erhielten noch dadurch um so viel mehr Werth, daß sie bloß allein die Dankbarkeit für seine schon geleisteten Dienste ausdrückten; denn man wußte noch nicht, was er während seines Aufenthalts in Frankreich, der amerikanischen Freyheit für wichtige Dienste geleistet hätte; man wußte noch nicht, daß er mit Hülfstruppen, mit Gelde und mit Kriegsmunition versehen, zurückkomme.

Er verließ, so schnell er konnte, den Ort, wo sich das Volk um ihn drängte, und wo man ihm zu Ehren täglich neue Freudenfeste anstellte. Er gieng zu der Armee, und wurde dort mit einem nicht weniger großen Enthusiasmus empfangen. Er erhielt das Kommando über die leichte Infanterie und über die Dragoner.

Indessen hatten die Engländer die drey südlichen Staaten erobert, und sie wandten nunmehr alle ihre Kräfte gegen Virginien an, weil sie einsahen, daß die Einnahme dieser Provinz nothwendig die Eroberung der übrigen Kolonien nach sich ziehen müßte. Der Zug gegen Virginien wurde dem General Cornwallis anvertraut, dessen ununterbrochenes Kriegsglück ihn zum Schrecken der Amerikaner gemacht hatte. Im März 1781, nach der unglücklichen Seeschlacht, in welcher der englándische Admiral Arbuthnot über den Anführer des französischen Geschwaders Destouches den Sieg davon trug, erhielt La Fayette Befehl von dem General Washington, nach Virginien zu marschiren, um sich dem General Philipps zu widersetzen, welcher mit dem General Arnold vereinigt sich daselbst befand. Die Truppen, welche la Fayette anführte, waren gerade damals in der größten Noth. Sie litten Mangel an Allem. La Fayette erfuhr, daß Philipps Anstalten mache, sich mit mehr als dreytausend Mann zu Portsmuth einzuschiffen. Dieses wünschte er zu verhindern, aber es fehlte ihm an Mitteln dazu. In der Armee, welche er kommandirte, war auch nicht ein einziges Paar Schuh vorhanden. Aber die Soldaten hatten Zutrauen auf ihren Anführer, welcher alles Ungemach mit ihnen theilte: und sie marschirten in bloßen Füßen freudig und getrost dem Feinde entgegen. La Fayette vermuthete, Philipps habe seine Truppen ein-

Plan, wählten ihn zu ihrem [illegible]
ihm das Kommando des S[illegible]
(mehr politisch als moralis[illegible]
Königs von England, für [illegible]
zum Vortheil der Aufri[illegible]
Der Amerikaner stellte [illegible]
schlag ein: aber er e[illegible]
den ganzen Plan, ein[illegible]
geführt werden sollt[illegible]
geschmiedet, und [illegible]
Lebensgefahr.

La Fayette b[illegible]
ließ er wiede[illegible]
welche ihn r[illegible]
nach Ameri[illegible]
welche er [illegible]
chen. T[illegible]
dentag. [illegible]
samme[illegible]
pfang [illegible]
und [illegible]
War [illegible]
der [illegible]
we[illegible]
B[illegible]
d[illegible]
T[illegible]
t[illegible]

...ngen ...
...urgh. W...
...nn Miliz, griff ihn ...
...tsmouth sich zurück zu ...
... Fayette befand sich nunmehr [illegible]
...usend Mann, und ihm war die [illegible]
vinz Virginien aufgetragen. Diese [illegible]
länglich, um dem viel stärkern Feinde [illegible]
aber Muth und Talente ersetzten, was ihm [illegible]
abgieng, La Fayette folgte dem General [illegible]
dem Fuße nach, ohne sich in eine Schlacht mit ihm [illegible]
lassen. Er lieferte hin und wieder leichte Sc[illegible]
und da er die Kunst sich zu lagern vortreflich [illegible]
so konnte sein Feind ihn nie zu einer Schlacht [illegible]
In diesem kritischen Zeitpunkte war seine [illegible]
Geld, ohne Kleider und ohne Schuh, in einem [illegible]
wo die nöthigsten Lebensmittel beynahe ganz [illegible]
aber das Beyspiel ihres Anführers lehrte die Soldaten
auch hier alles Ungemach geduldig und freudig zu [illegible]
gen. Beynahe fünf Monate lang hatte schon die [illegible]
Last des amerikanischen Krieges sie allein gedrückt: als
endlich die Armeen, welche Washington und Rocham-
beau anführten, sich mit ihnen vereinigten. Nun [illegible]
dem General Cornwallis, da er eine so große Macht ge-
gen sich sah, kein anderes Mittel mehr übrig, als sich
mit seiner ganzen Armee dem Ueberwinder auf Discretion
zu übergeben. Voll Bewunderung über die persönliche
Tapferkeit des Generals la Fayette, bat Cornwallis, als
um eine Gunst, daß ihm erlaubt werden möchte, mit
Niemand anders als mit diesem Helden in Unterhandlung zu
treten, und Niemand anders als ihm seinen Degen überge-

... waren sie ohne ...
... strengsten Witterung...
Ihre hatte General...
...nate ohne einen H...
...alt war nicht be...
...ldaten. Denno...
...ährend sieben in...
einen Amerika...
...ie, sobald
... in ihre
...er ihren
...lichkei-
...s ge-
...e ei-
...ner

Plan, wählten ihn zu ihrem Anführer, und versprachen ihm das Kommando des Schiffes, welches, zufolge einer (mehr politisch als moralisch guten) Proklamation des Königs von England, für eine gute Prise erklärt, und zum Vortheil der Aufrührer verkauft werden würde. Der Amerikaner stellte sich, als willigte er in diesen Vorschlag ein: aber er entdeckte den Offizieren des Schiffes den ganzen Plan, eine Stunde vorher, ehe derselbe ausgeführt werden sollte. Die Verräther wurden in Eisen geschmiedet, und la Fayette entgieng der ihm drohenden Lebensgefahr.

La Fayette blieb nicht lange in Frankreich. Bald verließ er wiederum seine ihn bewundernden Landsleute, welche ihn mit Lobsprüchen überhäuften, um aufs neue nach Amerika zu segeln, und in der ehrenvollen Laufbahn welche er angetreten hatte, fernere Fortschritte zu machen. Der Tag seiner Ankunft in Boston war ein Freudentag. Die Einwohner hatten sich bey dem Hafen versammelt, um ihren großmüthigen Vertheidiger zu empfangen. Er wurde unter dem Abfeuern der Kanonen und unter dem Läuten aller Glocken, begleitet von einer Bande Musikanten, nach dem Hause geführt, welches der Magistrat zu seiner Wohnung bestimmt hatte. Feuerwerke wurden ihm zu Ehren abgebrannt. Und alle diese Beweise der Liebe und der Zuneigung erhielten noch dadurch um so viel mehr Werth, daß sie bloß allein die Dankbarkeit für seine schon geleisteten Dienste ausdrückten; denn man wußte noch nicht, was er während seines Aufenthalts in Frankreich, der amerikanischen Freyheit für wichtige Dienste geleistet hätte; man wußte noch nicht, daß er mit Hülfstruppen, mit Gelde und mit Kriegsmunition versehen, zurückkomme.

Er verließ, so schnell er konnte, den Ort, wo sich das Volk um ihn drängte, und wo man ihm zu Ehren täglich neue Freudenfeste anstellte. Er gieng zu der Armee, und wurde dort mit einem nicht weniger großen Enthusiasmus empfangen. Er erhielt das Kommando über die leichte Infanterie und über die Dragoner.

Indessen hatten die Engländer die drey südlichen Staaten erobert, und sie wandten nunmehr alle ihre Kräfte gegen Virginien an, weil sie einsahen, daß die Einnahme dieser Provinz nothwendig die Eroberung der übrigen Kolonien nach sich ziehen müßte. Der Zug gegen Virginien wurde dem General Cornwallis anvertraut, dessen ununterbrochenes Kriegsglück ihn zum Schrecken der Amerikaner gemacht hatte. Im März 1781, nach der unglücklichen Seeschlacht, in welcher der englåndische Admiral Arbuthnot über den Anführer des französischen Geschwaders Destouches den Sieg davon trug, erhielt La Fayette Befehl von dem General Washington, nach Virginien zu marschiren, um sich dem General Philipps zu widersetzen, welcher mit dem General Arnold vereinigt sich daselbst befand. Die Truppen, welche la Fayette anführte, waren gerade damals in der größten Noth. Sie litten Mangel an Allem. La Fayette erfuhr, daß Philipps Anstalten mache, sich mit mehr als dreytausend Mann zu Portsmuth einzuschiffen. Dieses wünschte er zu verhindern, aber es fehlte ihm an Mitteln dazu. In der Armee, welche er kommandirte, war auch nicht ein einziges Paar Schuh vorhanden. Aber die Soldaten hatten Zutrauen auf ihren Anführer, welcher alles Ungemach mit ihnen theilte: und sie marschirten in bloßen Füßen freudig und getrost dem Feinde entgegen. La Fayette vermuthete, Philipps habe seine Truppen ein-

geschifft, um Richmond anzugreifen. Er marschirte daher nach Richmond, kam daselbst noch um einen ganzen Tag seinem Gegner zuvor, und rettete dadurch aus der dringendsten Gefahr die Hauptstadt von Virginien, in welcher alle Magazine und alle Kriegsprovisionen enthalten waren. Philipps wagte nicht, Herrn la Fayette, der sich sehr gut postirt hatte, anzugreifen, sondern zog sich mit seinen Truppen zurück.

Die Armeen der Generale Arnold, Philipps und Cornwallis, waren nunmehr vereinigt, und gegen sie stand la Fayette im Felde mit einer kleinen Armee, welche aus tausend Mann regulirter Truppen, zweytausend Mann Miliz, und aus sechzig Dragonern bestand. Cornwallis, durch sein ununterbrochenes Kriegsglück übermüthig gemacht, spottete seines jungen Gegners und dessen kleiner Armee. In seinem Uebermuthe schrieb er nach London: das Kind könne ihm nicht entgehn: Er wandte alles an, um la Fayette zu bewegen, daß er sich mit ihm schlagen möchte. Aber la Fayette wich mit großer Klugheit einer Schlacht aus. Darauf suchte Cornwallis zu verhindern, daß der General Wayne und dessen Armee mit la Fayette sich nicht vereinigen möchten. Aber auch hierin kam la Fayette ihm zuvor, und vereinigte sich mit Wayne zu Rakonu ohne den geringsten Verlust. Nun suchte Cornwallis die beyden Generale von ihren Magazinen abzuschneiden, aber durch einen forcirten Marsch kam la Fayette ihm abermals zuvor, und als am folgenden Tage die Sonne aufgieng, da sah Cornwallis, zu seinem großen Erstaunen, Herrn la Fayette mit seiner Armee zwischen den Magazinen und dem engländischen Lager postirt. Cornwallis gieng nunmehr nach Richmond zurück, und auch dahin folgte la Fayette ihm auf dem

Fuße nach. Hier vereinigte sich ein Haufe Freywilliger mit der amerikanischen Armee. Cornwallis gieng nach Williamsburgh. Wayne, mit nicht mehr als achthundert Mann Miliz, griff ihn an, und zwang ihn, bis nach Portsmouth sich zurück zu ziehen.

La Fayette befand sich nunmehr an der Spitze von fünftausend Mann, und ihm war die Vertheidigung der Provinz Virginien aufgetragen. Diese Anzahl war nicht hinlänglich, um dem viel stärkern Feinde zu widerstehen: aber Muth und Talente ersetzten, was ihm an Stärke abgieng, La Fayette folgte dem General Cornwallis auf dem Fuße nach, ohne sich in eine Schlacht mit ihm einzulassen. Er lieferte hin und wieder leichte Scharmützel; und da er die Kunst sich zu lagern vortrefflich verstand, so konnte sein Feind ihn nie zu einer Schlacht bringen. In diesem kritischen Zeitpunkte war seine Armee ohne Geld, ohne Kleider und ohne Schuh, in einem Lande, wo die nöthigsten Lebensmittel beynahe ganz fehlten: aber das Beyspiel ihres Anführers lehrte die Soldaten auch hier alles Ungemach geduldig und freudig zu ertragen. Beynahe fünf Monate lang hatte schon die ganze Last des amerikanischen Krieges sie allein gedrückt: als endlich die Armeen, welche Washington und Rochambeau anführten, sich mit ihnen vereinigten. Nun blieb dem General Cornwallis, da er eine so große Macht gegen sich sah, kein anderes Mittel mehr übrig, als sich mit seiner ganzen Armee dem Ueberwinder auf Diskretion zu übergeben. Voll Bewunderung über die großmüthige Tapferkeit des Generals la Fayette, bat Cornwallis, als um eine Gunst, daß ihm erlaubt werden möchte, mit Niemand anders als mit diesem Helden in Unterhandlung treten, und Niemand anders als ihm seinen Degen über-

geben zu dürfen. La Fayette weigerte sich aus Bescheidenheit, diese Ehre anzunehmen: aber ihm blieb der Ruhm, den andern beyden Generalen den Sieg vorbereitet zu haben.

La Fayette gieng nunmehr nach Philadelphia zurück, wo sein Einzug ein wahrer Triumph war. Die Staaten von Virginien bewiesen ihm ihre Dankbarkeit, durch ein mit der ehrenvollesten Aufschrift geziertes und ihm zu Ehren errichtetes Brustbild. Wo er sich zeigte, da erhielt er Beweise von Liebe und von Hochachtung des Volkes. Endlich gieng er nach Frankreich zurück, um neue Hülfstruppen abzuholen; und der Kongreß befahl seinen Abgesandten in Europa, ihm alle Geheimnisse des Staates anzuvertrauen. Nicht lange war la Fayette in Europa gewesen, als er sich auch schon entschloß, nach Amerika wiederum zurück zu kehren. Er wollte sich zu Cadix auf der Flotte des Grafen Destaing einschiffen, der bereit war, mit achttausend Mann, welche er anführte, nach Amerika zu segeln. Aber an eben dem Tage, an welchem la Fayette zu Schiffe gehen wollte, erhielt er die Nachricht von dem geschlossenen Frieden.

Die Staaten von Virginien und von Pensylvanien haben zweyen neuen Provinzen den Namen La Fayette gegeben: und künftig wird dieser Name in den Jahrbüchern der Menschheit und in den Jahrbüchern der Ehre, sowohl in der alten als in der neuen Welt, gleich unsterblich bleiben.

Nach seiner Zurückkunft in Europa lebte la Fayette einige Jahre im Stillen mit seiner Familie, bis Calonne die Notabeln zusammen berief, unter denen auch er seine Stelle einnahm. Er schrieb verschiedene Aufsätze, und hielt mehrere Reden, in welchen er dem Könige und dessen

sen Brüdern den traurigen Zustand des Volkes in Frankreich lebhaft und rührend vorstellte, und um Abschaffung der Mißbräuche dringend bat. La Fayette sprach mit so großer Wärme und mit solcher Offenherzigkeit, daß am 24sten April 1787, der Graf von Artois ihm öffentlich und laut, Unzufriedenheit wegen seines standhaften und festen Betragens zeigte. La Fayette aber antwortete dem Grafen: „Monseigneur! ich bin ein Edelmann, und habe folglich das Recht, meine Beschwerden vor dem Throne niederzulegen.“ Hierauf stand einer von den Notabeln auf, und sagte zu Herrn la Fayette: „Durch ihre Thaten in Amerika hatten Sie sich schon eine Stelle unter den Helden erworben; aber niemals mehr als jetzo haben Sie diesen ehrenvollen Titel verdient. O! warum ist nicht hier ein Künstler, der Ihr Bildniß verfertige, in dem gegenwärtigen Augenblicke, in welchem Ihr patriotischer Eifer Sie zu einem der allergetreusten Unterthanen des Königs macht.“ La Fayette endigte hierauf die Sitzung mit einer Rede, welche er durch folgende Worte beschloß: „Und da die Meynung, die ich vorgetragen und unterzeichnet habe, Seiner Majestät übergeben werden soll: so wiederhole ich mit doppeltem Zutrauen die Bemerkung, welche ich dem Herrn Grafen von Artois schon mitgetheilt habe. Nemlich: daß die Millionen, welche man durchbringt, durch Auflagen erhalten werden; daß Auflagen sich nicht rechtfertigen lassen, wenn sie nicht für die wirklichen Bedürfnisse des Staats bestimmt sind; daß alle diese Millionen, welche man dem Raube und der Geldgierde überläßt, die Frucht der Thränen, des Schweißes, vielleicht sogar des Blutes des Volkes sind; und daß die Berechnung der Unglücklichen, welche man gemacht hat, indem man diese Geldsumme, die so leichtsinnig ver-

schwendet wird, zusammenbrachte, eine, für die bekannten, gütigen und gerechten Gesinnungen Seiner Majestät, sehr traurige Berechnung seyn müßte."

Einige Tage nachdem der König mit seiner Familie von Versailles nach Paris gekommen war, hielt la Fayette, an die Offiziere der Pariser Bürgermiliz, welche bey ihm in seinem Hause versammelt waren, folgende Anrede:

„Wir sind verlohren, meine Herren, wenn der Dienst in unserer Armee künftig nicht genauer als bisher geschieht. Wir sind die einzigen Soldaten der Revolution; wir allein müssen die königliche Familie vor allen Angriffen beschützen; wir allein müssen die Freyheit der Stellvertreter der Nation beschützen; wir sind die einzigen Wächter des königlichen Schatzes. Ganz Frankreich, ganz Europa hat die Augen auf die Pariser gerichtet. Ein Auflauf zu Paris, ein Angriff auf jene geheiligten Personen, durch unsere Nachlässigkeit geschehen, würde uns auf immer entehren, und uns den Haß der Provinzen zuziehen, welche alsdann ihre Waffen gegen uns kehren würden. Ich verlange daher von Ihnen, meine Herren, im Namen des Vaterlandes, daß Ihre Bürgersoldaten sich mit mir aufs Neue, auf das Allerfeyerlichste verbinden, und den Eid schwören sollen, ihr persönliches Interesse einem genauen und ununterbrochenen Dienste aufzuopfern; einem Dienste, welcher, in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, so unumgänglich nothwendig ist."

„Vier Monate lang haben die Pariser gedient, und schon sind sie des Dienstes müde! Es sey mir erlaubt, Ihnen zu erzählen, was die Amerikaner auszustehen hatten, um die Freyheit zu erwerben. Sieben Jahre lang haben sie ihre Häuser, ihre Weiber und ihre Kinder ver-

lassen. Sieben Jahre lang waren sie ohne Obdach, ohne Kleider, ohne Brod, der strengsten Witterung ausgesetzt. Ich selbst, der ich die Ehre hatte General derselben zu seyn, habe mehrere Monate ohne einen Heller in der Tasche gelebt. Mein Unterhalt war nicht besser als der Unterhalt des gemeinsten Soldaten. Dennoch schwöre ich bey meiner Ehre, daß, während sieben im Elende zugebrachter Jahre, ich niemals einen Amerikaner habe sich beklagen hören."

„Und Sie, meine Herren, Sie, die Sie, sobald Sie die Flinte niedergelegt haben, wiederum in ihre Häuser zurückkehren; Sie, die Sie, mitten unter ihren Freunden, und Ihren Bekannten, alle Annehmlichkeiten der Gesellschaft, alle Bequemlichkeiten des Lebens genießen: Sie sollten sich darüber beklagen, daß Sie einige Monate aufopfern müssen, um nachher auf immer frey zu werden!"

„Mein Kopf hat keinen Werth. Aber ich schwöre, die französische Konstitution, an welcher wir arbeiten, zu beschützen: und eher werde ich mein Leben verlieren, als meinen Eid nicht halten!"

Der König war nunmehr mit seiner Familie zu Paris: dennoch aber war die Hauptstadt nicht ruhig. Ruhe gehörte nicht in den Plan der Verschwornen. Schon am siebenten Oktober, am Tage nach der Ankunft des Königs, entstand ein höchst gefährlicher Auflauf bey dem Kornhause, und ein paar Tage nachher versammelte sich der Pöbel in den Thuillerien und bey dem Leihhause, weil die Verschwornen das Gerücht hatten verbreiten lassen, als würde in dem Leihhause alles Geräthe, dessen Werth weniger als einen Louisd'or betrüge, umsonst zurückgegeben werden. Auch fieng man wiederum an, sich bey

den Beckern, um Brod zu drängen. Die ganze Stadt war in Unordnung und Unruhe, und die Bürgermiliz, statt den Unordnungen zu steuren und den Frevelthaten Einhalt zu thun, wiegelte selbst den Pöbel noch mehr auf. a)

Bald nachher verbreitete sich das Gerücht einer Verschwörung gegen den Staat, einer Gegenrevolution, einer neuen Bartholomäusnacht. Und dieses Gerücht ward eben so leicht geglaubt, als es schnell verbreitet wurde. Die leichtgläubigen und unwissenden Pariser sind, unter allen Völkern des Erdbodens, gerade dasjenige, welches sich am leichtesten von Demagogen führen läßt. Es braucht nicht einmal Kunst dazu sie zu führen. Will man einen großen Streich schlagen; so darf man ihnen nur etwas zum Spielen hinwerfen. Begierig fallen sie dann darüber her, denken nichts anders, sprechen von nichts anders, singen von nichts anders; und lassen indessen den ränkevollen Demagogen ruhig seinen verborgenen Plan ausführen. Es ist ein karakteristischer Zug der Pariser, daß sie an Nichts zweifeln. Als Friedrich der Große seine Kriegesanstalten den Berlinern verbergen wollte, da brauchte er dazu (wie Herr Nicolai sehr schön erzählt) die Geschichte eines ausserordentlicher Hagelwetters. Für die Pariser wäre die Geschichte des kleinsten Regenschauers, in ähn-

a) Une sédition violente étoit excitée dans le fauxbourg St. Antoine par des boulangers. Quelques individus de la garde nationale, oubliant le patriotisme accoutumé de la milice Parisienne, fomentoient le tumulte, au lieu de l'appaiser. Exposé des travaux de l'assemblée des Communes. p. 88.

lichem Falle, hinreichend gewesen. Sie sind nicht Wallfische, denen man eine Tonne vorwerfen muß; sondern Kinder, für welche ein bloßer Ball schon hinreichend ist. So gerne sie auch für Spartaner gehalten seyn möchten, sind sie doch nur die Athenienser von Europa. Wenn Alcibiades wiederkäme, so würde er seinen Hund unter sie schicken, so wie vormals unter die Athenienser, und mit noch grösserem Glücke. Das zeigte sich auch bey diesem Vorfalle. Ein Schneider sagte aus, man habe bey ihm fünfhundert Uniformen bestellt — und nunmehr war die Gegenrevolution gewiß. Ein lustiger Kopf lief umher, und machte mit Kreide Striche an die Hausthüren — und nunmehr war nichts gewisser, als daß man Paris verbrennen wollte. Doppelte Patrouillen giengen umher; während der ganzen Nacht waren alle Häuser erleuchtet: man schlief nicht, aus Furcht. Aber es kam keine Gegenrevolution, die Stadt brannte nicht ab — und nun bewunderten die klugen Pariser die große Vorsicht, und die vortreflichen Mittel, wodurch sie so wichtige Plane entdeckt, und die Ausführung derselben verhindert hatten.

Die ausserordentliche Aehnlichkeit des Karakters der Pariser mit dem Karakter der Athenienser ist den berühmtesten Schriftstellern Frankreichs, einem Voltaire, Rousseau, Mably, Montesquieu, und mehreren andern, aufgefallen. Und in der That, wenn man die griechische Geschichte nicht bloß oberflächlich, sondern mit philosophischem Auge studirt hat; so muß man diese Aehnlichkeit, die sich bis auf die kleinsten Züge des Karakters erstreckt, auffallend finden.

Ein vortreflicher Schriftsteller schildert die Athenienser auf folgende Weise: „Dieses Volk, welches sehr leb-

haft empfindet, und welches seine Gesinnungen sehr schnell verändert, vereinigt, mehr als andere Völker, in sich, die allerentgegengesetztesten Eigenschaften; diejenigen Eigenschaften, welche man am leichtesten mißbrauchen kann, um dasselbe irre zu führen. Die Geschichte zeigt uns dieses Volk, bald als einen Greis, welchen man ohne Furcht täuschen kann; bald als ein Kind, mit welchem man ohne Unterlaß spielen muß; zuweilen zeigt es Kenntnisse und Gesinnungen, die großer Seelen würdig sind; Vergnügen, Freyheit, Ruhe und Ruhm, liebt es bis zum Uebermaaß; Lobeserhebungen saugt es begierig ein; und verdienten Vorwürfen klatscht es selbst Beyfall zu. Es ist scharfsichtig genug, um die Plane, welche ihm vorgelegt werden, schon bey dem ersten Worte zu fassen; allzuungeduldig um die weitere Auseinandersetzung derselben anzuhören, und die Folgen im Voraus zu berechnen. Es droht seinen Vorgesetzten, zu eben der Zeit, da es seinen grausamsten Feinden vergibt. Es geht, schnell wie der Blitz, von der Wuth zum Mitleiden, von der Niedergeschlagenheit zur Frechheit, und von der Ungerechtigkeit zur Reue über. Es ist äusserst veränderlich, und auf einen solchen Grad leichtsinnig, daß bey den wichtigsten Geschäften, ja sogar in der grösten Gefahr, ein entfallenes Wort, ein glücklicher Scherz, ein geringer Gegenstand, der unbedeutendste Vorfall, wenn er nur unvermuthet kam, hinreichend war, um es seine Furcht vergessen zu machen, oder ihm seinen eigenen Vortheil aus den Augen zu rücken. So wie es leicht ist, den Hang eines solchen Volkes zu kennen, und die Leidenschaften desselben in Bewegung zu setzen; so ist es auch nicht weniger leicht, sein Zutrauen zu gewinnen, oder dasselbe zu verlieren. So lange man aber dieses

Zuhörern gemischt, so lange darf man Alles sagen, Alles unternehmen. Man stoße es zu dem Guten oder zu dem Bösen hin; es wird, mit derselben Heftigkeit, dem Stoße folgen. Es läßt sich nur zu leicht von Schmeichlern führen; von Schmeichlern, welche nicht weniger gefährlich sind, als die Schmeichler der Tyrannen, und welche, eben so wie diese, sich für nichts so sehr fürchten, als in Ungnade zu fallen." a).

Ein anderer Kunstgriff, dessen sich, zu dieser Zeit, die Demagogen bedienten, um das Volk in dem Freyheits-Enthusiasmus zu erhalten, war, daß sie, in fliegenden Blättern, welche täglich zu Paris zu Hunderten erschienen, Nachrichten von Revolutionen, von Staatsumwerfungen, von Verschwörungen, von Zerstörungen berühmter Gefängnisse, von Enthauptungen oder Ermordungen erhabener oder berühmter Personen, bekannt machen liessen. Der leichtgläubige Pariser glaubte, die ganze Welt sey im Aufruhr: und er dünkte sich nicht wenig, wenn er bey sich selbst bedachte, daß Er es wäre, der zu dieser ungeheuren, sich fortwälzenden Bewegung, den ersten Stoß gegeben hatte; daß Er es wäre, der die Welt aus ihren Angeln gehoben hätte; daß Er es wäre, der, als ein zweyter Herostrat, in den ehrwürdigen gothischen Tempel der europäischen Staatsverfassung, zuerst die Fackel des Aufruhrs und der zügellosen Ungebundenheit getragen hätte.

Dreyer demokratischer Schriftsteller, die sich vorzüglich auszeichneten, habe ich schon erwähnt; nemlich des Loustalot, Marat und Desmoulins. Ausser

---

a) Voyage d'Anacharsis en Grèce. T. 2. p. 245. Ed. de Liège.

diesen gab es noch einige Andere, welche ebenfalls genannt zu werden verdienen. Diese waren: Brissot de Warwille, ein übertriebener Demokrate, welcher Frankreich in eine Republik zu verwandeln wünschte. Er gab ein Journal heraus, welches häufig gelesen wurde. Ferner, Mercier, der, schon seit langer Zeit, als ein äusserst seichter und furchtbarer Schriftsteller, bekannte Mercier. Von seinem Journale erschien, unter dem Namen: Annales patriotiques, täglich ein Blatt, in welchem die allerübertriebensten und abgeschmacktesten Vernünfteleyen vorkamen. Mercier arbeitete selbst wenig daran; er lieh nur seinen Namen. Der eigentliche Verfasser war Carra, ein Mann dem es nicht an Genie fehlte, der zuweilen vortreflich schrieb, und der sich, schon vor der Revolution, als einen müthigen Feind des Despotismus, und vorzüglich als einen Gegner des Calonne, gezeigt hatte. Seine Grundsätze waren übertrieben demokratisch. Mirabeau gab, unter dem Namen: Courier de Provence, ein heftiges demokratisches Journal heraus, dessen Verfasser eigentlich Dumont, ein Genfer war, und wozu Mirabeau nur seinen Namen lieh. Auch eine Dame ist aufgetreten, welche in den Modeton mit einstimmte, welche die heftigsten demokratischen Grundsätze vertheidigte, und welche über Staatswissenschaft raisonnirte, ohne auch nur die ersten Anfangsgründe derselben studirt zu haben. a)

---

a) Nous avons eu occasion de connoître un vrai phénomène politique. C'est un journal sur les affaires publiques composé par une femme. On avoit dit jusqu'à présent, que les femmes n'entendoient d'autre métaphysique que celle de l'amour. Mais Mademoiselle de Kéraglio a prouvé,

Das Journal, welches sie schrieb, erschien wöchentlich, unter dem Titel: Journal d'Etat et du Citoyen. Sie hieß: Mademoiselle de Keraglio. Ausser den genannten Journalen gab es noch ein anderes; das Journal der Propaganda. Es kam ohne Namen des Verfassers heraus, und führte den Titel: La bouche de fer. Es war in dem allerschwülstigsten, freymäurerischmystischen Tone geschrieben, und enthielt den ungeheuersten Unsinn. Der Herausgeber dieses Journals, und zugleich einer der vorzüglichsten Mitarbeiter an demselben, war Herr Bonneville; eben derjenige, welcher vormals, gemeinschaftlich mit Herrn Friedel, das deutsche Theater übersetzte; eben derjenige, welcher nachher die aus der Freymäurerey vertriebenen Jesuiten schrieb; und eben derjenige, dessen oben, in dem ersten Bande, erwähnt worden ist. Der Zweck dieses Journals sollte seyn: unter den, über die ganze Erde zerstreuten Freunden der Freyheit, eine mystische, ihnen nur allein verständliche Sprache einzuführen, und die Freymaurer-Logen zu Seminarien der Anarchie und des Aufruhrs zu machen.

Unter die merkwürdigen, demokratischen Schriften gehört auch eine sogenannte: Histoire de la Constitution, wovon mehrere Bände herausgekommen sind. Alle Fakta werden in dieser Geschichte vorsetzlich verstellt und verunstaltet, und der ganze Zweck, welchen sich der Verfasser vorsetzte, als er sein Werk schrieb, scheint gewesen

---

par le titre seul de son Journal, que les abstractions les plus hardies ne l'effrayent pas. Son titre est de cette métaphysique qui avoisine l'obscurité. C'est le Journal d'état et du Citoyen. Révolutions de Paris. N. 14. p. 33.

zu seyn, eine Lobrede auf Mirabeau, eine Mirabeaniade zu schreiben. Langgesponnene Deklamationen, und übertriebene Grundsätze der Demokraten, findet man auf allen Seiten dieser unbedeutenden Parthieschrift. Nur eine Stelle aus derselben zur Probe. „Es ist unrichtig (heißt es) wenn man behauptet, der König sey der beständige und erbliche Stellvertreter der Nation. Diese beyden Begriffe sind miteinander im Widerspruche: denn jeder Stellvertreter kann abgesetzt werden, und wenn er nicht abgesetzt werden kann, so ist er kein Stellvertreter. Wie könnte demzufolge das Recht die Nation vorzustellen erblich seyn?“ a)

Sobald der König Versailles verlassen hatte, und nach Paris gekommen war, erwachten die Einwohner von Versailles, gleichsam wie aus einem tiefen Schlafe. Versailles, diese belebte und bevölkerte Königsstadt, war jetzo in eine weitläufige Einöde verwandelt. Vergebens bereuten nunmehr die Einwohner dieser Residenz, daß sie nicht ihren König, gegen seine Mörder und gegen die Pariserarmee, geschützt hatten. Zu spät sahen sie ein was sie verlohren. Mittelbar oder unmittelbar war der Hof die Quelle, aus welcher alle ihre Einkünfte flossen. Nunmehr war die Quelle versiegt, und Mangel, Elend und Jammer, fiengen überall an sich zu zeigen. Dazu kam noch die traurige Aussicht, bald auch die Nationalversammlung zu verlieren, welche dem Könige nach Paris zu folgen schon beschlossen hatte.

Aus diesen traurigen Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand, wurden die Einwohner von Ver-

---

a) Histoire de la révolution de 1789. T. 3. p. 68.

sailles durch einen Brief des Herrn la Fayette geweckt, der ihnen ankündigte, daß, in der folgenden Nacht, eine Räuberbande Versailles verwüsten, und den Versammlungssaal der Nationalversammlung verbrennen wolle; daher sie gebeten würden, die nöthigen Anstalten zu treffen, und auf ihrer Huth zu seyn. La Fayette war durch falsche Nachrichten hintergangen worden. Er zweifelte selbst an der Wahrheit dieses Gerüchts. Indessen hielt er dafür: es sey besser zu viel als zu wenig Vorsicht zu gebrauchen. Und ausserdem fand er für gut, den Einwohnern von Versailles Beschäftigung zu geben; damit sie darüber ihren Schmerz, wenigstens auf eine Zeitlang, vergessen möchten. Auch erreichte er seinen Zweck: Von einem panischen Schrecken ergriffen, zogen die Versailler auf die Wache. Sie umringten das Schloß, brachten die Nacht schlaflos zu, und erwarteten, mit Ober- und Untergewehr, die Räuber — welche nicht kamen, und welche auch niemals zu kommen die Absicht gehabt hatten.

Nachdem Schrecken und Furcht vorüber waren, fieng der Schmerz über den Verlust des Königs von Neuem an, und die Einwohner der Stadt Versailles überreichten der Nationalversammlung folgende Bittschrift:

„Die Vorsteher des Bürgerrathes, als Stellvertreter der Staatsbürger von Versailles, eilen, Ihnen ihr Bedauren, über den Verlust, welchen sie erlitten haben, und über denjenigen Verlust welcher ihnen noch droht, auszudrücken. Wir beschwören Sie, gnädige Herren, unsere Stadt nicht zu verlassen, und, gefälligst, die Versicherung unserer Liebe Seiner Majestät zu überbringen; so wie auch unserer tiefen Verehrung, und unserer eifrigen Wünsche für Seine Zurückkunft in eine

Stadt, welche sich glücklich schätzt, schon seit zwey Jahrhunderten, die Wiege ihrer Könige gewesen zu seyn."

Ist nun dieß die Sprache eines freyen, oder der Freyheit würdigen Volkes, an seine Stellvertreter? Sind es nicht vielmehr Verbeugungen feiler Höflinge, welche, der Vorzimmer von Jugend auf gewohnt, gar nicht mehr anders, als mit gebogenem Rücken und mit wiegendem Gange, einhergehen können? Und welch eine Inkonsequenz in dem Betragen der Versailler! Erst jagen sie ihren König mit Gewalt weg, und nachher möchten sie ihn gern wiederum zurück haben. So wie die Kinder, die ihr Spielzeug wegwerfen, aber dasselbe gleich wieder haben wollen, sobald sie sehen, daß Jemand anders dasselbe aufnimmt!

Der Präsident der Nationalversammlung antwortete in eben dem Tone: „Seiner Majestät müßten diese Gesinnungen der Einwohner von Versailles sehr schmeichelhaft seyn; und die Versammlung würde ihr Verlangen in Berathschlagung nehmen." a) Und doch war der Beschluß der Nationalversammlung, nach Paris zu gehen, schon seit einigen Tagen öffentlich bekannt gemacht! Warum sagte dieß der Präsident nicht geradezu? Warum schlug er die Bitte, die er nicht gewähren konnte, nicht geradezu, mit der Aufrichtigkeit eines ehrlichen Mannes ab: statt, im Hoftone, Versprechungen zu machen, die er zu halten nicht gesonnen war? „Stolze und heilige Freyheit! könnten diese armseeligen Leute dich kennen: wie würden ihre schwachen Sklavenseelen sich vor

a) Le Président répondit: que Sa Majesté ne pouvoit qu'être flattée des sentiments des habitans de la ville de Versailles, et que l'assemblée délibéreroit sur leurs demandes.

dir fürchten? Wie würden sie mit Schrecken dich fliehen, als eine Last, die bereit liegt, sie zu zermalmen!"

Wegen der patriotischen Steuer ließ die Nationalversammlung folgende Proklamation an die Provinzen ergehen:

„Zuschrift der Nationalversammlung an ihre Kommittenten."

„Die Abgeordneten zu der Nationalversammlung unterbrechen auf eine kurze Zeit ihre Arbeiten, um ihren Kommittenten die Bedürfnisse des Staates auseinander zu setzen, und um den Patriotismus zu ersuchen, daß er die im Namen des Vaterlandes, welches sich in Gefahr befindet, genommenen Maaßregeln unterstützen möge. Wir würden an Euch zu Verräthern werden, wenn wir Euch nicht sagten, daß die Nation sich entweder auf eine glorreiche Höhe erheben, oder in den Schlund des Unglücks stürzen wird. Eine große Revolution, deren Plan uns noch vor wenigen Monaten unmöglich auszuführen würde geschienen haben, ist mitten unter uns geschehen. Beschleunigt durch unvorhergesehene Zeitumstände, hat dieselbe den plötzlichen Umsturz der bisherigen Regierungsform nach sich gezogen. Ohne daß sie uns die nöthige Zeit gelassen hätte, zu unterstützen, was noch beybehalten werden muß, oder zu ersetzen, was zerstört werden mußte, hat uns dieselbe plötzlich mit Trümmern umringt. Vergeblich haben unsere Bemühungen die Regierungsform aufrecht zu erhalten gesucht. Sie geht einer schädlichen Unthätigkeit zu. Die öffentlichen Einkünfte sind verschwunden; und der Kredit konnte nicht zu einer Zeit entstehen, in welcher die Furcht der Hoffnung gleich zu seyn

schien. Indem diese Triebfeder der gesellschaftlichen Kraft zu wirken aufhörte, ist alles übrige zu gleicher Zeit mit erschlafft: Menschen und Dinge, Entschlossenheit, Muth, ja die Tugenden sogar. Wenn Ihr nicht, vermöge Euerer Mitwirkung, Euch bestrebet, dem politischen Körper Bewegung und Leben wieder zu ertheilen, so würde die schönste Revolution eben so schnell untergehen, als dieselbe entstanden ist. Die politische Gesellschaft würde in das Chaos zurückkehren, aus welcher so viele edelmüthige Arbeiten dieselbe gezogen haben: und diejenigen, welche auf immer eine unzerstörbare Liebe der Freyheit behalten werden, würden den schlechten Bürgern des Staates nicht einmal den schändlichen Trost übrig lassen, wiederum Sklaven seyn zu können. Seitdem Euere Abgeordneten sich auf eine gerechte und nothwendige Weise vereinigt, allen Unterschied aufgehoben, und allen eigenen Vortheil aus den Augen gesetzt haben, seit dieser Zeit hat die Nationalversammlung ohne Aufhören an Gesetzen gearbeitet, welche, indem sie Alle gleich angehen, auch Allen zum Schutze dienen sollen. Sie hat grosses Unrecht ersetzt; sie hat mancherley Bande der Knechtschaft zerrissen, welche die Menschheit erniedrigten; sie hat Freude und Hoffnung in den Gemüthern der Bewohner des platten Landes erweckt, in den Gemüthern dieser seit so langer Zeit verachteten und muthlos gemachten Gläubiger des Erdreiches und der Natur; sie hat unter den Fränkreichern die Gleichheit, die zu sehr verkannte Gleichheit, das Allen gemeine Recht dem Staate zu dienen, seines Schutzes zu genießen, und seine Gunstbezeigungen zu verdienen, wiederum hergestellt; sie bauet endlich, zufolge Euerer Vorschriften, auf die unbewegliche Grundfeste der unvergeblichen Menschenrechte, all-

mählig eine Konstitution, welche eben so sanft wie die Natur, eben so dauerhaft als die Gerechtigkeit seyn wird, und deren Unvollkommenheiten, veranlaßt durch die Unerfahrenheit ihrer Urheber, sich leicht werden in der Folge verbessern lassen. Wir hatten mit Vorurtheilen zu streiten, welche schon seit Jahrhunderten eingewurzelt waren. Tausendfältige Ungewißheit ist jederzeit mit großen Veränderungen verbunden. Unsern Nachfolgern wird das Licht der Erfahrung leuchten: wir hingegen mußten bey dem schwachen Scheine der Grundsätze eine neue Bahn suchen. Sie werden ruhig arbeiten können: wir hingegen hatten heftige Stürme auszustehen. Sie werden ihre Rechte, sie werden die Grenzen der verschiedenen Arten von Gewalt kennen: wir hingegen mußten jene wieder erwerben, und diese festsetzen. Sie werden unser Werk noch fester gründen, sie werden uns übertreffen: und dieß sey unsere Belohnung. Wer dürfte es nunmehr wagen, voraus zu sagen, zu welcher Größe Frankreich sich noch erheben werde? Wer wollte seinen Hoffnungen ein Ziel setzen? Wer wollte sich nicht freuen, ein Bürger dieses Reiches zu seyn? Dennoch befinden sich unsere Finanzen in einer so kritischen Lage, daß dem Staate eine gänzliche Auflösung droht, ehe noch diese schöne neue Ordnung der Dinge eingeführt werden kann. Seitdem der Staat keine Einkünfte mehr hat, ist das baare Geld verschwunden; hundert verschiedene Ursachen treiben dasselbe aus dem Reiche; alle Quellen des Kredits sind versiegt; die Zirkulation des Geldes scheint aufhören zu wollen: und wenn nicht der Patriotismus der Regierung und den Finanzen zu Hülfe kommt, so geht unsere Armee, unsere Flotte, unser Getreidevorrath, unsere Künste, unsere Handlung, unser Ackerbau zu Grunde; und Frankreich

eilt schnell einem Zeitpunkte zu, in welchem keine Gesetze mehr vorhanden seyn werden, und in welchem eine völlige Anarchie alle möglichen Unordnungen hervorbringen wird. In diesem Falle hätte sich die Freyheit unsern Augen auf eine kurze Zeit nur gezeigt, um sich desto weiter zu entfernen, und uns das bittere Bewußtseyn zurück zu lassen, daß wir nicht würdig sind, dieselbe zu besitzen. Zu unserer Schande könnten wir aldann vor den Augen der Welt, unser Unlück Niemand anders zuschreiben, als uns selbst. Bey einem so fruchtbaren Erdreiche, bey einer so hervorbringenden Betriebsamkeit, bey einer Handlung, wie die unsere ist, was kann bey so vielen Hülfsmitteln zur Wohlfahrt, eine Unordnung in unseren Finanzen zu sagen haben? Die ganze Summe, deren wir jetzt bedürfen, beträgt kaum soviel als ein einziger Feldzug kostet. Und sollte dann unsere Freyheit nicht so viel werth seyn, als jene unsinnigen Kämpfe, in welchen sogar die Siege für uns verderblich waren? Ist der jetzige Zeitpunkt erst einmal vorbey, dann, weit entfernt, dem Volke zu viel aufzubürden, wird es leicht seyn, das Schicksal desselben zu verbessern. Durch Einschränkungen, welche noch nicht einmal die Ueppigen und Reichen angehen werden; durch Verbesserungen, welche Niemanden unglücklich machen sollen; durch leichte Veränderungen der Auflagen, nebst gleicher Vertheilung derselben, wird das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe wiederum hergestellt, und eine neue, beständige Ordnung eingeführt werden, welche unter einer immerfortdaurenden Aufsicht bleiben, und daher unveränderlich seyn wird. Diese herrliche Aussicht beruht auf den allerzuverläßigsten Berechnungen, auf wirklichen und bekannten Thatsachen. In diesem Falle kann man den

Grund

Grund der Hoffnung durch Vernunftschlüsse deutlich darthun, und dasjenige berechnen, was die Einbildungskraft darbietet. — Aber die gegenwärtigen Bedürfnisse! aber die öffentliche Kraft, welche gelähmt ist! aber hundert und sechzig Millionen außerordentlicher Ausgaben, welche für das gegenwärtige Jahr, und für das künftige, vonnöthen sind! — Der Finanzminister hat uns eine Vermögenssteuer vorgeschlagen, als ein Hauptmittel zu diesem Zwecke, als ein Mittel, von dessen Anwendung die Wohlfahrt der Monarchie abhängt. Da wir uns in der Nothwendigkeit befanden, ohne Aufschub den Bedürfnissen des gemeinen Wesens abzuhelfen, und es uns unmöglich schien, in einem kurzen Zeitraume den uns vorgelegten Plan zu untersuchen, so haben wir vorsetzlich vermieden, uns darüber in lange Debatten einzulassen. Und da wir in dem Vorschlage des Ministers nichts fanden, was unserer Pflicht entgegen gewesen wäre: so haben wir uns ganz dem Zutrauen gegen ihn überlassen, in der Voraussetzung, daß Ihr es auch thun würdet. Die allgemeine Anhänglichkeit der Nation an den Urheber dieses Plans schien uns dafür zu bürgen, daß derselbe gelingen werde: und wir haben seiner langen Erfahrung mehr zugetraut, als unsern Vernunftschlüssen. Die Angabe der Einkünfte wird dem Gewissen der Staatsbürger überlassen. Dem zufolge hängt der Erfolg dieser Maaßregel ganz allein von ihrem Patriotismus ab. Darum dürfen wir hoffen, darum müssen wir glauben, daß dieser Plan gelingen werde. Zu einer Zeit, da die Nation sich aus dem Nichts der Knechtschaft zu der Schöpfung der Freyheit erhebt; zu einer Zeit, da die Politik sich mit der Natur vereinigen wird, um das erhabene Schicksal derselben zu entfalten: wie sollten zu einer solchen Zeit verächtliche

Leidenschaften sich ihrer Grösse widersetzen; die Selbstsucht, sie in ihrem Fluge aufhalten; und das Wohl des Staates weniger wiegen können, als eine persönliche Steuer! Nein! eine solche Verblendung kann es nicht geben. Nicht einmal die Leidenschaften lassen sich durch so unrichtige Rechnungen verführen. Könnten bey der Revolution, welcher wir ein Vaterland zu verdanken haben, einige Frankreicher gleichgültig geblieben seyn, so müßte wenigstens die Ruhe des Königreiches, von welcher ihre eigene Sicherheit ganz allein abhängt, ihnen wichtig bleiben. Man dürfte nicht erwarten, daß mitten in einer allgemeinen Durcheinanderwerfung; während einer gänzlichen Vernichtung der schützenden Oberaufsicht; wenn eine Menge brodloser Bürger des Staates aus allen Werkstätten der Handwerker weggewiesen, das unvermögende Mitleiden anflehen werden; wenn die Armee sich in herumstreifende, mit dem Schwerte bewaffnete, und durch Hunger wüthend gemachte Haufen, zertheilen wird; wenn das Eigenthum nicht mehr sicher seyn wird; wenn das Leben eines Jeden in Gefahr seyn wird; wenn alle Häuser in Schrecken, oder in Trauer versenkt seyn werden: denn in einer solchen Verwirrung dürften grausame und selbstsüchtige Menschen nicht erwarten, daß man sie sollte ruhig desjenigen geniessen lassen, was sie auf eine sträfliche Weise dem Vaterlande entziehen. Nichts würde ihr Schicksal vor dem traurigen Schicksale der Uebrigen auszeichnen, als: öffentlich eine gerechte Schmach; heimlich in dem Innern ihrer Seele eine vergebliche Nachreue a). Und was haben wir nicht neulich

---

a) Man bemerke, mit wie großer Kunst, die Nationalversammlung, durch Versprechungen sowohl als durch Dro-

für auffallende Beweise desjenigen Gemeingeistes gesehen, welcher alles Gute so sehr erleichtert! Mit welcher Schnelligkeit hat die Bürgermiliz sich gebildet; jene Legionen von Bürgern des Staates bewaffnet zu der Vertheidigung des Staates, zu der Erhaltung der Ruhe, zu der Aufrechthaltung der Gesetze! Eine großmüthige Nacheiferung zeigt sich überall. Städte, Gemeinheiten und Provinzen, haben ihre Vorrechte für gehässige Auszeichnungen angesehen: sie haben mühsam nach der Ehre gestrebt, sich derselben zu entledigen, um dadurch ihr Vaterland zu bereichern. Ihr wißt es selbst, daß man kaum Zeit genug hatte, alle die Aufopferungen, welche der reinste Patriotismus darbrachte, in Beschlüsse zu verwandeln. Die Staatsbürger haben der grossen Familie diejenige Mitgift wieder zurück gegeben, welche einige einzelne Personen vor den übrigen im voraus erhalten hatten. Vorzüglich, seitdem unsere Finanzen sich in einer so kritischen Lage befinden, hat die Anzahl der patriotischen Geschenke zugenommen. Das gröste Beyspiel zur Nachahmung ist von dem Throne ausgegangen; von dem Throne, dessen Majestät durch die Tugenden eines wohlthätigen Fürsten noch erhöht wird. O! mit so vielem Rechte von Deinem Volke geliebter König! rechtschaffner und ehrlicher Mann! vortrefflicher Bürger des Staates! Du hast einen Blick auf die Pracht geworfen, welche Dich umgiebt; Du hast befohlen, daß alles bloß zum Prunk dienende Metall eine Hülfsquelle für die Nation werde! Du hast alle Gegenstände der Ueppigkeit vernichtet: aber Deine höchste Würde hat

---

hungen, den Frankreichern das Geld aus den Taschen zu locken sucht!

dadurch einen neuen Glanz erhalten. Und während die Liebe der Frankreicher gegen Deine geheiligte Person mit Unwillen sieht, daß Du Deinem Vergnügen entsagen mußt; während dieser Zeit erheben sie mit lautem Beyfalle Deinen Edelmuth. Ihre Großmuth wird Dir Deine Wohlthaten so vergelten, wie Du wünschest, daß Dir dieselben vergolten werden sollen; nemlich: durch Nachahmung Deiner Tugenden; und indem sie Dir das Vergnügen machen, Deinem ganzen Volke in der Laufbahn des öffentlichen Wohls voran gegangen zu seyn! — Wie viele Reichthümer, welche bis jetzt von einer prahlerischen und eiteln Ueppigkeit verschlungen wurden, werden nunmehr in thätige Mittel der Wohlfahrt sich verwandeln! Wie viel kann eine kluge Sparsamkeit der Bürger des Staates zu der Erreichung des großen Zweckes der Wiederherstellung des Reiches beytragen! Wie viele von unsern frommen Vätern zu dem Dienste der Altäre angehäufte Schätze, werden zum Dienste des Vaterlandes, an das Tageslicht kommen, und dennoch ihre gottesfürchtige Bestimmung nicht verändern! „Seht hier, (so spricht die heilige Religion) seht hier, was ich in glücklichen Zeiten gesammelt und aufbewährt habe. Ich bringe es jetzo in einer bedrängten Zeit dem gemeinen Wesen. Euere tugendhafte Väter haben mir diesen ehrenvollen Tribut bezahlt: nicht für mich; denn ein geborgter Glanz kann meine Größe nicht erheben, sondern für Euch und für den Staat.“ Wer könnte sich enthalten, so rührenden Beyspielen nachzufolgen! Welch ein Zeitpunkt, um unsere Hülfsquellen zu öffnen, und um den Beystand aller Theile des Reiches anzurufen! Leidet nicht, daß die entstehende Freyheit durch eine Verletzung der allerheiligsten Verträge geschmähet werde! Suchet jene

schrecklichen Stöße zu verhindern, welche, indem sie die am festesten gegründeten Einrichtungen umwerfen würden, zu gleicher Zeit die Glücksumstände eines Jeden erschüttern, und in kurzem über ganz Frankreich die Trümmer eines schändlichen Schiffbruches verbreiten müßten. Wie sehr irrt man sich, wenn man in einiger Entfernung von der Hauptstadt die öffenliche Treue nicht als die erste Bedingung des Bündnisses, welches uns zusammenhält, und nicht in ihren innigen Verbindungen mit der Wohlfahrt der Nation betrachtet! Was wollen denn diejenigen, die es wagen dürfen, das entehrende Wort Bankerott auszusprechen? Wollen sie etwa eine Gesellschaft von reißenden Thieren, und nicht eine Gesellschaft von gerechten und freyen Menschen? Wo ist der Frankreicher, der es wagen dürfte, einem seiner unglücklichen Mitbürger in das Angesicht zu sehen, wenn er zu sich selbst sprechen müßte: „Auch ich habe dazu beygetragen, Millionen meiner Mitbürger das Leben zu verbittern?“ Und wie wären wir dann jene Nation, welcher, ihre Feinde sogar, den Stolz der Ehre zugestehen müssen, wenn uns die Ausländer eine BANKEROTTE NATION schelten könnten? wenn sie uns anklagen könnten, daß wir nur darum unserer Freyheit und unserer Kräfte uns wieder bemächtigt hätten, um Frevelthaten begehen zu können, welche selbst der Despotismus verabscheute? Es würde uns wenig helfen, wenn wir auch noch so sehr betheurten, daß wir diese schreckliche Greuelthat nicht absichtlich begangen hätten. Das Geschrey derjenigen, welche über ganz Europa darunter leiden müßten, würde laut gegen uns zeugen. Es ist Thätigkeit vonnöthen; es werden schnelle, wirksame unfehlbare Maaßregeln erfordert. Sie verschwinde endlich, diese schon seit so langer

Zeit über unsern Häuptern schwebende Wolke, welche von einem Ende Europens zum andern Frankreichs Gläubiger mit Schrecken erfüllt! welche den Hülfsquellen der Nation weit furchtbarer werden kann, als jene Landplagen, die unsere Felder verwüstet haben! Welchen großen Muth werdet Ihr in uns anfachen, um die Geschäfte auszuführen, deren Besorgung Ihr uns anvertraut habt! Denn wie könnten wir mit Zuversicht für die Konstitution eines Staates arbeiten, von dem es noch ungewiß wäre, ob er auch bestehen könnte? Wir haben den Eid geschworen, daß wir das Vaterland retten wollten. Urtheilt nunmehr selbst, wie bange uns werden muß, wenn wir zu befürchten haben, daß dasselbe in unsern Händen zu Grunde gehen möchte. Es bedarf nur eines vorübergehenden Opfers, dem allgemeinen Wohl dargebracht; nicht etwa den räuberischen Händen der Geldgierde. Wohlan! dieses kleine Söhnopfer für die Irrthümer und für die Fehler einer Zeit, in welcher wir in politischer Knechtschaft lebten; sollte es für unsern Muth zu groß seyn? Bedenkt, wie viel die Freyheit allen Völkern gekostet hat, welche sich derselben würdig zeigten. Ströme von Blut sind für sie geflossen; lange Unglücksfälle, schreckliche Bürgerkriege, bezeichneten jederzeit ihre Entstehung. — Von Euch verlangt sie weiter nichts, als einen Geldbeytrag; ein kleines Opfer; ein Geschenk, welches Niemand arm macht; welches in unsere Hände zurück fließt, um uns zu bereichern; welches auf unsere Städte, auf unsere Felder herabfällt, um den Ruhm und den Wohlstand derselben zu erhöhen."

„Mounier Präsident."

Diese Zuschrift wurde im September aufgesetzt, und am sechsten Oktober, nachdem der König von Versailles

abgereist war, der Nationalversammlung vorgelesen, und von derselben angenommen.

Um diese Zeit waren die demokratischen Zeitungen und Journale voll von Lobeserhebungen der schrecklichen Auftritte des fünften und sechsten Oktobers. Der Graf Mirabeau schrieb: „Die Pariser Armee hat sich großen Ruhm erworben, durch die Schnelligkeit ihrer Eroberung, durch die Weisheit in der Wahl ihres Lagers, und durch Milde und Mäßigung nach erhaltenem Siege a).“ Brissot schrieb: „Es war ganz natürlich, daß die Pariser nach Versailles ziehen mußten, um die Gardes du Korps zu bestrafen, um den König nach Paris zu führen, und um ihn dem Einflusse der Aristokraten zu entziehen.“ Mercier behauptete: „Die Begebenheiten des fünften und sechsten Oktobers seyen durch die Vorsehung geleitet worden: und den Verbrechern den Prozeß machen zu wollen, würde eben so viel seyn, als der Vorsehung selbst den Prozeß zu machen b).“

---

a) Les journalistes du parti dominant parloient avec éloge des crimes commis à Versailles le 5 et 6 Octobre 1789. Le Comte de Mirabeau disoit: que l'armée Parisienne avoit eu la gloire de la rapidité dans la conquête, la sagesse de la conduite dans les campemens, et la douceur de la modération après la victoire. Mounier appel, p. 5.

b) M. Mercier prétendit, dans ses Annales patriotiques: que les événements du 5 et 6 Octobre avoient été conduits par la Providence. „Le Chatelet“ disoit-il „oseroit faire la guerre à la Providence. Il voudroit punir les trente trois mille instruments, qu'elle a employée dans cette occasion pour sauver la France entière.“ Mounier p. 18.

An dem achten Oktober ließ der gefangene König an die Einwohner der Stadt Paris folgende Proklamation ergehen:

„Im Namen des Königs."

„Ludwig, von Gottes Gnaden König von Frankreich und von Navarra. Allen unseren lieben und getreuen Einwohnern unserer guten Stadt Paris, unsern Gruß zuvor."

„Liebe und getreue Unterthanen. Wir haben uns entschlossen, Euerem Verlangen zu entsprechen, und Euch einen ausgezeichneten Beweis Unserer Liebe und Unseres Zutrauens zu geben, indem Wir mit der Königin, Unserer erhabenen Gefährtin, und mit Unserem lieben Sohne, dem Dauphin von Frankreich, mitten unter Euch gekommen sind. Unsere zärtliche Liebe zu Euch, hat sogleich unsere Aufmerksamkeit auf Euere vorzüglichsten Bedürfnisse gewendet, und vor Allem auf die Nothwendigkeit, Ordnung, Ruhe und Frieden, unter Euch herrschend zu machen. Wir haben erfahren, daß einige Einwohner Unserer guten Stadt Paris, durch Aufwiegelung angetrieben, zusammenlaufen, und Unruhen verursachen, welche unter den Bürgern des Staates Besorgnisse erregen. Es würde Uns in der That unbegreiflich seyn, wie das Volk Unserer guten Stadt Paris seinen bekannten Karakter so sehr verleugnen könnte, wenn dasselbe nicht durch übelgesinnte und dem gemeinen Wohl feindselige Personen aufgewiegelt worden wäre. Die Beweise der Liebe und der Treue, welche Wir, seit Unserer Ankunft in dieser Stadt, erhalten haben, bürgen uns immer mehr und mehr, für die Zuneigung aller Staatsbürger. Es ist der Wunsch derselben, so wie der Unsere, daß Unser Aufenthalt in dieser Hauptstadt nicht durch

traurige Unordnungen verhütet werde, welche die öffentliche Sicherheit in Gefahr setzen, und in den Provinzen gerechte Besorgnisse rege machen könnten. Um denselben zuvor zu kommen, hat der Bürgerrath der Stadt Paris geglaubt, sich an Uns wenden zu müssen, nachdem derselbe vorher diejenigen Maaßregeln genommen hatte, welche die Zeitumstände erfordern. Da Wir nun den löblichen Eifer des Bürgerraths zu unterstützen, und der Erwartung aller guten Bürger des Staates zu entsprechen gesonnen sind: so haben Wir die gegenwärtige Proklamation zu schreiben befohlen. Wir haben also bekannt gemacht, und machen bekannt: daß Unsere Gegenwart in Unserer guten Stadt Paris, weit entfernt ein Vorwand des Auflaufes oder der Unruhen zu werden, im Gegentheil für alle gute Bürger des Staates, ein mächtiger Beweggrund seyn sollte, um in dieser Stadt Ordnung und Ruhe wiederum herzustellen, und um einen Jeden von ihnen zu bewegen, daß er seine gewohnten Beschäftigungen und Arbeiten wieder vornehme. Wir erwarten, daß die Einwohner Unserer guten Stadt nur auf ihren wahren Vortheil sehen; nur auf die Stimme der Vernunft und auf die Stimme der Stellvertreter der Nation hören; so wie auch auf die dringenden Bitten, welche Unsere Liebe zu ihnen Uns in den Mund legt, achten; und jeden Rathgeber, der da suchen möchte, ihnen Unsere väterliche Gesinnungen verdächtig zu machen, von sich weisen werden. Sollten dessen ungeachtet, gegen Unsere Erwartung, Uebelgesinnte einen Auflauf veranlassen, oder Frevelthaten begehen: so befehlen Wir, daß durch alle schickliche Mittel denselben entgegen gearbeitet werde. Wir bevollmächtigen sogar den Befehlshaber der Bürgermiliz, diejenigen Mittel anzuwenden, welche

ihm anvertraut sind, und deren Gebrauch die öffentliche Sicherheit erfordern möchte, um die Staatsbürger sicher zu stellen, und um die Störer der öffentlichen Ruhe in Schranken zu halten, oder dieselben den Gesetzen des Königreiches gemäß, der Gerechtigkeit zu überliefern. Wir ersuchen alle guten, und Uns ergebenen Bürger des Staates, ihm Hülfe und Beystand zu leisten, damit es ihm gelingen möge, die Ruhe und die Sicherheit in dieser Hauptstadt ununterbrochen zu erhalten. Endlich ersuchen Wir auch alle Unsere guten und getreuen Unterthanen, zu überlegen, daß die Fortdauer des Auflaufes und der Unordnung der allgemeinen und der öffentlichen Freyheit, so wie auch den Gesinnungen der Gerechtigkeit und der Wohlthätigkeit, mit denen Wir ohne Aufhören gegen sie belebt seyn werden, die größten Hindernisse entgegen setzen müßte. Und es soll die gegenwärtige Proklamation in allen Quartieren Unserer guten Stadt Paris gelesen, bekannt gemacht und angeschlagen werden."

„Gegeben zu Paris, am achten Tage des Oktobers, des Jahres ein Tausend, sieben Hundert, und neun und achtzig."

„Ludwig."

„De St. Priest."

An die Provinzen ließ der König am neunten Oktober folgende Proklamation ergehen:

„Weil der König befürchtet, daß seine getreuen Bewohner der Provinzen mit Bekümmerniß die Erzählung der Umstände erfahren möchten, welche Ihn bewogen haben, seinen Aufenthalt in Paris zu nehmen: so glaubt Er ihnen Folgendes sagen zu müssen. Da Er von dem Marsche der Pariser Bürgermiliz, und von dem Wunsche

derselben, daß Se. Majestät ihr erlauben möchte, Seine Person zu bewachen, unterrichtet war: so würde es dem Könige ein Leichtes gewesen seyn, Versailles zu verlassen, und sich nach einem andern Orte, als nach Paris, hinzubegeben. Aber Se. Majestät hat befürchtet, daß ein solcher Entschluß grosse Unruhe veranlassen könnte. Und da Er sich auf die Gesinnungen verläßt, welche Er von allen Seinen Unterthanen ohne Unterschied zu erwarten ein Recht hat: so hat Er mit Zuversicht Seinen Aufenthalt in Seiner Hauptstadt genommen. Er hat in derselben die allerhochachtungsvollsten Beweise der Liebe und der Treue der Einwohner Seiner guten Stadt Paris erhalten. Der König ist überzeugt, daß dieselben niemals einen Versuch machen werden, auf irgend eine Weise den freyen Willen ihres Oberherren einzuschränken. Und mitten unter denselben kündigt der König allen Bewohnern seiner Provinzen an: daß, nachdem die Nationalversammlung ihr grosses Werk der Wiederherstellung der öffentlichen Wohlfahrt geendigt haben wird, alsdann Se. Majestät den Plan ausführen werde, welchen der König schon seit langer Zeit auszuführen sich vorgenommen hatte, nemlich ohne allen Prunk Seine Provinzen zu besuchen, um desto genauer zu erfahren, was für Wohlthaten Er denselben zu erweisen im Stande sey, und um denselben in dem Ausgusse Seines Herzens zu beweisen, daß sie Ihm alle gleich theuer und werth seyen. Er erwartet schon im Voraus, daß Er von denselben diejenigen Beweise der Liebe und des Zutrauens erhalten werde, welche jederzeit der Gegenstand Seiner Wünsche gewesen sind, und welche das eigentliche Glück Seines Lebens ausmachen. Der König erwartet auch, daß diese Seine Erklärung alle Bewohner Seiner Provinzen antreiben

werde, durch ihre Aufmunterungen die Arbeiten der Nationalversammlung zu unterstützen, damit Frankreich bald, unter dem Schutze einer glücklichen Konstitution, jene Tage des Friedens und der Ruhe erleben möge, welche schon seit so langer Zeit eine unglückliche Zwietracht von diesem Reiche entfernt gehalten hat."

Gegeben zu Paris, am neunten Oktober des Jahres ein Tausend, sieben Hundert und neun und achtzig."

„Ludwig."

„De St. Priest, Staatssekretair."

Herr Necker hatte diese Proklamation aufgesetzt. Die Letztere lobte er selbst, als den Zeitumständen sehr angemessen; ungeachtet es beynahe unbegreiflich scheint, wie er es wagen durfte, dem Monarchen solche Dinge in den Mund zu legen a). Es erhellet aus dieser Proklamation abermals deutlich: daß Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe unter die Zahl der so hoch gepriesenen Tugenden des Herrn Neckers nicht gehören, und daß derselbe, ungeachtet seiner vorgeblichen Frömmigkeit, ein Minister war, wie die meisten anderen französischen Minister vor ihm und neben ihm gewesen sind.

Die nähern Umstände der Greuelthaten des fünften und sechsten Oktobers, so wie der Antheil, welchen der Herzog von Orleans an denselben gehabt hatte, wurden in-

a) Je tachois d'exprimer (dans cette Proclamation) les sentiments de douceur et de bonté dont Sa Majesté étoit animée, et qui, dans la position où Elle se trouvoit, s'accordoient si parfaitement avec la sagesse. Necker sur son administration. p. 215.

dessen näher bekannt. La Fayette entdeckte den Plan der Verschwornen, und fand, daß auch sein eigener Name auf dem Mordverzeichnisse gestanden hatte. Er begab sich zu dem Könige, und theilte demselben seine Entdeckung mit. Ein außerordentlicher Staatsrath ward zusammenberufen. Es wurde den Mitgliedern desselben die Frage vorgelegt: ob man den Herzog von Orleans solle in Verhaft nehmen lassen, oder nicht? La Fayette gab den Rath: den Herzog nicht in Verhaft nehmen zu lassen, sondern ihn nach England zu senden. Der Vorschlag wurde angenommen. Nach geendigtem Staatsrathe schrieb la Fayette einen Brief an den Herzog, in welchem er demselben befahl, innerhalb drey Tagen Paris zu verlassen. Orleans, über die Entdeckung seiner Verschwörung erschrocken, warf sich dem Könige zu Füßen, und bat um Verzeihung. Der König vergab ihm, unter der Bedingung, daß er Frankreich verlassen und nach England reisen solle. Nun rief Orleans seine vertrautesten Freunde: Mirabeau, Sillery, Biron, La Touche und La Clos, zusammen, und berathschlagte sich mit denselben, ob er dem Befehle des Königs gehorchen solle, oder nicht? Alle waren darin einstimmig: daß der Herzog nicht gehorchen, sondern die Sache auf das Aeußerste ankommen lassen solle. Mirabeau nahm Alles auf sich, und er bewies dem Herzoge, daß dessen Macht und dessen Popularität groß genug seyen, um sich dem Könige sowohl als dem Herrn la Fayette, entgegen setzen zu können. Ferner sprach Mirabeau zu dem Orleans: „Verreisen Sie, so sind Sie verloren. Bis jetzt hat man zwar Verdacht auf Sie, aber keine Beweise: Ihre Abreise würde die Vermuthung in Gewißheit verwandeln.“ Der Herzog versprach, diesem Rathe zu folgen und nicht

wegzuweisen. Darauf schlug Mirabeau vor: er wolle in der Nationalversammlung selbst den Herzog anklagen, um diesem Gelegenheit zu verschaffen, sich zu rechtfertigen, und sich von allem Verdachte zu reinigen. Der Tag, an welchem diese Anklage geschehen sollte, wurde bestimmt. Mirabeau brachte eine ganze Nacht schlaflos zu, um die Rede zu schreiben, welche der Herzog, als eine Antwort auf Mirabeaus Anklage der Versammlung vorlesen sollte. Der Tag erschien, und eine Viertelstunde vor der bestimmten Zeit, als Mirabeau, der Abrede gemäß, seine Klage vorbringen sollte, erhielt er in der Versammlung ein Billet von Orleans, welches folgende Worte enthielt: „Ich bin anderer Meynung geworden; thun Sie das Verabredete nicht; heute Abend wollen wir uns sprechen a).“ Mirabeau stand zornig auf, gieng zum Herzoge von Biron, zeigte diesem das erhaltene Billet, und sagte überlaut: „Nehmen Sie; lesen Sie; er ist feigherzig, wie ein Lakai. Er ist ein H.... der nicht verdient, daß man sich so viele Mühe um ihn gebe b).“

Nach den abscheulichen Auftritten des sechsten Oktobers verliessen viele wahre Patrioten und rechtschaffene Mitglieder, welche bisher zum Glücke Frankreichs eifrig mitgearbeitet hatten, die Nationalversammlung auf immer. Es waren ihrer mehr als dreyhundert; mehr als der vierte Theil aller Mitglieder der Versammlung. Sie wollten nun nicht länger Mitglieder einer

a) J'ai changé d'avis; ne faites rien; nous nous verrons ce soir.

b) Tenez, lisez. Il est lâche comme un laquais. C'est un Jean-foutre, qui ne mérite pas les peines qu'on s'est donné pour lui. Témoin 53.

Versammlung bleiben, welche einen, unter ihren Augen vorgehenden Königsmord, nicht nur nicht zu verhindern gesucht, sondern denselben veranlaßt; ja, was noch unglaublicher scheint, selbst daran Theil genommen hatte. Sie reisten weg, und brachten zwar ein beklemmtes Herz, aber ein ruhiges Gewissen in ihre Provinzen zurück. Einige von ihnen, Lally, Mounier und Türkheim, machten die Ursachen ihrer Entfernung öffentlich bekannt. Lally Tolendal war, mehr als irgend Jemand anders, Zeuge von allen Vorfällen gewesen; denn die Nationalversammlung hatte ihn gewählt, um den König nach Paris zu begleiten. Er sah daher nicht nur die Greuel, welche in Versailles vorfielen, sondern auch, was während des Zuges geschah. Man höre ihn selbst, in einem Briefe an einen Freund: a)

„Weder die strafbare Stadt, noch die weit strafbarere Versammlung, verdienen, daß ich mich rechtfertige; aber mir liegt daran, daß Sie, und die Personen, welche denken wie Sie, mich nicht verdammen. Sie haben wohl schon meine Schrift gelesen, und aus dem, was ich gesagt habe, auf das schließen können, was ich noch verschweige. Meine Gesundheit würde, ich schwöre es Ihnen, mir es unmöglich machen, meinen Arbeiten bey der Nationalversammlung länger vorzustehen. Aber gesetzt auch, dieß wäre nicht der Fall gewesen: so würde es doch meine Kräfte über-

---

a) Herr von Lally Tolendal ist ein Sohn des berühmten Lally, welcher unschuldig enthauptet wurde, und der Madame de Maulde. Er ward, von dem Könige, für Lally's rechtmäßigen Sohn erkannt, und nahm den Namen seines Vaters an. In dem Jahre 1780 erhielt er die Stelle eines Rittmeisters unter den Kürassieren.

siegen haben, länger den Abscheu zu ertragen, welchen das vergossene Blut; die auf Stangen getragenen Köpfe; die, kaum ihren Mördern entgangene, Königin; der als Sklave geführte König, welcher mitten unter den Mördern in Paris ankam, und welchem die abgehauenen Köpfe seiner unglücklichen Leibwache vorgetragen wurden; in mir erweckten. Die treulosen Truppen; die Mörder; die, mit kannibalischer Wuth, tanzenden Weiber; das wiederholte Geschrey: alle Bischöffe an die Laterne! Zu der Zeit, da der König, zwischen zwey Bischöffen seines Staatsrathes, in die Stadt einfährt; ein Flintenschuß, welchen ich selbst, in den Wagen der Königin abfeuern sah; Herr Bailly, welcher dieses einen schönen Tag nannte; die Versammlung, welche ganz kaltblütig beschlossen hatte, es sey unter ihrer Würde den König zu umgeben; Mirabeau, welcher ungestraft die Frechheit hatte, in der Nationalversammlung zu sagen: das Staatsschiff, weit entfernt in seinem Laufe aufgehalten zu seyn, segele, jetzt mehr als jemals, glücklich fort; Barnave, welcher mit ihm lachte, während Ströme von Blut um uns her flossen; der tugendhafte Mounier, welcher, nur durch ein Wunder, zwanzig Mördern entgieng, die aus seinem Kopfe eine Trophäe mehr hatten machen wollen. Dieß sind die Ursachen, die mich bewogen haben, zu schwören: daß ich keinen Fuß mehr in diese Höhle von Kannibalen setzen würde, wo ich nicht mehr Kraft genug hatte, meine Stimme zu erheben; wo ich, seit sechs Wochen, vergeblich dieselbe erhoben hatte; ich, Mounier, und alle Rechtschaffenen; wo die letzte Bemühung Gutes zu thun darinn bestand, sie zu verlassen. Furcht habe ich nie, auch nicht entfernt gefühlt. Ich würde

erröthen,

erröthen, wenn ich mich gegen einen solchen Vorwurf zu vertheidigen hätte. Noch auf meiner Wegreise, habe ich von diesem Volke, das weniger strafbar ist als Diejenigen, welche es aufwiegeln, Zurufungen und Beyfallklatschen erhalten, welches für Andere sehr schmeichelhaft gewesen wäre, mich aber schaudern machte." a)

Der vortrefliche Mounier sagt: „Wäre ich in der Versammlung geblieben, und hätte ich stille geschwiegen; was für eine schreckliche Marter würde es dann nicht für mich gewesen seyn, dem Verbrechen die Belohnung der Tugend zuzusprechen; alle Greuel des fünften und sechsten Oktobers, als Heldenthaten loben; feige Ermordung Muth, und den unerträglichsten Despotismus Freyheit nennen hören zu müssen; und, auf diese Weise, indem man den unerhörtesten Schandthaten einen Anstrich von Tugend giebt, ihre Urheber aufmuntern zu sehen, dieselben zu wiederholen, und das Volk, sich von neuem verleiten zu lassen, sobald Jene sich desselben wiederum zum Werkzeuge ihrer schrecklichen Plane zu bedienen für gut finden möchten." b)

Herr von Türkheim sagt: „Ich sah ihn, den schreckenvollen Tag des fünften Oktobers, und die, ihm folgende, noch grausamere Nacht, in der nichts mehr heilig war; wo, mitten unter den Stürmen der Elemente, man nur immer das dumpfe Getöse der Trommeln, und je zuweilen Flintenschüsse hörte, die nur Bürgerblut vergiessen konnten. Ich sahe die Bänke, wo die Deputirten des Reiches sitzen sollten, mit unflätigen und trunknen Weibern; die Gallerien mit bewaffneten Leuten be-

a) Actes des Apôtres N. 2.
b) Mounier exposé de sa conduite. p. 37.

setzt; unsere Ehrenwache zerstreut; und eine unberufene, kriegerische Menge an dem Eingange des Saals. Und so sollten wir, nach Mitternacht, von dem Könige berufen worden seyn, um frey über die gegenwärtige, kitzliche Lage zu berathschlagen. Ich sahe das Haus des Präsidenten der Versammlung, welches für die Nation ein Heiligthum seyn sollte, bestürmt, und ihn, den edeln Mann, bedroht aber unerschüttert, an der Spitze der Proskriptionslisten. Ich sahe das getäuschte Volk, zu Versailles, die treue Wache des Königs, seine letzten Beschützer, angreifen. Ich sah, um Mitternacht, 20,000 unberufene Menschen, mit vierzig Kanonen, mit angezündeten Lunten, in Versailles einbrechen, und das königliche Schloß berennen. Ich sahe den andern Tag, die blutigen Köpfe einiger Edelleute der Leibwache, die in dem Vorzimmer der Königin und ihrer Schwester (weil sie ihrem Eide treu waren) den grausamsten Tod fanden, auf Piken, im Triumph, umhertragen. Ich sah in unserer Versammlung den Schrecken auf allen Gesichtern, nur auf wenigen teuflische Freude und Hohngelächter; und hörte endlich, daß der beste König, nach und nach von jedermann verlassen, nur seinem edeln Muthe allein überlassen, nebst seiner Familie, unter Bedeckung einer bewaffneten Menge, nach seiner Hauptstadt, in ein glänzendes Gefängniß, geführt worden." a)

Auf eine solche Weise sprechen, von diesen Auftritten, Augenzeugen; Mitglieder der Nationalversammlung; unbescholtene, rechtschaffene Männer; wahre Patrioten.

Am achten Oktober schlug Mirabeau vor; den König künftig nicht mehr König von Frankreich, sondern

---

a) Von Türkheim Bericht an die Gemeine von Straßburg.

König der Frankreicher zu nennen. Die Nationalversammlung nahm den Vorschlag an. Philosophisch betrachtet, war diese Veränderung des königlichen Titels weiter nichts als ein Wortstreit. Was liegt daran, ob der König so oder anders heiße? Die unsterbliche Katharina nennt sich nicht Kayserin von Rußland, sondern Selbstbeherrscherin aller Reussen. Der Polnische König, der doch gewiß nicht glaubt, daß ihm Polen eigenthümlich zugehöre, nennt sich hingegen König von Polen. Die Schwedischen Könige, welche vormals von den Reichsständen tyrannisirt wurden, nannten sich nichts desto weniger Könige von Schweden. Der Prinz von Oranien nennt sich nicht Statthalter der Holländer, sondern von Holland. Uebrigens erfordert es die Etikette des Londner Hofes schon lange, den französischen König nicht König von Frankreich, sondern König der Frankreicher zu nennen.

Am zehnten Oktober erzählte der Chevalier de Cocherel der Nationalversammlung einen Vorfall, der deutlich genug beweist, in welcher Lebensgefahr diejenigen Mitglieder der Nationalversammlung, welche nicht von der herrschenden Parthie waren, sich befanden. „Als ich“ sagte er, „am vorigen Dienstag, mit dem Marquis de Gouy d'Arcy, nach Paris reiste, hielt mein Wagen einige Minuten zu Seve an, und wurde in demselben Augenblicke von dem Pöbel umringt. Ein Kerl fragte mich, ob ich nicht Herr de Virieux a)

a) Der Graf von Virieux, der sich, durch richtigen Verstand, Muth und reine Grundsätze, vorzüglich auszeichnet, ist einer von denen Edelleuten, welche im Dauphine den Eingriffen des Despotismus sich standhaft muth-

seyn? „Ich antwortete, nein, und erkundigte mich bey diesem Manne, was er mit Herrn de Virieux vorhabe? „Ermorden wollen wir ihn, und noch viele andere Mitglieder der Versammlung, welche schlechte Staatsbürger sind," schrie der Kerl. — Herr Cocherel verlangte: die Versammlung solle sogleich Maaßregeln ergreifen, um solchen Frevelthaten Einhalt zu thun. Sehr viele Mitglieder riefen: „Ordnung! Ordnung des Tages! Privatsachen gehören nicht vor die Versammlung!" Nunmehr trat Herr Malouet auf den Rednerstuhl. Mit Geduld wartete er, bis der Lerm, wodurch man ihn zu sprechen verhindern wollte, aufgehört hatte, und sprach dann, mit dem Muthe eines Kato und mit der Beredsamkeit eines Cicero: „Ist es möglich, meine Herren, sollte die Versammlung, bey der Anzeige, welche derselben so eben gemacht worden ist, bey einem Plane, der darinn besteht, mehrere Ihrer Mitglieder zu ermorden, ruhig bleiben können? Sie arbeiten an der Staatsverfassung, Sie kündigen dem Volke Freyheit an; und die Erstlinge dieser Freyheit sollten in der Proskription derjenigen Stellvertreter bestehen, deren Meynung mit der herrschenden Meynung nicht übereinstimmt? — Ich bin auch einer von diesen Proskribirten; giebt es aber eine gültige Anklage gegen mich, so stehe der Ankläger auf: ich bin bereit ihm zu antworten, nicht nur in so fern ich ein Mitglied dieser Versammlung zu seyn die Ehre habe, sondern ich will mich über alles, was ich, als Staatsbürger und in öffentlichen Aemtern, seit

voll entgegen gestellt haben. Wie drückend muß demnach nicht die Ungerechtigkeit seyn, welche einen solchen Mann auf das Verzeichniß der Feinde des Vaterlandes zu setzen wagt?

zwanzig Jahren gethan habe, verantworten. — Sollte es dann möglich seyn, meine Herren, daß Sie erfahren könnten, daß Sie ohne Abschen sehen könnten, wie man dem Leben Ihrer Kollegen droht? Daß Sie ruhig bleiben konnten, bey der Greuelthat, die man Ihnen jetzt anzeigt? Wenn ich nicht schon früher, nicht vor Herrn Cocherel, gesprochen habe: so geschah es nur deswegen nicht, weil mich diese Angelegenheit persönlich betrifft. Ich selbst habe zwanzig Meuchelmörder vor der Thüre eines ehrwürdigen Mitgliedes dieser Versammlung a) gesehen; ich habe gesehen, wie sie die Thüre aufzubrechen versuchten, um ihn zu ermorden; und ich, meine Herren, ich, der ich schon lange in schändlichen Pasquillen beleidigt und verläumdet worden bin, ich werde jetzt mit bewaffneter Hand verfolgt. Was wird dann am Ende aus allen diesen Greuelthaten entstehen? Glauben Sie etwa Freyheit? Nein, meine Herren, dahin gelangt man nicht durch Ausgelassenheit, nicht durch Bubenstücke. Die Wohlthaten derselben gehören nur den guten Sitten, der Tugend, dem Patriotismus, der muthvollen Mäßigung. Das betrogene Volk, das, durch sträfliche Pasquillanten, deren Zahl täglich zunimmt, berauschte Volk; das irre geleitete Volk; diese Zuschauer sogar, welche Sie an die Frechheit gewöhnt haben, unsere Meynungen mit lauter Stimme zu miß-

a) Herr Mounier. Seinen Karakter, seine Schriften, sein muthvolles Betragen, wird noch die späteste Nachwelt bewundern. Er zeichnete sich vorzüglich aus. Im Dauphine wagte er sein Leben für die Vertheidigung des Volkes und der Freyheit; und von Versailles mußte er fliehen, um sich vor den gezückten Dolchen der ihn umringenden Meuchelmörder zu retten.

billigen; diese werden zuletzt für die Stellvertreter der Nation alle Achtung verlieren. Und wie sollen dieselben alsdann Achtung für die von diesen Stellvertretern gegebenen Gesetze behalten? Glauben Sie, daß eine Staatsverfassung bestehen könne, welche die gegenwärtige Generation, sowohl als die Nachwelt, für eine Wirkung der Furcht halten wird? Und was soll aus uns werden; was werden wir seyn, wir, die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, wenn uns nicht einmal auf diesem Rednerstuhle unserm Gewissen zu folgen erlaubt ist; wenn wir dem Ersten, welcher uns zur Rede stellen will, von unsern Meynungen Rechenschaft geben sollen? Ach! meine Herren, Sie haben die Rechte des Menschen und des Bürgers bekannt gemacht; aber diese Rechte sind jetzo für Niemand vorhanden! — — Ich verlange daher, ich fordere: daß man sich über die Anzeige des Herrn Locherel berathschlage, oder daß man deutlich erkläre, man wolle sich darüber gar nicht berathschlagen; damit wir alle endlich wissen, was wir zu erwarten haben."

Mirabeau suchte, durch einen demagogischen Kunstgriff, die Augen der Versammlung und der ganzen Nation, von sich selbst, und von Untersuchung der Mordthaten, welche er veranlaßt hatte, abzuwenden, und auf Jemand anders zu lenken. Er stand auf, und sprach: „Weil man jetzo ohnehin Anzeigen macht, so will auch ich eine machen. Jedermann weiß, daß der Minister, Graf de St. Priest, der der Schaar von Weibern, welche nach Versailles gekommen ist, um daselbst Brod zu holen, folgende Worte zur Antwort gegeben hat: „Als Ihr Einen König hattet, da fehlte es Euch nicht an Brod. Nunmehr habt Ihr zwölfhundert Könige. Geht hin, und fordert Brod von denselben."

Mirabeau klagte den Grafen de St. Priest an: daß er, durch diese Rede, habe, unter dem Volke, Aufruhr stiften wollen.

Quis tulerit Gracchos, de seditione quærentes?

JUVENAL.

Die Versammlung beschloß: daß der Untersuchungs-Ausschuß untersuchen solle, ob diese Anklage gegründet seye, oder nicht.

Hierauf schrieb der Graf de St. Priest, an den Präsidenten des Untersuchungs-Ausschusses, folgenden Brief:

„Ich erfahre, mein Herr, daß die Nationalversammlung eine Anklage des Herren Grafen von Mirabeau angenommen, und die Untersuchung derselben dem Untersuchungs-Ausschusse übergeben habe. Ich glaube dieser Untersuchung zuvor kommen zu müssen, indem ich die Ehre habe, Ihnen feyerlich zu erklären, daß die, von dem Herrn Grafen von Mirabeau angeführte Thatsache, erfunden ist, und daß ich zu derselben nicht die mindeste Veranlassung gegeben habe. Der Herr Graf von Mirabeau sagt nicht, daß er selbst mich so sprechen gehört hätte. Daher will ich glauben, er sey von Jemand irre geführt worden. Ich erkläre, bey meiner Ehre, welche mir theurer ist als das Leben, daß ich mit keinen andern Weibern gesprochen habe, als mit denjenigen, welche in das Ochsenauge kamen, welche anzuhören, und mit welchen zu sprechen, der König mir befohlen hatte. Ich glaube, es seyen wenigstens hundert Zeugen bey der Unterredung gegenwärtig gewesen, und ich zweifle, ob ein einziger derselben werde behaupten dürfen, es sey von der Nationalversammlung gesprochen worden. Auf die Klage dieser fünf oder sechs Weiber, daß es ihnen an Brod fehle, habe ich geantwortet: der König habe alles

angewandt, um dem Königreiche und der Hauptstadt Getraide zu verschaffen; wenn die Erndte schlecht sey, so werde es schwer, für den Unterhalt des Volkes zu sorgen; man habe aus allen Ländern der Welt, Getreide kommen lassen; übrigens habe, schon seit zwey Monaten, die Stadt Paris die Sorge für ihre Unterhaltung selbst übernommen, und der König, sowohl als die Minister, unterstützten dieselbe, so viel in ihren Kräften stehe. Ich erinnere mich nicht, daß diese Unterredung, von welcher ich dem Könige sogleich Rechenschaft ablegte, irgend einen andern Gegenstand betroffen hätte; und ich wiederhole, daß ich zuverläßig gewiß weiß, es sey von der Nationalversammlung keine Rede gewesen. Wie kann man auch die fünf oder sechs Weiber, mit denen ich in dem Ochsenauge gesprochen habe, eine Schaar nennen? Es scheint beynahe, als hätten Diejenigen, welche dem Herrn Grafen von Mirabeau diesen Bericht abstatteten, nicht einmal den Ort gewußt, wo die Unterredung vorgefallen ist. Ich füge noch hinzu, daß, ohne die Ehre zu haben ihm bekannt zu seyn, ohne ihn, in meinem ganzen Leben, auch nur ein einziges mal gesprochen zu haben, ich dennoch ein Recht hatte, von ihm zu erwarten, daß er weniger leichtsinnig auf meine Rechnung eine Rede schieben sollte, welche, unter allen, die, seit einiger Zeit, gegen die Nationalversammlung vorgebracht worden sind, am öftesten ist wiederholt worden. Vielleicht hätte auch mein bisheriges Betragen mich vor einer solchen Anklage schützen sollen. Ich habe viele Jahre in dem Dienste meines Vaterlandes hingebracht, und für das Glück und den Ruhm desselben gearbeitet. Uebrigens weiß ich, daß ein Bürger des Staates jederzeit bereit seyn muß, vor dem Publikum sich zu verant-

wollen. Ich habe, erst vor kurzem, eine Verläumdung zurück gewiesen, welche man gegen mich ausstreute. Man hatte einen meiner Briefe verdreht. Aber das Original wurde vorgezeigt. Es bewies meine Unschuld, und der Betrüger ward entlarvt. Diesmal rufe ich Diejenigen auf, welche mich in dem Ochsenauge sprechen gehört haben. Auch erbiete ich mich, zu beweisen, daß ich, mit jenen Weibern, keine andere Unterredung, als die genannte, gehalten habe. Dieses, mein Herr, ist meine Rechtfertigung. Sie ist eilig verfertigt. Aber ich kenne die Gefahr des ersten Eindrucks, und ich weiß, wie leicht man denselben benutzen kann. Ich setze hinzu, daß ich für die Nationalversammlung die größte Hochachtung hege, von welcher ich noch kürzlich einen Beweis gegeben habe. Ich mache dem Herrn Grafen von Mirabeau seine Talente, seine Beredsamkeit und seine Hülfsmittel von mancherley Art, keinesweges streitig: aber ich glaube nicht, daß er ein besserer Staatsbürger sey, als ich bin. Ich habe die Ehre." u. s. w.

„Paris, am 10 Oktober 1789."

„Der Graf de St. Priest."

Mirabeau konnte die Anklage nicht beweisen. Er sah sich daher genöthigt, dieselbe zurück zu nehmen. Er sagte: Jemand anders habe, in Gegenwart des Ministers, diese oder eine ähnliche Rede gehalten, und der Minister habe dazu stille geschwiegen. Auch dieß war eine Unwahrheit. Indessen erreichte Mirabeau seinen Endzweck. Die Pariser beschäftigten sich mit der Anklage des Ministers, und vergaßen darüber die weit wichtigere Anklage, welche gegen Mirabeau selbst vorhanden war. a)

---

a) Observations du Comte de Lally-Tolendal sur la lettre de M. Mirabeau.

Als am zwölften Oktober die Nationalversammlung sich berathschlagte, ob man dem Könige noch künftig den Titel: König von Navarra lassen solle oder nicht, verlangte Mirabeau, man möchte hinzusetzen: König von Marseille. Es entstand ein lautes Gelächter, aber Mirabeau rief aus: „Ja, meine Herren, das Königreich von Marseille ist um 1500 Jahre älter, als einige andere Königreiche, die es jetzt giebt!“

Von dem zwölften Oktober an beschäftigte sich die Nationalversammlung mit der wichtigen Frage: ob die Güter und Besitzungen der Geistlichen der Nation gehörten oder nicht? Am zweyten November ward endlich beschlossen und entschieden: „daß alle Besitzungen der Geistlichen, nicht ihnen eigenthümlich zugehörten, sondern der Nation.“ An diesem Tage wurden die Mitglieder der Versammlung gezählt, und es fanden sich 914. Unter diesen waren 568 für den Beschluß, welchen die Nationalversammlung abfaßte, und 346 waren dagegen.

Gegen den 20 Oktober hatte die Theurung in Paris aufs neue angefangen sich zu zeigen, obgleich vierzehn Tage lang Brod im Ueberflusse vorhanden gewesen war. Drey Tage vorher, ehe der Beschluß über die Güter der Geistlichen gefaßt wurde, fand man in Paris beynahe gar kein Brod, und dem Volke sagte man: die Geistlichen seyen an der Theurung Schuld. Man behauptete: sie bezahlten die Becker, damit diese nicht backen möchten. Der Pöbel ward dadurch wüthend, und drohte allen Geistlichen mit dem Laternenpfahle. „An die Laterne mit den Tonsuren! Weg mit den

Laternen !" so rief das Volk in allen Straßen. Am 21sten Oktober fiengen in Paris die Unruhen von neuem an. Der Pöbel drang in das Haus eines Beckers, riß denselben von der Seite seiner schwangern Frau, und führte ihn nach dem Grèveplatze. Dort nahm ihn die Miliz unter ihren Schutz; aber der wüthende Pöbel drängte sich durch die Bajonette, warf die Miliz über den Haufen, ergriff den Becker, hieng ihn an den Laternenpfahl, schlug ihm den Kopf ab, trug denselben auf einer Stange im Triumphe in der Stadt herum, und brachte ihn endlich zu der Frau des Ermordeten, die vor Schrecken in Ohnmacht fiel. Dann wog der Pöbel den Kopf auf der Wage des Beckers, und setzte nachher seinen Zug durch die Straßen fort. Im Palais Royal hielt der Zug vor den Fenstern des Herzogs von Orleans stille; und der Mann, welcher den Kopf des unglücklichen Beckers auf der Stange trug, neigte denselben dreymal gegen die Fenster des Herzogs. Alles dieses geschah vor den Augen der Nationalversammlung und des Königs. Der König und die Königin nahmen sich der Wittwe des ermordeten Beckers an, und schickten derselben beträchtliche Summen zu.

Am 19. Oktober hielt die Nationalversammlung ihre erste Sitzung zu Paris. Sie wurde von Herrn Bailly in einer langen Rede bewillkommt, worin er unter andern schönen Dingen sagte: „Jeder Einwohner der Hauptstadt sey bereit, den letzten Tropfen seines Bluts für die Sicherheit der Mitglieder der Versammlung zu vergießen." Dem Könige hatte er dieß nicht gesagt! Der Präsident antwortete in einer eben so schönen Rede, in welcher er Paris mit Rom verglich, und sprach: „Das tugendhafte und

freye Rom war der Abgott Italiens, und das Schrecken der Welt a). Das tugendhafte Rom! Wie unbekannt muß man mit der Geschichte seyn, um so zu sprechen! Rom, der Abgott Italiens! Wann? In welchem Zeitalter? War nicht Rom beständig, und blieb es nicht jederzeit die Geißel Italiens? Die immerfortdauernden Kriege dieser ehrgeitzigen Stadt mit den Sabinern, mit den Equensern, den Samniten, den Vejensern, den Volsken, und den Tarentinern, machten ihren Namen über ganz Italien verhaßt. Und mit welchem unerträglichen Stolze, mit welcher Härte, behandelten die Römer die überwundenen Völker, welche sie zu Verbündeten aufnahmen! Wenn die Stadt Paris den französischen Provinzen eine solche Regierung bestimmte: so war die Aussicht für denselben wahrlich sehr traurig!

Am 26sten Oktober machte die Nationalversammlung einen Zeremonienbesuch bey dem Könige und bey der Königin. An demselben Tage ließ der Bürgerrath zu Paris mit Gewalt in ein dem Grafen von Artois gehöriges Haus einbrechen; das dem Bruder des Königs zugehörige Silbergeschirr wegnehmen; und dasselbe nach der Münze schicken.

Am 27sten Oktober übergaben die königlichen Minister der Nationalversammlung einen Aufsatz über die Kolonien, welcher die allergrößte Aufmerksamkeit verdiente. Sie stellten der Versammlung vor, daß die Kolonien

---

a) Rome vertueuse et libre fut l'idole de l'Italie, et la terreur du monde.

durch Klima, Produkte, Civiletat, und sogar durch die physische Existenz des größten Theils ihrer Einwohner, dem Mutterlande sehr unähnlich seyen; daß sie durch ihre innere Einrichtung; durch die Gesetze, denen sie folgen; durch ihre Bedürfnisse; durch ihr Kommerzverhältniß gegen das Mutterland und gegen Fremde; durch die Verwaltung ihrer Polizey und ihrer Finanzen; und durch Art und Natur der Abgaben, welche sie bezahlen müssen; von den europäischen Provinzen des Reichs auffallend verschieden seyen. Sie stellten vor, daß diese Verschiedenheiten in der Natur der Sache selbst lägen, und unmöglich aufgehoben werden könnten. Sie fragten die Nationalversammlung, ob ihre neuen Gesetze auch in den Kolonien gelten sollen oder nicht? Ob in einem Lande, wo zehen Eilftheile des Menschengeschlechtes Sklaven sind, auch alle an Rechten gleich und frey seyn sollen, wie in Europa? und wenn die Sklaven frey seyn sollen, so fragen sie, wovon nun diese ungeheure Menge Menschen, ohne Eigenthum, und von allen Mitteln sich die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen entblößt, künftig leben sollen? Sie fragten ferner: wie man in einem Lande, wo es keine Dörfer giebt, wo ein Jeder für sich und von andern entfernt lebt, einen Bürgerrath einrichten könne?

Von dem 20sten Oktober an beschäftigte sich die Versammlung mit Bestimmung der Eigenschaften, welche ein Staatsbürger nothwendig haben müsse, um zu dem Bürgerrathe, zu der Provinzialversammlung und zu der Nationalversammlung, wahlfähig zu seyn. Zufolge ihrer Beschlüsse muß derselbe 1) ein gebohrner oder naturalisirter Frankreicher seyn. 2) Er muß fünf und zwanzig

Jahr alt seyn. 3) Er muß in dem Bezirke, für welchen er gewählt werden soll, wenigstens seit einem Jahre ansäßig seyn. 4) Er muß den Bürgereid geschworen haben. 5) Er darf nicht in einem Zustande der Knechtschaft seyn, das heißt, nicht Jemand gedungen um den Lohn dienen. 6) Er darf nicht ein Bankerotter, insolventer Schuldner, oder Sohn oder Erbe eines solchen seyn. 7) Um in den Bürgerrath zu kommen, muß er eine jährliche Kontribution bezahlen, die so viel beträgt, als der Werth des Arbeitslohnes dreyer Tage. 8) Um in die Provinzialversammlung zu kommen, muß seine jährliche Kontribution wenigstens den Werth des Arbeitslohns von zehen Tagen ausmachen. 9) Um für die Nationalversammlung wahlfähig zu seyn, muß er eine jährliche Kontribution bezahlen, welche wenigstens den Werth einer Mark Silber beträgt, und noch überdieß ein Gutseigenthum (propriété foncière) besitzen. Diejenigen, welche diese Eigenschaften in sich vereinigen, sind allein wahlfähig, und heißen thätige Staatsbürger (citoyens actifs). Die Nationalversammlung, gleich der Penelope, die des Nachts das Gewebe wiederum auflöste, welches sie den Tag über gewürkt hatte, zerstörte durch diesen Beschluß ihr eigenes Werk: sie hob die goldene Gleichheit wiederum auf, welche sie allen Frankreichern, vermöge des ersten Artikels der Rechte des Menschen und des Bürgers, so großmüthig geschenkt hatte. Das Wesen eines freyen Staates besteht darin, daß jeder Staatsbürger (der sich nicht durch Verbrechen dessen unwürdig gemacht hat) gleiches Recht zu wählen, und gleiche Wahlfähigkeit besitze; sonst entstehen bald Patrizier, Aristokraten, und endlich Oligarchen, welche sich die Wahlfähigkeit allein anmaßen. Der demokratische

Theil der Schweiz ist vielleicht das Einzige Land in Europa, wo dieser vortreffliche Grundsatz die Grundlage der Staatsverfassung ausmacht, und als das Palladium der Freyheit angesehen wird. Dort giebt der Bediente seine Stimme zur Wahl, so gut, wie sein Herr; der Pächter so gut, wie der Grundbesitzer: denn, als Staatsbürger betrachtet, und vor dem Gesetze, sind sie alle gleich. Durch bürgerliche Konvention entstandene Unterordnung der Stände, erkennt das Gesetz eines republikanischen Staates nicht für gültig. In Frankreich hingegen wurde, statt der Aristokratie des Adels, welche man ausrotten wollte, die weit gefährlichere Aristokratie des Reichthums eingeführt. Zufolge dieses Beschlusses würde Rousseau, der unsterbliche Rousseau, nicht wahlfähig gewesen seyn. Obgleich er zwanzig Jahre in Frankreich gelebt hatte, würde er dennoch nicht unter die thätigen Staatsbürger haben gezählt werden können, weil er dürftig war, und keine Mark Silber jährlicher Kontribution bezahlen konnte. Wie inkonsequent waren in diesem Falle die unfehlbaren Gesetzgeber Frankreichs! Erst setzten sie den Grundsatz fest: „alle Menschen seyen gleich und frey," alle hätten gleiche Rechte, gleichen Antheil an der Oberherrschaft, und nachher schlossen sie doch von den Vorrechten derselben den größten Theil der Nation aus. Oder sind etwa in ihrem politischen Wörterbuche Weiber, Bediente, Bettler, ja selbst Landstreicher, Juden, und Kinder bankerotter Väter, keine Menschen? Muß man, um in Frankreich ein Mensch zu heissen, eine Kontribution von einer Mark Silber bezahlen? Sie sprechen von Gleichheit, von Tugend, und brandmarken doch die Armuth! Sie schränken den Titel thätiger Staatsbürger, auf die Personen des Ei-

nen Geschlechtes, auf diejenigen ein, welche der Zufall in Wohlhabenheit gesetzt hat! Sind dann so viele Arbeiter in den Manufakturen Frankreichs nicht mit mehrerem Rechte thätige Staatsbürger zu nennen, als die Advokaten ohne Prozesse, oder als die unwissenden Aerzte, deren schädlicher Thätigkeit Einhalt gethan werden sollte? Gehört eine Hausmutter, welche mitten unter ihren Kindern lebt, und dieselben für den Staat erzieht, nicht unter die thätigen Bürger? Wären etwa die Kinder bankerotter Väter keine Menschen, da sie nicht frey, und nicht den übrigen an Rechten gleich geboren werden? Und die Neger, und die Mulatten in den Inseln? Und die Juden im Elsaß? Dieses sind die Folgen, wenn man, wie die Nationalversammlung gethan hat, spekulirt, wo man handeln sollte; und wenn man den Versuch macht, abstrakte Grundsätze in Gesetze umzuschaffen!" a)

Am sechsten November schlug Mirabeau vor; daß die königlichen Minister zugleich Mitglieder der Nationalversammlung sollten seyn können. Mirabeau hätte dabey die Absicht, eine Ministerstelle zu erhalten, und in das Kabinet eben die Unordnungen zu bringen, welche er schon in die Nationalversammlung gebracht hatte. Seine Absicht mag aber gewesen seyn, welche sie wolle, sein Vorschlag war dennoch gut. Aus vielen Gründen

hätte

---

a) Desmoulins révolutions de France, N. 4. p. 57. sagt: Das Dekret wegen der Mark Silber habe einen dritten Theil der französischen Nation moralisch todtgeschlagen.

hätte die Nationalversammlung denselben annehmen sollen. Aber die Nationalversammlung verwarf aus den demokratischen Grundsätzen den Vorschlag, den Ministern des Königs Sitz und Stimme in der Versammlung zu geben.

„Die Minister des Königs," sagte Mirabeau, „beklagen sich, daß sie in keiner unmittelbaren und täglichen Verbindung mit uns stehen. England hat ihnen den Zutritt in das Unterhaus erlaubt, und niemals ist vorgeschlagen worden, sie aus demselben auszuschließen. England sieht ihre Zulassung als eines seiner größen Vorrechte, als eine Kaution ihrer täglichen Verantwortlichkeit, als eine immer fortdauernde Kontrole auf die ausübende Gewalt an. Jedes Parlamentsglied kann ihnen Fragen vorlegen; jede Frage ist offiziell. Ausflüchte, Zweydeutigkeiten, können nichts helfen, bey solchen Männern, die gerade und zur Sache gehörige Antworten zu fordern berechtigt sind. Ueberdieß, wenn wir die Minister zulassen, so weichen wir allen Widersprüchen, aller Unzufriedenheit aus! Oder fürchtet man etwa den Einfluß der Minister? Beruht dieser Einfluß nicht auf Talenten oder Tugenden: so kann die Nationalversammlung allemal seine Wirkungen verhindern. Die Zulassung der Minister wird das wahre Mittel seyn, den vielfältigen Aufschub und die Mißverständnisse in Ausübung unserer Beschlüsse aufhören zu machen. Man wird die Minister weit leichter fragen können, wenn sie gegenwärtig sind; weit leichter wird man von ihnen erfahren können, was man täglich, stündlich wissen muß; weit leichter als durch diese ewigen Ausschüsse, diese Ausschüsse, die schon dadurch, daß ihre Gewalt so lange dauert, vielleicht, zu einer andern Zeit, und unter andern Ministern, nicht unbestech-

bar seyn würden, und die Versammlung durch wohlberechnete Kunstgriffe irre führen könnten!“

Herr Blin wandte dagegen ein, daß man in England deutlich sehe, wie die Minister, im Parlamente, den Stellvertretern der Nation dadurch, daß sie Staatsgründe vorschützen, Stillschweigen gebóten. Er könnte dieses, sagte er, durch eine Menge von Beyspielen beweisen.

Vicomte von Noailles. Die Freyheit tritt erschrocken zurück vor dem Gedanken, den Ministern den Zutritt in unsre Versammlung zu gestatten. Sehen Sie auf England; hören Sie seine Klagen über den Einfluß der Minister, und die Bestechung der Parlamentsglieder. Umgeben mit Männern, die sich zum Kaufe anbieten, theilt der Minister im Unterhause die Rollen aus, und bezahlt jeden nach Verdienst.

Herr von Clermont-Tonnerre sprach für die Zulassung der Minister, aber die Nationalversammlung beschloß, daß kein Mitglied der gegenwärtigen Versammlung eine Stelle im Ministerium annehmen könne.

Von dem vierten November an beschäftigte sich die Versammlung vorzüglich mit dem großen und wichtigen Werke einer neuen geographischen Eintheilung Frankreichs, und mit Einrichtung der Gemeinden und der Bürgergerichte (municipalités).

Soll die neue Eintheilung des Königreiches nach Quadratruthen und Schuhen, das heißt, nach der Größe; oder nach dem Betrage der Abgaben; oder soll sie nach der Bevölkerung geschehen? Dieses war die Frage, worüber man sich lange und heftig stritt. Geschieht die Eintheilung nach der Größe, so ist sie ungerecht; denn ein Kanton wird aus unfruchtbaren, unbewohnten Bergen

und Morästen bestehen; der andere aus einer Stadt von einer Million Einwohner, wie Paris. Geschieht sie nach dem Betrage der Abgaben, so ist sie ungerecht: denn auf diese Weise begünstigt man die reichen Kantone auf Kosten der armen. Geschieht sie nach der Bevölkerung, so ist sie ungerecht: denn so wird ein Kanton fünf, sechs, acht mal so groß seyn, als ein anderer.

In Rücksicht auf die Wahl der Stellvertreter der Nation finden ebenfalls alle diese Schwierigkeiten statt. Soll die Anzahl der Stellvertreter, welche jeder Kanton wählt, im Verhältnisse mit seiner Größe seyn: so wird die Stellvertretung verschiedener Theile des Reiches sehr ungleich, und folglich ungerecht ausfallen; denn eine Stadt, wie Paris, welche eine Million Menschen enthält, hätte dann eine geringere Anzahl von Stellvertretern zu wählen, als die unfruchtbaren und unbewohnten Gebirge des Languedoks, oder als der Wald zu Orleans, in welchem höchstens zehn bis zwölf Kohlenbrenner wohnen. Solche unbewohnte Kantone würden demzufolge Stellvertreter erhalten, ohne daß Jemand vorhanden wäre, dessen Stelle zu vertreten seyn könnte. Soll die Anzahl der Stellvertreter eines jeden Kantons im Verhältnisse mit seiner Bevölkerung seyn: so findet sich die große Schwierigkeit, daß diese Methode entweder sehr bald ungleich, folglich ungerecht wird; oder daß man beynahe bey jeder Wahl, im Verhältnisse der zunehmenden oder abnehmenden Bevölkerung, in jedem Kantone Veränderungen treffen muß, wodurch die Wahl der Stellvertreter der Nation, das Palladium der Freyheit, immerfort unbestimmt und willkührlich bleibt. Die Nationalversammlung beschloß daher, daß die Anzahl der Mitglieder, welche jeder Kanton zu der Versamm-

lung zu senden habe, im zusammengesetzten Verhältnisse der Größe, der Bevölkerung und der Kontribution, welche er bezahlt, seyn solle.

Die Eintheilung des Königreiches in Abtheilungen (Départements), Unterabtheilungen (Districts), Kantone (Cantons) und Bürgergerichte (Municipalités) nahm sehr viele Sitzungen und eine lange Zeit weg. Dieses vortreffliche Werk macht der Nationalversammlung große Ehre.

Im vormaligen Zustande von Frankreich war der Abtheilungen und Unterabtheilungen kein Ende. Minister, Offiziere, Herzoge, Grafen, Intendanten und Bischöfe, theilten dieses schöne Reich auf hundertfach verschiedene Weise. Die Geistlichkeit theilte es in Kirchspiele; das Militair in Gouvernementer; die Minister in Intendanzen, Generalitäten, Departementer; der Geograph in Provinzen; der Statistiker in Pays de Gabelle, d'Aides, de Domaines, u. s. w. Eintheilen und Abtheilen war in Frankreich schon so sehr zur Mode geworden, daß es gar nichts seltenes war, einen Benediktinergeneral, einen Kapuziner, einen Franziskaner, einen Karmeliter, jeden schmutzigen Bettelmönch, mit einer Kaltblütigkeit, bey der man sich des Lachens nicht enthalten konnte, sagen zu hören: meine Provinz Lyon, meine Provinz Marseille, meine Provinz St. François, meine Provinz Sankt Bonaventura. Gegenwärtig ist Frankreich in neun Regionen und in 83 Abtheilungen getheilt. Ferner ist das Reich in 249 gleiche Theile, oder Kantone abgetheilt. Jeder dieser Kantone hat das Recht, einen Abgesandten für die Nationalversammlung zu wählen. Diese 249 Abgesandte stellen das Erdreich, den Grund und Boden vor. Nach der Bevölkerung ist Frank-

reich ebenfalls in 349 gleiche Theile getheilt, von denen jeder das Recht hat, einen Abgesandten zu der Nationalversammlung zu senden; diese stellen die Bevölkerung, die Nation selbst vor. Endlich ist auch in Rücksicht der Kontributionen und Abgaben Frankreich in 249 gleiche Theile getheilt, von denen jeder einen Abgesandten wählt; diese stellen den Reichthum, vorzüglich den Geldreichthum, im Gegensatze gegen den Landreichthum, vor. Demzufolge besteht also künftig die Nationalversammlung aus dreymal 249 oder aus 747 (eigentlich nur 745) Mitgliedern, folglich schickt, im Durchschnitte gerechnet, jede Abtheilung Frankreichs neun Stellvertreter an die Nationalversammlung. Diese Abgesandten, oder Stellvertreter, werden aber nicht unmittelbar vom Volke gewählt. Um Kabalen zu verhüten, wählt das Volk nur die Wahlherren. Diese wählen dann erst die Stellvertreter der Nation. Eine Idee, welche Hume, in seinen Gedanken über eine vollkommene Republik, angegeben hat, und deren auch schon Harrington, in seiner Oceana, erwähnt.

Es sey erlaubt, von der neuen geographischen Eintheilung Frankreichs etwas ausführlicher zu handeln.

Jede der neun Regionen besteht aus drey Gegenden. Jede Gegend enthält drey Abtheilungen. Das ganze Königreich besteht, demzufolge, aus sieben und zwanzig Gegenden; und jede Region enthält neun Abtheilungen.

I. Region der Meere.

Die Nördliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Manche, des Calvados, der Orne.

Jahr alt seyn. 3) Er muß in dem Bezirke, für welchen er gewählt werden soll, wenigstens seit einem Jahre ansäßig seyn. 4) Er muß den Bürgereid geschworen haben. 5) Er darf nicht in einem Zustande der Knechtschaft seyn, das heißt, nicht Jemand gedungen um den Lohn dienen. 6) Er darf nicht ein bankerotter, insolventer Schuldner, oder Sohn oder Erbe eines solchen seyn. 7) Um in den Bürgerrath zu kommen, muß er eine jährliche Kontribution bezahlen, die so viel beträgt, als der Werth des Arbeitslohnes dreyer Tage. 8) Um in die Provinzialversammlung zu kommen, muß seine jährliche Kontribution wenigstens den Werth des Arbeitslohns von zehen Tagen ausmachen. 9) Um für die Nationalversammlung wahlfähig zu seyn, muß er eine jährliche Kontribution bezahlen, welche wenigstens den Werth einer Mark Silber beträgt, und noch überdieß ein Gutseigenthum (propriété foncière) besitzen. Diejenigen, welche diese Eigenschaften in sich vereinigen, sind allein wahlfähig, und heißen thätige Staatsbürger (citoyens actifs). Die Nationalversammlung, gleich der Penelope, die des Nachts das Gewebe wiederum auflöste, welches sie den Tag über gewürkt hatte, zerstörte durch diesen Beschluß ihr eigenes Werk: sie hob die goldene Gleichheit wiederum auf, welche sie allen Frankreichern, vermöge des ersten Artikels der Rechte des Menschen und des Bürgers, so großmüthig geschenkt hatte. Das Wesen eines freyen Staates besteht darin, daß jeder Staatsbürger (der sich nicht durch Verbrechen dessen unwürdig gemacht hat) gleiches Recht zu wählen, und gleiche Wahlfähigkeit besitze; sonst entstehen bald Patrizier, Aristokraten, und endlich Oligarchen, welche sich die Wahlfähigkeit allein anmaßen. Der demokratische

Die Oestliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Isle und Vilaine, der untern Loire, der Mayne und Loire.

Die Südliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Vendee, der beyden Sevres, der untern Charente.

V. Region des Mittelpunkts.

Die Westliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Vienne, der Charente, der obern Vienne.

Die Nördliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Loir und Cher, des Loiret, der Yonne.

Die Oestliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Creuse, der Indre, des Cher.

VI. Region des Morgens.

Die Westliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Allier, der Nyevre, der Saone und Loire.

Die Oestliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der oberen Saone, des Doubs, des Jura.

Die Südliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Ain, der Rhone und Loire, der obern Loire.

VII. Region der Garonne.

Die Nördliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Gironde, der Dordogne, des Lot und Garonne.

Die Westliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen; der Landen, der untern Pyrenäen, des Gers.

Die Oestliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der oberen Pyrenäen, des Arriege, der obern Garonne.

VIII. Region des Mittags.

Die Nördliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Puy de Dome, des Cantal, der Correze.

Die mittlere Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Lot, des Aveyron, der Lozerre.

Die Südliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Tarn, der Aude, der Oestlichen Pyrenäen.

IX. Region der Rhone.

Die Westliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Herault, des Gard, der Ardeche.

Die Nördliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Isere, der Drome, der obern Alpen.

Die Südliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der untern Alpen, der Mündung der Rhone, des Var.

Tabelle, welche die drey und achtzig Abtheilungen Frankreichs aufführt, und zugleich anzeigt, zu welcher Provinz dieselben vormals gehörten.

Abtheilung	vormals
1. des Ain,	— Bresse.
2. der Aine,	— Soissonnois und Vermandois.
3. des Allier,	— Bourbonnois.
4. der Ardeche,	— Dauphine.
5. der Ardennen,	— Champagne.
6. des Arriege,	— Couserans u. Foix.
7. der Aube,	— Champagne.
8. der Aude,	— Languedok.
9. des Aveyron,	— Rovergue.
10. des Unterrheins,	— Elsaß.
11. der untern Alpen,	— Provenze.
12. der untern Pyrenäen,	— Basques u. Bearn.
13. der Mündung der Rhone,	— Provenze.
14. des Calvados,	— Normandie.
15. des Cantal,	— Auvergne.
16. der Charente,	— Angoumois.
17. der untern Charente,	— Aunis u. Saintonge.
18. des Cher,	— Berry.
19. der Correze,	— Limousin.
20. Korsika,	— eine Insel.
21. der Cote Dor,	— Burgund.
22. der nördlichen Küste,	— Bretagne.
23. der Creuse,	— la Marche.
24. der Dordogne,	— Perigord.
25. des Doubs,	— Franche-Comte.

bar seyn würden, und die Versammlung durch wohlberechnete Kunstgriffe irre führen könnten!"

Herr Blin wandte dagegen ein, daß man in England deutlich sehe, wie die Minister, im Parlamente, den Stellvertretern der Nation dadurch, daß sie Staatsgründe vorschützen, Stillschweigen geböten. Er könnte dieses, sagte er, durch eine Menge von Beyspielen beweisen.

Vicomte von Noailles. Die Freyheit tritt erschrocken zurück vor dem Gedanken, den Ministern den Zutritt in unsre Versammlung zu gestatten. Sehen Sie auf England; hören Sie seine Klagen über den Einfluß der Minister, und die Bestechung der Parlamentsglieder. Umgeben mit Männern, die sich zum Kaufe anbieten, theilt der Minister im Unterhause die Rollen aus, und bezahlt jeden nach Verdienst.

Herr von Clermont-Tonnerre sprach für die Zulassung der Minister, aber die Nationalversammlung beschloß, daß kein Mitglied der gegenwärtigen Versammlung eine Stelle im Ministerium annehmen könne.

Von dem vierten November an beschäftigte sich die Versammlung vorzüglich mit dem großen und wichtigen Werke einer neuen geographischen Eintheilung Frankreichs, und mit Einrichtung der Gemeinden und der Bürgergerichte (municipalités).

Soll die neue Eintheilung des Königreiches nach Quadratruthen und Schuhen, das heißt, nach der Größe; oder nach dem Betrage der Abgaben; oder soll sie nach der Bevölkerung geschehen? Dieses war die Frage, worüber man sich lange und heftig stritt. Geschieht die Eintheilung nach der Größe, so ist sie ungerecht; denn ein Kanton wird aus unfruchtbaren, unbewohnten Bergen

Abtheilung	vormals
56. der Mayenne,	— Maine.
57. der Mayne und Loire,	— Anjou.
58. der Meurthe,	— Lothringen.
59. der Maas,	— Barrois.
60. des Morbihan,	— Bretagne.
61. der Mosel,	— Lothringen.
62. des Norden,	— Flandern, Hennegau.
63. der Nyevre,	— Nivernois.
64. der Oise,	— Isle de France.
65. der Orne,	— Normandie und Perche.
66. Paris.	— wie vorher.
67. des Pas de Calais,	— Artois und Boulonois.
68. des Puy de Dome,	— Auvergne.
69. der östlichen Pyrenäen,	— Roussillon.
70. der Rhone und Loire,	— Forest, Lyonnois.
71. der Saonne und Loire,	— Burgund.
72. der Sarte,	— Maine.
73. der Seine und Oise,	— Isle de France.
74. der Seine und Marne,	— Isle de France.
75. der untern Seine,	— Normandie.
76. der beyden Sevres,	— Poitou.
77. der Somme,	— Pikardie.
78. des Tarn,	— Languedok.
79. des Var,	— Provenze.
80. der Vendee,	— Poitou.
81. der Vienne,	— Poitou.
82. der Vosgen,	— Lothringen.
83. der Yonne.	— Burgund.

lung zu senden habe, im zusammengesetzten Verhältnisse der Größe, der Bevölkerung und der Kontribution, welche er bezahlt, seyn solle.

Die Eintheilung des Königreiches in Abtheilungen (Départements), Unterabtheilungen (Districts), Kantone (Cantons) und Bürgergerichte (Municipalités) nahm sehr viele Sitzungen und eine lange Zeit weg. Dieses vortreffliche Werk macht der Nationalversammlung große Ehre.

Im vormaligen Zustande von Frankreich war der Abtheilungen und Unterabtheilungen kein Ende. Minister, Offiziere, Herzoge, Grafen, Intendanten und Bischöfe, theilten dieses schöne Reich auf hundertfach verschiedene Weise. Die Geistlichkeit theilte es in Kirchspiele; das Militair in Gouvernementer; die Minister in Intendanzen, Generalitäten, Departementer; der Geograph in Provinzen; der Statistiker in Pays de Gabelle, d'Aides, de Domaines, u. s. w. Eintheilen und Abtheilen war in Frankreich schon so sehr zur Mode geworden, daß es gar nichts seltenes war, einen Benediktinergeneral, einen Kapuziner, einen Franziskaner, einen Karmeliter, jeden schmutzigen Bettelmönch, mit einer Kaltblütigkeit, bey der man sich des Lachens nicht enthalten konnte, sagen zu hören: meine Provinz Lyon, meine Provinz Marseille, meine Provinz St. François, meine Provinz Sankt Bonaventura. Gegenwärtig ist Frankreich in neun Regionen und in 83 Abtheilungen getheilt. Ferner ist das Reich in 249 gleiche Theile, oder Kantone abgetheilt. Jeder dieser Kantone hat das Recht, einen Abgesandten für die Nationalversammlung zu wählen. Diese 249 Abgesandte stellen das Erdreich, den Grund und Boden vor. Nach der Bevölkerung ist Frank-

reich ebenfalls in 349 gleiche Theile getheilt, von denen jeder das Recht hat, einen Abgesandten zu der Nationalversammlung zu senden; diese stellen die Bevölkerung, die Nation selbst vor. Endlich ist auch in Rücksicht der Kontributionen und Abgaben Frankreich in 249 gleiche Theile getheilt, von denen jeder einen Abgesandten wählt; diese stellen den Reichthum, vorzüglich den Geldreichthum, im Gegensatze gegen den Landreichthum, vor. Demzufolge besteht also künftig die Nationalversammlung aus dreymal 249 oder aus 747 (eigentlich nur 745) Mitgliedern, folglich schickt, im Durchschnitte gerechnet, jede Abtheilung Frankreichs neun Stellvertreter an die Nationalversammlung. Diese Abgesandten, oder Stellvertreter, werden aber nicht unmittelbar vom Volke gewählt. Um Kabalen zu verhüten, wählt das Volk nur die Wahlherren. Diese wählen dann erst die Stellvertreter der Nation. Eine Idee, welche Hume, in seinen Gedanken über eine vollkommene Republik, angegeben hat, und deren auch schon Harrington, in seiner Oceana, erwähnt.

Es sey erlaubt, von der neuen geographischen Eintheilung Frankreichs etwas ausführlicher zu handeln. Jede der neun Regionen besteht aus drey Gegenden. Jede Gegend enthält drey Abtheilungen. Das ganze Königreich besteht, demzufolge, aus sieben und zwanzig Gegenden; und jede Region enthält neun Abtheilungen.

I. Region der Meere.

Die Nördliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Manche, des Calvados, der Orne.

Die Südliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Mayenne, der Sarte, der Indre und Loire.

Die Oestliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der untern Seine, der Eure, der Eure und Loir.

II. Region der Mitternacht.

Die Nördliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Norden, des Pas di Calais, der Somme.

Die Westliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Oise, der Seine und Oise, Paris, der Seine und Marne.

Die Oestliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Aine, der Ardennen, der Marne.

III. Region der Quellen.

Die Nördliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Maas, der Mosel, der Meurthe.

Die Westliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Aube, der höhern Marne, der Cote Dor.

Die Oestliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Vosgen, des Niederrheins, des Oberrheins.

IV. Region des Abends.

Die Westliche Gegend enthält.

Die Abtheilungen: des Finistere, der nördlichen Küste, des Morbihan.

Die Oestliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Isle und Vilaine, der untern Loire, der Mayne und Loire.

Die Südliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Vendee, der beyden Sevres, der untern Charente.

V. Region des Mittelpunkts.

Die Westliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Vienne, der Charente, der obern Vienne.

Die Nördliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Loir und Cher, des Loiret, der Yonne.

Die Oestliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Creuse, der Indre, des Cher.

VI. Region des Morgens.

Die Westliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Allier, der Nyevre, der Saone und Loire.

Die Oestliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der oberen Saone, des Doubs, des Jura.

Die Südliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Ain, der Rhone und Loire, der obern Loire.

VII. Region der Garonne.

Die Nördliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Gironde, der Dordogne, des Lot und Garonne.

Die Westliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen; der Landen, der untern Pyrenäen, des Gers.

Die Oestliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der oberen Pyrenäen, des Arriege, der obern Garonne.

VIII. Region des Mittags.

Die Nördliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Puy de Dome, des Cantal, der Correze.

Die mittlere Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Lot, des Aveyron, der Lozerre.

Die Südliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Tarn, der Aude, der Oestlichen Pyrenäen.

IX. Region der Rhone.

Die Westliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: des Herault, des Gard, der Ardeche.

Die Nördliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der Isere, der Drome, der obern Alpen.

Die Südliche Gegend enthält:

Die Abtheilungen: der untern Alpen, der Mündung der Rhone, des Var.

Tabelle, welche die drey und achtzig Abtheilungen Frankreichs aufführt, und zugleich anzeigt, zu welcher Provinz dieselben vormals gehörten.

Abtheilung	vormals
1. des Ain,	— Bresse.
2. der Aine,	— Soissonnois und Vermandois.
3. des Allier,	— Bourbonnois.
4. der Ardeche,	— Dauphine.
5. der Ardennen,	— Champagne.
6. des Arriege,	— Couserans u. Foix.
7. der Aube,	— Champagne.
8. der Aude,	— Languedok.
9. des Aveyron,	— Rovergue.
10. des Unterrheins,	— Elsaß.
11. der untern Alpen,	— Provenze.
12. der untern Pyrenäen,	— Basques u. Bearn.
13. der Mündung der Rhone,	— Provenze.
14. des Calvados,	— Normandie.
15. des Cantal,	— Auvergne.
16. der Charente,	— Angoumois.
17. der untern Charente,	— Aunis u. Saintonge.
18. des Cher,	— Berry.
19. der Correze,	— Limousin.
20. Korsika,	— eine Insel.
21. der Cote Dor,	— Burgund.
22. der nördlichen Küste,	— Bretagne.
23. der Creuse,	— la Marche.
24. der Dordogne,	— Perigord.
25. des Doubs,	— Franche-Comte.

Abtheilung	vormals
26. der Drome,	— Dauphine.
27. der Eure,	— Normandie.
28. der Eure und Loir,	— Beauce.
29. der Finistere.	— Bretagne.
30. des Gard,	— Languedok.
31. des Gers,	— Gaskogne und Armagnak.
32. der Gironde,	— Guienne.
33. des obern Rheins	— Elsaß.
34. der obern Garonne,	— Languedok.
35. der obern Loire,	— Velay.
36. der obern Marne.	— Champagne.
37. der obern Saone,	— Franche-Comte.
38. der obern Vienne,	— Limosin.
39. der obern Alpen,	— Dauphine.
40. der obern Pyrenäen,	— Bigorre.
41. des Herault,	— Languedok.
42. der Isle und Vilaine,	— Bretagne.
43. der Indre,	— Berry.
44. der Indre und Loire,	— Tourraine.
45. der Isere,	— Dauphine.
46. des Jura,	— Franche-Comte.
47. der Landen,	— Marsan Chalosse.
48. des Loir und Cher,	— Blaisois.
49. der untern Loire,	— Bretagne.
50. des Loiret,	— Orleanois.
51. des Lot,	— Quercy.
52. des Lot und Garonne,	— Guienne.
53. der Lozerre,	— Gevaudan.
54. der Manche,	— Normandie.
55. der Marne,	— Champagne.

Abtheilung	vormals
56. der Mayenne,	— Maine.
57. der Mayne und Loire,	— Anjou.
58. der Meurthe,	— Lothringen.
59. der Maas,	— Barrois.
60. des Morbihan,	— Bretagne.
61. der Mosel,	— Lothringen.
62. des Norden,	— Flandern, Hennegau.
63. der Nyevre,	— Nivernois.
64. der Oise,	— Isle de France.
65. der Orne,	— Normandie und Perche.
66. Paris.	— wie vorher.
67. des Pas de Calais,	— Artois und Boulonois.
68. des Puy de Dome,	— Auvergne.
69. der östlichen Pyrenäen,	— Roussillon.
70. der Rhone und Loire,	— Forest, Lyonnois.
71. der Saonne und Loire,	— Burgund.
72. der Sarte,	— Maine.
73. der Seine und Oise,	— Isle de France.
74. der Seine und Marne,	— Isle de France.
75. der untern Seine,	— Normandie.
76. der beyden Sevres,	— Poitou.
77. der Somme,	— Pikardie.
78. des Tarn,	— Languedok.
79. des Var,	— Provenze.
80. der Vendee,	— Poitou.
81. der Vienne,	— Poitou.
82. der Vosgen,	— Lothringen.
83. der Yonne.	— Burgund.

elle welche das statistische Verhältniß der drey und achtzig Abtheilungen Frankreichs gegen einander anzeigt.

3. In der nachstehenden Tabelle zeigt die erste Kolonne an, wieviel Mann jede Abtheilung zu stellen verbunden ist, wenn in ganz Frankreich 75,000 Mann Hülfstruppen ausgeschrieben sind: die zweyte Kolonne zeigt, wieviel Abgesandte jede Abtheilung zu der Nationalversammlung sendet.

Namen ...theilungen.	Hülfstruppen.	Mitglieder zu der N. V.
n	1,800	6.
sne	600	12.
lier	350	7.
...ere Alpen	400	5.
...tere Alpen	500	6.
deche	350	7.
dennes	2,400	8.
riege	150	6.
be	1,200	9.
ube	300	8.
veyron	450	9.
...ündung der Rhone	1,200	10.
alvados	1,200	13.
...ntal	200	8.
...harente	600	9.
...ntere Charente	700	11.
...her	350	6.
...rreze	200	7.
...rsika	900	6.
	13,850	153.

Namen der Abtheilungen.	Hülfstruppen.	Mitglieder zu der N. V.
Von der vorigen Seite	13,850	153.
20. Cote Dor	1,400	10.
21. Nördliche Küste	450	8.
22. Creuse	250	7.
23. Dordogne	450	10.
24. Doubs	2,400	6.
25. Drome	600	7.
26. Eure	600	11.
27. Eure und Loir	600	9.
28. Finistere	450	8.
29. Gard	400	8.
30. Obere Garonne	400	12.
31. Gers	300	9.
32. Gironde	1,400	12.
33. Herault	400	9.
34. Isle und Vilaine	450	10.
35. Indre	300	6.
36. Indre und Loire	700	8.
37. Isere	800	9.
38. Jura	1,800	8.
39. Landen	200	6.
40. Loire und Cher	600	7.
41. Obere Loire	150	7.
42. Untere Loire	900	8.
43. Loiret	700	9.
44. Lot	300	10.
45. Lot und Garonne	450	9.
46. Lozerre	350	5.
	21,650	28

Namen der Abtheilungen.	Hülfstruppen.	Mitglieder zu der N. V.
Von der vorigen Seite	21,650	281.
47. Maine und Loire	800	11.
48. Manche	700	13.
49. Marne	1,800	10.
50. Obere Marne	600	7.
51. Mayenne	700	8.
52. Meurthe	3,600	8.
53. Maas	2,400	8.
54. Morbihan	450	8.
55. Mosel	3,600	8.
56. Nyevre	900	7.
57. Norden	2,400	12.
58. Oise	900	12.
59. Orne	600	10.
60. Paris	1,800	24.
61. Pas de Calais	1,600	11.
62. Puy de Dome	400	12.
63. Obere Pyrenäen	250	6.
64. Untere Pyrenäen	300	6.
65. Oestliche Pyrenäen	350	5.
66. Oberrhein	1,200	7.
67. Unterrhein	1,600	9.
68. Rhone und Loire	1,200	15.
69. Obere Saone	1,600	7.
70. Saone und Loire	1,400	11.
71. Sarthe	900	10.
72. Seine und Oise	1,600	14.
73. Untere Seine	1,400	16.
	66,700	656.

Nahmen der Abtheilungen.	Hülfstruppen	Mitglieder zu der N. V.
Von der vorigen Seite	66,700	656.
74. Seine und Marne	500	11.
75. Beide Sevres	300	7.
76. Somme	1,000	13.
77. Tarn	300	9.
78. Var	900	8.
79. Vendee	600	9.
80. Vienne	300	8.
81. Obere Vienne	300	7.
82. Vosgen	3,400	8.
83. Yonne	700	9.
	75,000	745.

Der König befand sich indessen zu Paris in einer völligen Gefangenschaft, und er sah sich genöthigt, um seiner eigenen Sicherheit willen, alles zu unterzeichnen, was die Nationalversammlung ihm vorlegen ließ a).

Am 20sten November beschlossen alle Mitglieder der Nationalversammlung einstimmig zum Besten des Staates, ihre silbernen Schuhschnallen herzugeben. Warum nicht lieber ihre Besoldung, die so drückend für den Staat war, und täglich über 20,000 Livres betrug? Das Beyspiel der Versammlung wurde im ganzen Königreiche

a) Necker sur son administration p. 216. Er sagt: La sanction la plus obéissante à tous les décrets de l'Assemblée nationale parut une mesure de prudence.

Abtheilung	vormals
26. der Drome,	— Dauphine.
27. der Eure,	— Normandie.
28. der Eure und Loir,	— Beauce.
29. der Finistere.	— Bretagne.
30. des Gard,	— Languedok.
31. des Gers,	— Gaskogne und Armagnak.
32. der Gironde,	— Guienne.
33. des obern Rheins	— Elsaß.
34. der obern Garonne,	— Languedok.
35. der obern Loire,	— Velay.
36. der obern Marne.	— Champagne.
37. der obern Saone,	— Franche-Comte.
38. der obern Vienne,	— Limosin.
39. der obern Alpen,	— Dauphine.
40. der obern Pyrenäen,	— Bigorre.
41. des Herault,	— Languedok.
42. der Isle und Vilaine,	— Bretagne.
43. der Indre,	— Berry.
44. der Indre und Loire,	— Tourraine.
45. der Isere,	— Dauphine.
46. des Jura,	— Franche-Comte.
47. der Landen,	— Marsan Chalosse.
48. des Loir und Cher,	— Blaisois.
49. der untern Loire,	— Bretagne.
50. des Loiret,	— Orleanois.
51. des Lot,	— Quercy.
52. des Lot und Garonne,	— Guienne.
53. der Lozerre,	— Gevaudan.
54. der Manche,	— Normandie.
55. der Marne,	— Champagne.

Abtheilung	vormals
56. der Mayenne,	— Maine.
57. der Mayne und Loire,	— Anjou.
58. der Meurthe,	— Lothringen.
59. der Maas,	— Barrois.
60. des Morbihan,	— Bretagne.
61. der Mosel,	— Lothringen.
62. des Norden,	— Flandern, Hennegau.
63. der Nyevre,	— Nivernois.
64. der Oise,	— Isle de France.
65. der Orne,	— Normandie und Perche.
66. Paris.	— wie vorher.
67. des Pas de Calais,	— Artois und Boulonois.
68. des Puy de Dome,	— Auvergne.
69. der östlichen Pyrenäen,	— Roussillon.
70. der Rhone und Loire,	— Forest, Lyonnois.
71. der Saonne und Loire,	— Burgund.
72. der Sarte,	— Maine.
73. der Seine und Oise,	— Isle de France.
74. der Seine und Marne,	— Isle de France.
75. der untern Seine,	— Normandie.
76. der beyden Sevres,	— Poitou.
77. der Somme,	— Pikardie.
78. des Tarn,	— Languedok.
79. des Var,	— Provenze.
80. der Vendee,	— Poitou.
81. der Vienne,	— Poitou.
82. der Vosgen,	— Lothringen.
83. der Yonne.	— Burgund.

Tabelle welche das statistische Verhältniß der drey und achtzig Abtheilungen Frankreichs gegen einander anzeigt.

NB. In der nachstehenden Tabelle zeigt die erste Kolonne an, wieviel Mann jede Abtheilung zu stellen verbunden ist, wenn in ganz Frankreich 75,000 Mann Hülfstruppen ausgeschrieben sind: die zweyte Kolonne zeigt, wievfel Abgesandte jede Abtheilung zu der Nationalversammlung sendet.

Namen der Abtheilungen.	Hülfstruppen.	Mitglieder zu der N. V.
1. Ain	1,800	6.
2. Aisne	600	12.
3. Allier	350	7.
4. Obere Alpen	400	5.
5. Untere Alpen	500	6.
6. Ardeche	350	7.
7. Ardennes	2,400	8.
8. Arriege	150	6.
9. Aube	1,200	9.
10. Aude	300	8.
11. Aveyron	450	9.
12. Mündung der Rhone	1,200	10.
13. Calvados	1,200	13.
14. Cantal	200	8.
15. Charente	600	9.
16. Untere Charente	700	11.
17. Cher	350	6.
18. Correze	200	7.
19. Korsika	900	6.
	13,850	153.

Namen der Abtheilungen.	Hülfstruppen.	Mitglieder zu der N. V.
Von der vorigen Seite	13,850	153.
20. Cote Dor	1,400	10.
21. Nördliche Küste	450	8.
22. Creuse	250	7.
23. Dordogne	450	10.
24. Doubs	2,400	6.
25. Drome	600	7.
26. Eure	600	11.
27. Eure und Loir	600	9.
28. Finistere	450	8.
29. Gard	400	8.
30. Obere Garonne	400	12.
31. Gers	300	9.
32. Gironde	1,400	12.
33. Herault	400	9.
34. Isle und Vilaine	450	10.
35. Indre	300	6.
36. Indre und Loire	700	8.
37. Isere	800	9.
38. Jura	1,800	8.
39. Landen	200	6.
40. Loire und Cher	600	7.
41. Obere Loire	150	7.
42. Untere Loire	900	8.
43. Loiret	700	9.
44. Lot	300	10.
45. Lot und Garonne	450	9.
46. Lozerre	350	5.
	21,650	281.

Nämen der Abtheilungen.	Hülfstruppen.	Mitglieder zu der N. V.
Von der vorigen Seite	21,650	281.
47. Maine und Loire	800	11.
48. Manche	700	13.
49. Marne	1,800	10.
50. Obere Marne	600	7.
51. Mayenne	700	8.
52. Meurthe	3,600	8.
53. Maas	2,400	8.
54. Morbihan	450	8.
55. Mosel	3,600	8.
56. Nyevre	900	7.
57. Norden	2,400	12.
58. Oise	900	12.
59. Orne	600	10.
60. Paris	1,800	24.
61. Pas de Calais	1,600	11.
62. Puy de Dome	400	12.
63. Obere Pyrenäen	250	6.
64. Untere Pyrenäen	300	6.
65. Oestliche Pyrenäen	350	5.
66. Oberrhein	1,200	7.
67. Unterrhein	1,600	9.
68. Rhone und Loire	1,200	15.
69. Obere Saone	1,600	7.
70. Saone und Loire	1,400	11.
71. Sarthe	900	10.
72. Seine und Oise	1,600	14.
73. Untere Seine	1,400	16.
	66,700	656.

Namen der Abtheilungen.	Hülfstruppen	Mitglieder zu der N. V.
Von der vorigen Seite	66,700	656.
74. Seine und Marne	500	11.
75. Beide Sevres	300	7.
76. Somme	1,000	13.
77. Tarn	300	9.
78. Var	900	8.
79. Vendee	600	9.
80. Vienne	300	8.
81. Obere Vienne	300	7.
82. Vosgen	3,400	8.
83. Yonne	700	9.
	75,000	745.

Der König befand sich indessen zu Paris in einer völligen Gefangenschaft, und er sah sich genöthigt, um seiner eigenen Sicherheit willen, alles zu unterzeichnen, was die Nationalversammlung ihm vorlegen ließ a).

Am 20sten November beschlossen alle Mitglieder der Nationalversammlung einstimmig zum Besten des Staates, ihre silbernen Schuhschnallen herzugeben. Warum nicht lieber ihre Besoldung, die so drückend für den Staat war, und täglich über 20,000 Livres betrug? Das Beyspiel der Versammlung wurde im ganzen Königreiche

a) Necker sur son administration p. 216. Er sagt: La sanction la plus obéissante à tous les décrets de l'Assemblée nationale parut une mesure de prudence.

nachgeahmt. Jedermann gab seine silberne Schnallen, nebst einem Theile seines Silbergeschirres; Einige auch Juwelen und baares Geld. Wer nicht freywillig gab, dem nahmen die Patrioten sein Silber mit Gewalt weg. Eine Menge Räuber liefen in den Straßen von Paris herum, und verlangten von Allen, welche sie antrafen, ihre silbernen Schnallen, ihre goldenen Hemdnadeln, und von den Damen die goldenen Ohr- und Halsgehänge, zum Besten des Staats. Wer nicht gutwillig gab, der wurde beraubt; den Frauenzimmern wurden die Ohrgehänge mit Gewalt aus dem Ohre gerissen, und das Ohr ohne Mitleiden durchgeschlitzt. Auch aus den Provinzen kamen silberne Schnallen bey der Nationalversammlung in Menge an.

Unterdessen wurde der Prozeß des Baron von Besenval, des Generals eines Schweizerregiments, noch immer fortgesetzt, und der Pöbel verlangte mit Ungestüm seinen Kopf. Auf Befehl des Königs kam er mit seinem Regimente nach Paris, und darin bestand sein ganzes Verbrechen. In der Voraussetzung, daß sein Regiment gegen die aufrührischen Einwohner von Paris beordert gewesen sey, wurde er des Verbrechens der beleidigten Nation angeklagt, und den neuen Gesetzen gab man durch eine beyspiellose Ungerechtigkeit eine rückwirkende Kraft. Bey einem solchen Verfahren war es unmöglich, der Strafe zu entgehen. Was noch vor wenigen Monaten ein des Todes würdiges Verbrechen gewesen wäre, das war jetzt eine lobenswerthe That, die Dank und Belohnung verdiente: und was damals eine edle, tapfere Handlung gewesen wäre, das war jetzt ein Kapitalverbrechen. Handlungen, unter der vorigen Regierung geschehen, nach

dem

dem neuen System und nach den Neuen Gesetzen zu beurtheilen, war dem zufolge die größte Ungerechtigkeit. Wäre Besenval vor der Revolution den Befehlen des Königs ungehorsam gewesen, hätte er sich denselben widersetzt; so würde er seine Stelle und sein Leben verloren haben: nun aber sollte er sein Leben verlieren, weil er diesen Befehlen gehorsam gewesen war, und sich denselben nicht widersetzt hatte. Besenval, ein Ausländer, von seiner Nation zu verschiedenen malen zurück gefordert, wurde, dessen ungeachtet, gegen alles Völkerrecht, mehrere Monate lang seiner Freyheit beraubt, weil er seine Pflicht erfüllt hatte; diese Pflicht, die durch eine neue Verbindung von Umständen, welche man damals unmöglich voraussehen konnte, nunmehr zum Verbrechen geworden war. Die schweizerischen Staaten sind durch die allerfeyerlichsten Bündnisse mit Frankreich verbunden, sie sind aber niemals mit Jemand anders als mit dem Könige in Unterhandlung getreten, und haben auch ihren Truppen gegen Niemand anders, als gegen den König, Gehorsam empfohlen. Besenval that seine Pflicht, und war nur allein dem Könige und seinem Vaterlande Verantwortung schuldig.

Am 21sten November, als er zum erstenmal vor dem Kriminalgerichte des Chatelet verhört wurde, sagte Besenwal: „Ich protestire gegen alles, was das Tribunal, vor welchem ich mich jetzo befinde, mit mir vornehmen möchte. Die Traktaten, die Bündnisse, und die militairischen Kapitulationen, durch welche die Schweiz mit Frankreich verbunden ist, erlauben mir nicht, ein anderes Tribunal als den Gerichtshof meiner Nation anzuerkennen. Dessen ungeachtet werde ich doch auf alle Fragen antworten, welche die Richter des Chatelet an

mich thun möchten. Die Rechtschaffenheit dieser Richter ist mir bekannt genug, und ich würde mir selbst kein anderes Gericht wählen, wenn nicht die Rechte des Schweizerischen Staats mir es zur Pflicht machten, zu protestiren. Ich bin zu Solothurn in der Schweiz geboren, 68 Jahre alt, habe 60 Jahre in französischen Diensten unter den Schweizertruppen zugebracht. Als ich in den Dienst trat, da schwor ich dem Könige den Eid der Treue, welchen alle Offizire schwören müssen, nach der Formel, die den Schweizern, vermöge ihrer Kapitulation vorgeschrieben ist. Während ich General en Chef der Provinz Isle de France war, unterhielt ich beständige Verbindungen mit den Ministern des Königs, vorzüglich aber mit Herrn Necker, wegen der zu Unterhaltung der Stadt und der Truppen in ihrer Nachbarschaft nöthigen Lebensmittel. Niemals ist mir von einer Verschwörung gegen die Nationalversammlung oder gegen die Stadt Paris Etwas bekannt geworden. Die Ursache der Zusammenziehung der Truppen in der Nachbarschaft von Paris war bloß allein dem Herrn von Broglio bekannt, welcher das Hauptkommando führte. Es ist grundfalsch, daß ich befohlen hätte, das unreife Korn abzuschneiden, oder daß ich gesucht haben sollte, die Hauptstadt auszuhungern. Am 14ten Julius erhielt ich einen Brief von Herrn Pujet, dem Major der Bastille, welcher einen Befehl von mir zur Vertheidigung dieser Festung verlangte. Ich sandte ihm den Befehl, sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Diesen Befehl konnte ich aber nicht aus mir selbst geben, weil mir die Lage der Festung unbekannt war. Ich gab den Befehl nur, weil man denselben ausdrücklich von mir verlangte. Schon am eilften Julius hatte ich einen Brief von dem Herrn

Marschall von Broglio erhalten, welcher mir Nachricht gab, daß er am zwölften einen Aufstand befürchte, und mir daher befahl, vor Tagesanbruch, unter dem Vorwande Revue zu halten, ein Bataillon der Schweizergarde zu postiren. Am zwölften entstand wirklich ein grosser Tumult in Paris. Da ich nun um die Posten der Kavallerie besorgt war, welche ich ausgestellt hatte, und welche viel zu schwach waren, so gab ich ihnen Befehl, sich auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten zu vereinigen. Gegen vier Uhr des Nachmittags begab ich mich auch dahin, sah mich aber genöthigt, um durch das Gedränge zu kommen, mich von einer Kompagnie Schweizergrenadier begleiten zu lassen. Als ich ankam, erfuhr ich, daß einige Dragoner durch Steinwürfe und Flintenschüsse von dem Volke verwundet worden wären. Uebrigens war die Ruhe wiederum hergestellt und die Truppen waren ziemlich gut postirt. Nur beunruhigte mich der unzählige Haufe, welcher in den Thuillerien und auf den Steinen der Brücke Ludwigs des Sechszehnten versammelt war. Ich wollte das Volk nach den Thuillerien zurück treiben, um von dieser Unruhe befreyt zu werden, als ich den Prinzen Lambesk an der Spitze seines Regiments ankommen sah. Ich befahl ihm, langsam in den Thuillerien vorzurücken, ohne Gewalt zu gebrauchen und ohne irgend Jemand zu verletzen. Er befolgte meinen Befehl pünktlich, und trieb den Haufen zurück, wie ich von der Statue Ludwigs des Funfzehnten, an deren Fuß ich mich gestellt hatte, deutlich sehen konnte. Aber wie erstaunte ich nicht, als ich zehen bis funfzehn Pistolenschüsse in die Luft abschießen hörte, und bemerkte, daß sich der Prinz schnell zurück zog, und auf den ihm angewiesenen Posten, auf den Platz Ludwigs des Funf-

zehnten, zurückkam. Ich fragte ihn, warum er dieses gethan habe? Er antwortete, das Volk habe auf ihn und auf seine Truppen von den Terrassen Steine und Stühle geworfen, und ein anderer Haufe habe zu gleicher Zeit versucht, ihm den Rückweg abzuschneiden; dadurch wäre er genöthigt worden, sich zurück zu ziehen. Ich habe niemals Befehl gegeben, auf das Volk zu schießen, oder dasselbe zu mißhandeln, und alles, was ich gethan habe, habe ich auf Befehl des Marschalls von Broglio gethan, dessen Briefe ich noch in Händen habe, und dieselben auf Verlangen vorzeigen werde."

An diesem, und an den folgenden Tagen, wurden sehr viele Zeugen verhört, deren Zeugniß die Unschuld des Generals Besenval hinlänglich bewies. Auch die Briefe, welche man unter seinen Papieren gefunden hatte, waren Beweise, daß die Minister niemals die Absicht gehabt hatten, Paris zu belagern oder zu bombardieren. Da es noch jetzo Schriftsteller giebt, welche auf einen bloßen Argwohn die Minister eines so verabscheuungswürdigen Plans beschuldigen: so mag folgender Brief des Marschalls von Broglio dazu dienen, diese Beschuldigungen auf immer zu widerlegen. Der Brief ist an Herrn von Besenval geschrieben.

Versailles, den 5ten Julius 1789.

„Herr von Crosne verlangt von mir, mein Herr, Hülfe, um in Paris die Ruhe zu erhalten, im Falle dieselbe morgen von dem Volke, welches am Vormittage nicht Brod genug möchte erhalten können, gestört werden sollte. Er bittet mich zugleich, Ihnen zu erlauben, daß Sie sich der Schweizerregimenter, welche auf dem Märzfelde angekommen sind, zu Erhaltung der Ruhe bedienen dürfen, wenn es nöthig seyn sollte, und wenn die Gar-

disten und die Schweizer, welche in Paris liegen, zu Erreichung dieses Endzweckes nicht hinreichend seyn sollten. Da dieses Verlangen bloß allein zum Zwecke hat, den Bürger zu beschützen und die Unordnung zu verhindern: so gebe ich Ihnen Vollmacht, demselben mit Ihrer gewöhnlichen Klugheit, welche Sie seit drey Monaten bewiesen haben, zu entsprechen. Durch diese Klugheit geleitet, werden Sie die allerbestimmtesten und gemäßigisten Befehle an diejenigen Offizire ertheilen, denen Sie das Kommando der Truppen übertragen, damit dieselben nur Beschützer seyen; mit der größten Sorgfalt allen Steit vermeiden; und sich ja hüten, in kein Gefecht mit dem Volke zu gerathen: ausgenommen, wenn sich dieses so weit vergessen sollte, Feuer anzulegen, oder zu plündern, oder andere, der öffentlichen Sicherheit schädliche Frevelthaten zu begehen. Ich hoffe, daß Sie sich nicht in dem Falle befinden werden, sich dieser Mittel bedienen zu müssen, und ich wünsche es mehr, als ich es Ihnen auszudrücken vermag. Auch weiß ich, daß Sie es nicht weniger wünschen. Ich habe die Ehre u. s. w.

Der Marschall Herzog von Broglio.

Aller Vorstellungen Mirabeaus und der übrigen Verschwornen ungeachtet, war der Herzog von Orleans dem wiederholten Befehle des Königs des Herrn La Fayette gefolgt, und am vierzehnten Oktober, in Begleitung seines vertrauten Freundes, des Herrn Chandernos de la Clos, nach England abgereist. Mirabeau wurde über die Nachricht dieser Abreise auf den höchsten Grad aufgebracht. Er sandte einen Eilbothen nach Boulogne, wo der Herzog sich einschiffen sollte, ließ daselbst den Pöbel aufwiegeln, und den Herzog drey Tage lang aufhal-

ten. Während dieser Zeit versuchte er es, durch schnell auf einander folgende Eilbothen, mit Bitten und Vorstellungen, den Herzog zu der Rückreise nach Paris zu bewegen. Aber alles war vergeblich. Gefoltert durch Gewissensbisse, und aus Furcht vor La Fayette, reiste der feigherzige Orleans nach England ab. Nachdem er in London angekommen war, konnte er, bis im November, keine Audienz vom Könige erhalten. Endlich erhielt er eine Audienz. Der König ließ ihn beynahe drey Viertelstunden lang auf sich warten; dann hörte er den Herzog einige Minuten über den vorgeblichen Gegenstand seiner Reise an. Aber ohne hierauf zu antworten, erkundigte sich der Monarch nach dem Befinden des Königs und der Königinn von Frankreich. Er bewundere, sagte Er, den Muth, welchen der König bewiesen habe, als er, um Blutvergießen zu verhüten, sich durch seine erste Reise nach Paris selbst der Gefahr habe aussetzen wollen. Er bewundere ferner, fuhr der engländische Monarch fort, und ganz Europa bewundere mit Ihm den Heldenmuth der Königinn. Alle europäischen Fürsten, sagte Er, nähmen Antheil an dem Schicksale des Königs von Frankreich, und verabscheuten die unerhörte Frevelthat derjenigen, welche es gewagt hätten, den König gefangen von Versailles nach Paris zu führen. Der Monarch endigte seine Rede mit folgenden Worten: „Ich theile Ihnen meine Gesinnungen über diese Vorfälle desto zuversichtlicher mit, da Sie als erster Prinz vom Geblüte des unglücklichen Monarchen, unstreitig eben den Schmerz fühlen müssen, den ich hiebey empfinde; auch bitte ich Sie, den König meiner lebhaftesten Theilnahme an seinen Schicksalen, zu versichern.“ Während der ganzen Rede sah der Monarch dem Herzoge starr ins Gesicht;

und dieß war die einzige Audienz, die derselbe erhalten konnte.

Die Nationalversammlung beschäftigte sich mit der innern Einrichtung des Königreiches und mit den Finanzen. Am siebzehnten November wurde ein Brief vorgelesen, in welchem der Großmeister des Maltheserordens, wegen der aufgehobenen Zehenten seiner in Frankreich liegenden Güter, Vorstellungen that, und seine Rechte vertheidigte.

Der Maltheserorden hat seine Entstehung einem Jahrhunderte zu danken, im welchem der Rittergeist, verbunden mit religiösen Aberglauben, über ganz Europa herrschte. Ein kleines, dem heiligen Johannes gewidmetes Hospital, welches zu Jerusalem errichtet wurde, war die Wiege dieses Ordens. Eine päpstliche Bulle im Jahre 1113, und eine zweyte vom Papst Honorius dem Zweyten, im Jahre 1124, gaben diesem Ritterorden seine Existenz. Der Johanniterorden bestand damals, wie alle übrigen geistlichen Orden, aus Mönchen und Nonnen; und es gab sogar noch vor kurzem in Frankreich, in der Provinz Quercy, und nahe bey Toulouse, Klöster von Maltheserinnen a). Der Orden machte in kurzer Zeit große Fortschritte. Im 1310 eroberte derselbe durch einen Kreuzzug die Insel Rhodus. Im Jahre 1312 erhielt er die Güter der Tempelherren; und im Jahre 1308 schenkte der Papst Klemens der Fünfte den Malthesern die Güter des Samsoniterordens. Im Jahre 1522 verloren die Johanniter die Insel Rhodus.

---

a) L'art de vérifier les dates T. 1. p. 513. P. Hélyot histoire des ordres réligieux T. 3. p. 121.

Sie blieben acht Jahre lang, ohne festen Fuß irgendwo zu fassen. Auf Zureden des Pabstes schenkte ihnen der Kaiser Karl der Fünfte, im Jahre 1530, die Insel Maltha. Seit jener Zeit ist die genannte Insel der Hauptsitz des Maltheserordens gewesen. Dieser Orden hat auf immer sich verbindlich gemacht, seine Einkünfte dazu anzuwenden, die Türken zu bekriegen. Aber schon seit langer Zeit sind diese Einkünfte auf eine andere Weise angewandt worden. Denn, wie Brydone erzählt, besteht die ganze Seemacht, welche das ottomannische Reich zerstören soll, aus vier Galeeren, aus drey Galiotten, aus vier Linienschiffen von sechzig, und einer Fregatte von sechs und dreyßig Kanonen. Ein Maltheserritter, welcher sich die Tonsur geben läßt, kann, zu gleicher Zeit, geistliche und weltliche Pfründen und Stellen besitzen; und Beyspiele giebt es viele, daß ein Maltheserritter zugleich Abt, Prior, und Dragoner-Hauptmann ist.

In den französischen Provinzen war die Gährung sehr groß, und an einigen Orten brach dieselbe in offenbare Thätigkeiten aus. Zu Toulon empörten sich die Seesoldaten, nebst den Matrosen, gegen ihre Offizire, und versagten denselben allen Gehorsam. Am dreyßigsten November sah der Kommandant des Arsenals zu Toulon, der, wegen seiner Tapferkeit berühmte Graf Albert de Rioms, sich genöthigt, zweyen Arbeitern im Arsenale den Abschied zu geben. Diese beklagten sich bey dem neuerrichteten Bürgerrathe. Daraus entstand in der ganzen Stadt Lärm, Tumult und Aufruhr. Der Pöbel versammelte sich, am ersten Dezember, gegen neun Uhr des Morgens, vor der Thüre des Arsenals.

Man verlangte Herrn Rioms zu sprechen. Er erschien. Einige Abgesandte des Bürgerrathes forderten von ihm, daß er die verabschiedeten Arbeiter wiederum aufnehmen, und dieselben wegen ihres Ungehorsams nicht bestrafen, sondern ihnen verzeihen solle. Herr Rioms antwortete: er könne dieses nicht thun; seine Ehre würde darunter leiden und sein Ansehen würde vernichtet, wenn er die Schuldigen nicht bestrafte. Ausserdem möchte der versammelte Pöbel glauben, daß er aus Furcht nachgäbe, und dadurch würde die Frechheit desselben nur noch zunehmen. Endlich aber gab er den wiederholten Bitten der Rathsherren nach, und befahl die Schuldigen loszulassen.

Indessen hatten sich, auf seinen Befehl, hundert Mann Seesoldaten auf dem Platze versammelt und in Ordnung gestellt. Der Pöbel, hiedurch aufgebracht, wurde lärmend, und warf mit Steinen die Fenster des Zimmers ein, in welchem Herr Rioms sich, nebst dem Maire und den Rathsherren, befand. Herr Rioms verlangte, daß das Kriegsgesetz in der Stadt ausgerufen werden sollte, und daß die Bürgermiliz ihm zu Hülfe kommen möchte, um das zusammengelaufene Gesindel zu zerstreuen, da ihm nicht erlaubt wäre, sich seiner eigenen Truppen zu bedienen. Die Bürgermiliz erschien; aber, statt dem Tumulte zu wehren, verletzte ein Soldat dieser Miliz selbst einen Offizier, welcher neben Herrn Rioms stand. Bald nachher wurde Herr Rioms, nebst den übrigen Staabsoffiziren, aus seinem Hause gerissen, mitten durch den wüthenden Pöbel, der sie alle zu ermorden drohte, nach dem Rathhause geschleppt, und daselbst in einen unterirrdischen Kerker gebracht, in welchem sie einige Tage zubringen mußten, ehe sie ihre Freyheit wieder erhalten konnten.

Zu Marseille war, am achten Dezember, eine heftige Gährung. Die Bürgermiliz befand sich im Streite mit dem Schweizerregimente Ernst; und die Ruhe wurde nicht eher wieder hergestellt, als bis, nach Ausrufung des Kriegsgesetzes, Einige getödtet und andere verwundet worden waren.

Zu Senlis begab sich, am dreyzehnten Dezember, die Bürgermiliz, in feyerlicher Prozession, nach der Hauptkirche, um daselbst ihre neuen Fahnen einsegnen zu lassen. Kaum war der Zug einige hundert Schritte fortgerückt, als aus einem Hause ein Schuß geschah, welcher einen Trommelschläger verwundete. Die Prozession hielt stille, und sogleich folgten noch einige Schüsse, durch welche verschiedene Personen getödtet wurden. Wüthend sprengte nunmehr der Pöbel die Thüre des Hauses auf, und drängte sich mit Gewalt in dasselbe. Sie fanden das Haus in Feuer, und bald nachher flog es in die Luft, wobey sechzig Personen das Leben verlohren.

Auf der Insel Korsika, brachen, um eben diese Zeit, gefährliche Unruhen aus. Die Einwohner waren mit der Garnison im Streite, und schlugen die Truppen zurück, welche ausgeschickt worden waren, um den Pöbel zu zerstreuen.

In einigen Provinzen von Frankreich verbanden sich die Einwohner, durch einen feyerlichen Eid, die neue Konstitution und die erworbene Freyheit, bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Das erste Beyspiel dieser Art gab die Provinz Dauphine. Am 29 November versammelten sich, am Ufer der Rhone, 12,650 Bürgersoldaten, welche folgenden Eid schworen: „Wir, die Bürgersoldaten beyder Ufer der Rhone, die wir uns

hier brüderlich, zu dem allgemeinen Besten, versammelt haben, schwören, im Angesichte des Himmels, auf unsere Herzen und auf unsere Waffen, welche zu Vertheidigung des Staates bestimmt sind, daß wir jederzeit einig bleiben wollen. Wir schwören allen Unterschied der Provinzen ab; wir bieten dem Vaterlande unsere Arme und unser Vermögen, zu Unterstützung der, von der Nationalversammlung gegebenen Gesetze an. Wir schwören: uns gegenseitig, zu Ausübung so heiliger Pflichten, beyzustehen, und unsern Brüdern zu Paris zu Hülfe zu eilen, so wie auch jeder andern Stadt in Frankreich, welche, um der Freyheit willen, in Gefahr seyn sollte. Wir erklären, durch denselben Eid: daß, von dem jetzigen Augenblicke an, die Aufsicht über das Getraide uns zugehören soll, und daß wir nicht nur die freye Durchfahrt desselben, auf der Rhone und auf dem Lande beschützen, sondern uns auch gegenseitig das nothwendige Korn wollen verabfolgen lassen. Wir schwören ferner: alle diejenigen den Gerichten anzuzeigen, welche es wagen dürften, durch Worte oder durch Schriften, die, den Beschlüssen der Nationalversammlung gebührende Ehrfurcht, zu verletzen."

Zu Anfang des Dezembers versammelten sich 20,000 bewaffnete Bürgersoldaten aus dem Vivarais, dem Languedok, der Provenze und dem Dauphine. Auf einer großen Ebene schworen sie, unter freyem Himmel, folgenden Eid: „Wir, Frankreicher, schwören, bey Gott und bey unserm Vaterlande, über die Ausübung der Beschlüsse der Nationalversammlung bis an unsern Tod zu wachen, und uns gegenseitig, zu diesem Zwecke, den nöthigen Beystand zu leisten."

Am Abende des vier und zwanzigsten Dezembers ward Thomas de Mahy, Marquis von Favras, mit seiner Gemahlin Victoria Hedwigia Karolina Prinzessin von Anhalt-Schaumburg, in seinem Hause in Verhaft genommen. Beyde wurden nach dem Gefängnisse des Chatelet gebracht. Er hatte, wie man vorgab, einen Plan gemacht, den König und die königliche Familie von Paris wegzuführen, und Leute gedungen, welche die Herren La Fayette, Bailly, und Necker in der Nacht ermorden sollten. Favras war in Diensten des Bruders des Königs, des Grafen von Provenze, und es schien daher höchst wahrscheinlich, daß dieser Prinz von der Verschwörung wissen müßte; um so viel mehr, da Favras, im Namen des Prinzen, vor kurzer Zeit, ein Anlehen von einigen Millionen Livres gemacht hatte.

Sobald die Gefangennehmung des Favras, nebst der Entdeckung seines Plans, in Paris bekannt wurde, stiegen Unordnung, Furcht und Schrecken, abermals auf den höchsten Grad; und der Pöbel stieß die schrecklichsten Verwünschungen und Drohungen gegen die königliche Familie, vorzüglich aber gegen den Grafen von Provenze aus. Der Graf befürchtete, daß diese Stimmung der Gemüther seiner Ruhe, und vielleicht sogar seinem Leben, gefährlich werden möchte. Er begab sich daher, am sechs und zwanzigsten Dezember, nach dem Rathhause der Hauptstadt, und hielt daselbst, an den versammelten Bürgerrath, folgende Anrede:

„Meine Herren.“

„Das Verlangen, eine freche Verläumdung zu widerlegen, bringt mich zu Ihnen. Vorgestern ist Herr von Favras, auf Befehl Ihres Untersuchungsausschusses,

gefänglich eingezogen worden, und heute stellt man sich, als glaubte man, daß ich in genauer Verbindung mit ihm stünde. Als erster Bürger der Stadt Paris habe ich es für nöthig gehalten hieher zu kommen, und Sie von den Verhältnissen, unter welchen ich den Herrn von Favras kenne, selbst zu unterrichten. Im Jahre 1772 ist er in meine Leibwache getreten. Im Jahre 1775 hat er dieselbe wiederum verlassen, und seit dieser Zeit habe ich ihn nicht gesprochen. Da ich jetzo, seit mehreren Monathen, meiner Einkünfte beraubt war, und, wegen der großen Zahlungen, die ich im Januar zu machen habe, unruhig wurde: so wünschte ich ein Mittel auszufinden, um meine Versprechungen erfüllen zu können, ohne dem königlichen Schatze zur Last fallen zu dürfen. Anfänglich wollte ich, bis zu dem Betrag der nöthigen Summe, Schuldscheine verpfänden; aber man stellte mir vor, es sey für meine Finanzen vortheilhafter, wenn ich ein Anlehen mache. Vor ungefähr vierzehn Tagen sagte mir Herr de la Chatre, daß Herr von Favras dieses Anlehen, durch zwey Bankiers, die Herren Chomel und Sartorius, ausfüllen lassen könne. Demzufolge habe ich einen Schein von zwey Millionen unterschrieben, welche Summe nothwendig erfordert wird, um meine, auf den Anfang des künftigen Jahres gegebenen Versprechungen, zu erfüllen, und um meinen Hofstaat zu bezahlen. Da dieses eine bloße Finanzsache ist, so habe ich dieselbe meinem Schatzmeister überlassen. Den Herrn von Favras habe ich gar nicht gesehen, ihn nicht gesprochen, und keine Gemeinschaft von irgend einer Art mit ihm gehabt: daher ist mir alles was er gethan haben mag durchaus unbekannt. Dessen ungeachtet, meine Herren, erfuhr ich gestern, daß man häufig

in der Hauptstadt ein gedrucktes Blatt austheile, auf welchem folgende Worte stehen:

„Der Marquis von Favras ist, mit seiner Frau, in der Nacht des vier und zwanzigsten, gefänglich eingezogen worden, wegen eines Projekts, welches er gemacht hatte, dreyßig tausend Mann anzuwerben, den Herrn de la Fayette und den Herrn Maire ermorden zu lassen, und uns nachher die Zufuhr der Lebensmittel abzuschneiden. Monsieur, der Bruder des Königs, war an der Spitze dieser Verschwörung.“

„Paris, am 25 Dezember 1789.“

„Baraux.“

„Ohne Zweifel erwarten Sie nicht von mir, daß ich mich so weit herablasse, mich über eine so niedrige Beschuldigung zu rechtfertigen. Aber, zu einer Zeit, wo, auch durch die allerunsinnigsten Verläumdungen, die rechtschaffensten Bürger des Staats Gefahr laufen für Feinde der Revolution gehalten zu werden, habe ich geglaubt, meine Herren, es dem Könige, Ihnen, und mir selbst schuldig zu seyn, die genauern Umstände dieser Sache, welche Sie so eben von mir gehört haben, bekannt zu machen, damit das Publikum über den wahren Hergang derselben nicht einen Augenblick länger in Ungewißheit bleibe. Meine Denkungsart theile ich meinen Mitbürgern offenherzig mit. Seit dem Tage, an welchem ich mich, in der zweyten Versammlung der Notablen, über die Hauptfrage erklärt habe, welche damals die Gemüther theilte, habe ich keinen Augenblick daran gezweifelt, daß eine große Revolution bereit sey auszubrechen, und daß der König, vermöge seiner Gesinnungen, seiner Tugenden, und seines höchsten Ranges, an der Spitze der Revolution stehen müsse; weil keine Revo-

lution für die Nation vortheilhaft seyn konnte, die nicht zugleich auch für den Monarchen vortheilhaft war: daß endlich die königliche Gewalt die Schutzwehr der Freyheit, und diese, gegenseitig, die Stütze der königlichen Gewalt seyn müsse. a) So lange man nicht eine einzige meiner Handlungen, nicht Eine Rede anführen kann, die diesen Grundsätzen entgegen wäre; die beweisen könnte, daß, in welchen Lagen ich mich auch befunden habe, das Wohl des Königs und das Wohl des Volkes, nicht der einzige Gegenstand meiner Gedanken und meiner Wünsche gewesen seyen: so lange man dieses nicht kann, so lange darf ich auch verlangen, daß man mir auf mein Wort glaube. Niemals habe ich weder meine Gesinnungen noch meine Grundsätze verändert, und werde dieselben auch in der Folge niemals verändern."

Auf diese Rede antwortete Herr Bailly, im Namen des Bürgerrathes:

„Monsieur."

„Es macht den Stellvertretern der Stadt Paris ausserordentliche große Freude, den Bruder ihres geliebten Königs, des Wiederherstellers der französischen Freyheit, unter sich zu sehen: Erhabene Brüder, belebt von denselben Gesinnungen. Monsieur hat sich als den ersten Staatsbürger des Reiches gezeigt, als er, in der zweyten Versammlung der Notabeln, für den Bürgerstand stimmte. Er hatte beynahe allein diese Gesinnungen: wenigstens waren nur eine kleine Anzahl wahrer Freunde des Volks auf seiner Seite. Und jetzt vermehrt er noch alle seine Ansprüche auf die Hochachtung der Nation,

a) Enfin, que l'autorité Royale devoit être le rempart de la liberté nationale, et la liberté nationale la base de l'autorité Royale.

durch die Würde der Vernunft. a) Monsieur ist, demzufolge, der erste Urheber der bürgerlichen Gleichheit, und heute giebt er einen neuen Beweis davon, indem er kommt, und sich unter die Stellvertreter der Hauptstadt mischt, wo er keinen andern Rang verlangt, als den ihm seine Gesinnungen geben. Diese Gesinnungen sind in den Erläuterungen enthalten, welche Monsieur dieser Versammlung gefälligst hat geben wollen. Der Prinz geht der Meynung des Publikums entgegen. b) Der Staatsbürger beweist, wieviel ihm an der guten Meinung seiner Mitbürger gelegen seye; c) und ich biete Monsieur, im Namen der Versammlung, den Tribut der Hochachtung und der Dankbarkeit an, welche sie seinen Gesinnungen, der Ehre seiner Gegenwart, d) und vorzüglich dem hohen Werthe, den er auf die Achtung freyer Menschen setzt, schuldig ist."

Auf diese äusserst elende Rede antwortete Monsieur: „Die Pflicht, welche ich so eben erfüllt habe, war einem tugendhaften Herzen sehr unangenehm. Aber ich bin,

a) Et il a ajouté la dignité de la raison à tous ses autres titres au respect de la nation. Wer kann wohl diesen Bombast verstehn?

b) Le Prince va au devant de l'opinion publique. Man mag diese Phrase übersetzen wie man will: sie bleibt dennoch immer Unsinn!

c) An der guten Meynung seiner Mitbürger war dem Prinzen wenig gelegen: aber er fürchtete, daß man die Königsmörder gegen ihn aufwiegeln möchte; ihm war bange, sein Leben zu verlieren.

d) Hier ist ein offenbarer Widerspruch! Wie kann die Gegenwart eines Bürgers für seine Mitbürger eine Ehre seyn? Oder, wenn sie es ist, was wird dann aus der so gerühmten Gleichheit?

hin, durch die Gesinnungen, welche die Versammlung mir bezeigt, vollkommen entschädigt, und mein Mund öffnet sich nunmehr bloß allein, um noch die Vergebung derjenigen Personen zu verlangen, welche mich beleidigt haben."

Monsieur schrieb auch an die Nationalversammlung, um sich von dem Verdachte zu reinigen, daß er Theil an des Favras Verschwörung habe. Aber alle diese, so auffallenden Schritte, bestärkten selbst die Unpartheyischen nur noch mehr in der Vermuthung, daß dieser Verdacht nicht ungegründet sey.

Das Gerücht der Gefangennehmung des Favras, und der Entdeckung einer Verschwörung, an deren Spitze derselbe stehe, hatte indessen zu Paris alle Köpfe erhitzt, und Unruhe, Furcht und Leichtgläubigkeit, waren abermals groß und allgemein. Ein besonderer Vorfall vermehrte noch die Besorgniß der Patrioten. In der Nacht des acht und zwanzigsten Dezembers stand ein Bürgersoldat, Namens Trudon, am Thore der Kaserne Schildwache. Er sagte dem Sergeanten, welcher kam um ihn abzulösen: eben jetzt habe man ihn, auf seinem Posten, ermorden wollen, und der Mörder habe ihm einen Schusterpfriemen in den Hals gestossen. Er wies die Wunde, welche noch blutete, und zeigte den Pfriemen, an welchem ein Zettel befestigt war, auf dem die Worte standen: „Gehe hin und erwarte la Fayette." Als am folgenden Tage diese Geschichte bekannt wurde, war ganz Paris darüber im Aufruhr. Auch der Nationalversammlung wurde das Protokoll der Aussagen des Verwundeten zugesandt. Bey genauerer Untersuchung fand man aber, daß der Bürgersoldat Trudon sich selbst

diese leichte Wunde am Halse beygebracht hatte, um von sich reden zu machen und um Aufsehen zu erregen.

Zufolge eines Befehls der Nationalversammlung wurde, im Monate Dezember, das Verzeichniß aller Personen, welche Pensionen und Gnadengehalte von dem königlichen Schatze zogen, bekannt gemacht. Dieses Verzeichniß bewies, auf die allerunwidersprechlichste Weise, wie unverantwortlich bisher das Geld der gedrückten Nation, an unnütze Mitglieder des Staates verschwendet worden war. So hatte z. B. die Prinzessin d'Henin 18,000 Livres als Wittwengehalt. Sie war aber keine Wittwe, sondern an den Prinzen d'Henin verheyrathet; und dieser hatte 10,000 Livres Pension, wegen seiner Heyrath. Die Choiseuls zusammengenommen hatten 88,300 Livres Pension; die Noailles 1,800,000 Livres; Hennequin 10,000 Livres, als vormaliger Aufseher der Wildschweinsjagd; Jeliotte, abgedankter Musikant des Königs, 8,516 Livres; Herr Joly de Fleury, General-Advokat, 17,000 Livres, weil er seine Stelle an seinen Sohn abgetreten hatte; Papillon de la Ferte, Direktor der Opera, 18,000 Livres. Diese Beyspiele beweisen hinlänglich, was für Leute es waren, die das Geld verzehrten, welches, mit dem Schweiße und den Thränen des Volkes benetzt, in den königlichen Schatz gelangte.

Im Jahre 1789 wurden in Paris getauft, 19,383 Kinder. Es starben 20,319 Personen. Die Zahl der Heyrathen war 4,781; die Zahl der Findelkinder, 5,719. Mönche und Nonnen wurden aufgenommen 61. Im

Jahre 1788 waren getauft worden, 20,708; gestorben 19,959; Heyrathen 5,375; Findelkinder, 5,822; Mönche und Nonnen, 122. Demzufolge wurden im Jahre 1789 weniger gebohren 1,325; es waren weniger Heyrathen 594; weniger Findelkinder 103; weniger Mönche und Nonnen die Hälfte; mehr Todte 432, als im Jahre 1788. Ein ungeheurer Unterschied, wenn man bedenkt, daß die Revolution erst im Julius ausbrach, und daß der Unterschied nur in die letzten sechs Monate des Jahres fällt.

Zu Versailles entstand ein gefährlicher Aufruhr wegen des Preises des Brodes. Mehr als zweytausend Handwerksgesellen, von denen die meisten nicht in Versailles wohnten, sondern von den benachbarten Orten dahin gekommen waren, versammelten sich, und verlangten, mit Ungestüm, von dem Bürgerrathe: daß der Preis des Brodes und des Fleisches herabgesetzt werden sollte. Der Bürgerrath, durch ihre Drohungen erschreckt, gab nach, und that was sie verlangten. Sobald der König Nachricht von diesem Aufruhr erhielt, gab er Befehl, daß das Brod zu Versailles wiederum bis zu dem vorigen Preise erhöht werden solle. Einige Kompagnien der Pariser Bürgermiliz zogen nach Versailles, um sich allen denen zu widersetzen, welche die Ausübung dieses Befehls zu verhindern suchen möchten. Und auf diese Weise wurde zu Versailles die Ruhe wiederum hergestellt.

Indessen entstand ein weit gefährlicherer Aufruhr zu Paris selbst. Die Demagogen hatten das Gerücht ausgesprengt, der Gerichtshof des Chatelet habe, aus seinen Gefängnissen, die beyden Staatsverbrecher Favras

und Besenval entwischen lassen. Auf diese Nachricht war ganz Paris in Gährung. Montags, am eilften Januar 1790, versammelte sich ein unermeßlicher Haufe vor den Gefängnissen des Chatelet. Dieser rasende Haufe verlangte, mit wüthendem Geschrey, die Köpfe der beyden Gefangenen, und drohte den Kriminalrichtern mit der Laterne. Die versammelten Richter sahen sich genöthigt, ihre Sitzung aufzuheben und sich nach Hause zu begeben, während la Fayette, an der Spitze der Bürgermiliz, den zusammengelaufenen Pöbel aus einander trieb, und alle Posten doppelt besetzte. Am folgenden Tage war die Gährung noch heftiger. Dreyhundert Soldaten der besoldeten Bürgermiliz, des Ungehorsams gegen die Befehle ihrer Offiziere schon seit langer Zeit gewohnt, wurden aufrührisch, verliessen die Stadt, und versammelten sich in den elisäischen Feldern. Sie stellen sich auf einen Haufen, berathschlagen sich untereinander, und entfernen, durch ausgestellte Schildwachen, den neugierigen Pöbel, welcher haufenweise herbeyläuft, um an dem Aufruhre Theil zu nehmen. Die Sturmglocken werden geläutet; Schrecken und Furcht bemächtigen sich aller Gemüther. Zu gleicher Zeit versammelt sich ein anderer Haufe des Pöbels vor dem Gefängnisse des Chatelet. Dieser droht die Thüren einzusprengen, und sich der Gefangenen zu bemächtigen. Wüthend verlangen sie die Köpfe des Favras und des Besenval. La Fayette sendet ein Detaschement der Bürgermiliz nach dem Chatelet, um den Pöbel zu zerstreuen. Er läßt in allen Straßen Lärm schlagen, und befiehlt der Miliz, sich bey ihm, auf dem Vendome Platze zu versammeln. Sie kommt an; Infanterie und Reiterey. La Fayette stellt sie in Ordnung; er mu-

stert seine Armee; er geht durch die Reihen; er hält eine Anrede an seine Brüder und Soldaten; und er sucht in ihnen Liebe zur Ordnung und zum Vaterlande aufs Neue anzufachen. Den kommandierenden Offizieren übergiebt er versiegelte Verhaltungsbefehle, welche sie nicht eher, als bis es ihnen befohlen würde, eröffnen sollen. Gegen halb zwölf Uhr Vormittags stellt er sich an die Spitze seiner Armee, um dieselbe gegen die Aufrührer anzuführen. Am Ende der Straße St. Honore theilt sich diese Armee in zwey Abtheilungen. Auf den elisäischen Feldern erscheinen beyde Abtheilungen zu gleicher Zeit. Sie vereinigen sich, in einen Halbzirkel, dessen Sehne der Fluß ist; und sie schliessen, auf diese Weise, die Aufrührer ein. Diese bemerken nun erst, daß sie gefangen sind. Sie erschrecken; sie suchen zu entfliehen; aber auf allen Seiten werden sie angehalten. Die Truppen rücken allmählig näher und näher zusammen, und bilden endlich einen Kreis um die Aufrührer, von denen sich einige in den Fluß stürzen, und sich durch Schwimmen zu retten suchen, aber ertrinken, ehe sie noch das gegenüberstehende Ufer haben erreichen können. Nun giebt la Fayette Befehl zum Angriffe. Die Miliz fällt über die Ausreißer her; entwaffnet dieselben; nimmt ihnen die Nationalkokarde ab; bemächtigt sich ihrer Waffen; befiehlt ihnen, die Nationaluniform auszuziehen; bindet sie mit Stricken, zwey und zwey zusammen; und führt sie, in diesem Aufzuge, durch die Straßen der Stadt Paris, nach den Kasernen zu St. Denis. Schnell verbreitet die frohe Nachricht des so leicht erhaltenen Sieges sich in der Hauptstadt. Furcht und Schrecken weichen der Freude, und der Haufe des Pöbels, welcher sich vor den Gefängnissen des Chatelet versammelt

hatte, zerstreut sich sogleich, und begiebt sich ruhig und stille nach Hause. Die Bürgermiliz wachte mit verdoppelter Aufmerksamkeit den übrigen Theil des Tages, und während der ganzen Nacht. Am dreyzehnten Januar war in Paris die Ruhe wieder vollkommen hergestellt; und dem Befehlshaber la Fayette blieb der Ruhm abermals, ohne Blutvergießen und ohne einen einzigen Flintenschuß einen Haufen feigherziger Aufrührer aus einander getrieben zu haben.

Favras wurde indessen von den Richtern des Chatelet verhört. Seine Ankläger und die Zeugen, welche gegen ihn aufstanden, waren seine eigenen Mitverschwornen, denen er seine geheimen Plane ganz entdeckt hatte. Er wurde angeklagt, daß er die besoldete Bürgermiliz durch Geld zu gewinnen gesucht hätte; daß er aufrührische Schriften unter die Miliz habe austheilen lassen; daß er den Plan gehabt habe, aus Offizieren und Edelleuten ein Korps zu errichten, und den König zu entführen; daß er sich am sechsten Oktober dem Minister Herrn von St. Priest zu Ausführung einer Kontrerevolution angeboten habe; daß er sich gerühmt habe, 1,500 Mann stellen zu können; daß er den Herrn la Fayette habe ermorden lassen wollen. Favras verantwortete sich mit großer Gegenwart des Geistes. Anfänglich läugnete er alles. Nachdem er aber überwiesen war, gestand er: es sey wahr, daß er Truppen angeworben habe; diese Truppen wären aber nicht zu Unterstützung einer Gegenrevolution in Frankreich, sondern zu der Vermehrung der Brabantischen Armée in den Niederlanden, bestimmt gewesen.

Das Verhör des Favras wurde, so wie alle andern Verhöre, vor dem Kriminalgerichte des Chatelet, seit

der Revolution öffentlich gehalten. Taglöhner und Handwerker verliessen ihre Werkstätte, und fanden sich, nebst dem übrigen Pariser Pöbel, bey diesen Verhören fleißig ein a).

Der Marquis de Favras wurde an dem 26sten März 1744 geboren. In dem Jahre 1755 erhielt er eine Offizierstelle unter den Musketairs. Mit diesem Korps machte er in dem Jahre 1761 einen Theil des Feldzuges. Bey seiner Zurückkunft erhielt er unter seinen Befehl eine Kompagnie Dragoner, in dem Regimente Chapt, nachmaligem Regimente Belzunce. In dem Jahre 1773 erhielt er die Stelle eines ersten Lieutenants der Schweizergarde des Grafen von Provence. Er legte aber bald nachher seine Stelle nieder, um nach Wien zu reisen, woselbst ein bey dem Reichshofrathe anhängiger Prozeß, seine Gemahlin betreffend, seine Gegenwart erforderte b). In dem Jahre 1785, während der holländischen Unruhen, machte er den Plan für den Dienst der holländischen Patrioten, eine Legion zu werben. Er reiste selbst zu diesem Zwecke nach Hol-

a) Ein Augenzeuge beschreibt auf eine komische Weise das Betragen dieser Leute: J'eus beaucoup de peine, à me faire jour au milieu de cette foule pressée d'ouvriers, d'artisans de toute espèce, qui désertent à l'envi leurs atteliers, pour venir jouir au Chatelet de leur nouvelle souveraineté. Si j'avois été tenté de l'oublier, ou de la méconnoître, je les voyois disposés à me la rappeller. Ils se haussoient sur leurs talons, et gonfloient leurs joues, pour se donner de l'importance: et afin que je n'ignorasse pas, que j'étois parmi des souverains, ils affectoient d'être avec moi grossiers et incivils. Corréspondance d'un habitant de Paris, p. 227.

b) Justification de M. de Favras. T. 1.

und lärmend. Die Stimmen, der sich unter einander schimpfenden Mitglieder, erhoben sich lauter als die Glocke des Präsidenten, welcher sich mit Klingeln den Arm lähmte, indem er das Geschrey der tobenden Stellvertreter der geschwätzigen französischen Nation, durch den Lärm, den seine Glocke machte, zu übertäuben suchte. Die Versammlung glich einem Fischmarkte, wo Bootsknechte und Fischweiber ihre Lungen anstrengen, und sich in die Wette schimpfen; sie glich nicht einem erlauchten Haufen von Gesetzgebern. Seit langer Zeit war aber keine Sitzung so lärmend gewesen, als die Sitzung des zwey und zwanzigsten Januars des Jahres 1790.

Es wurde ein Plan vorgelesen, nach welchem die dringendsten Schulden des Staats bezahlt werden sollten. Nach Endigung dieser Vorlesung stieg Mirabeau auf den Rednerstuhl und sagte: „Unmöglich kann ich meine Meynung über einen Vorschlag geben, den man so schnell hergelesen hat, und den der größte Theil der Versammlung nicht einmal versteht. Eins verstehe ich nur, nemlich, daß dieser Plan voll unnützer Dinge, und voll der sonderbarsten Untereinanderwerfung der verschiedensten Gegenstände ist. Ungeachtet aller schönen Plane, aller ehrfurchterregenden Zauberformeln, aller ehrwürdigen Zahlen, glaube ich dennoch nicht, daß es einen einzigen Mann gebe, (ich nehme sogar den Finanzminister selbst nicht aus) welcher genau wisse, wie groß die Staatsschuld ist, und wer die Gläubiger seyen. Wie soll man sich nun in dieser unbekannten Sache verhalten?“

Abbe Maury. Um Ordnung in die Finanzen zu bringen, muß man einen Weg einschlagen, welcher demjenigen, den die Minister genommen haben, gerade ent-

gegengesetzt ist. Ihre einzige Sorge bestand darinn, Einnahme und Ausgabe gleich zu machen; Wir hingegen müssen immer die Ausgabe der Einnahme unterordnen.

Herr Cazales. Man muß wissen, wie hoch sich die Staatsschuld beläuft; man muß die Ursachen kennen, welche, seit zwölf Jahren, dieselbe um zweyhundert Millionen vermehrt haben. Die Provinzen werden sich nunmehr bald versammeln. Sie werden von Euch Rechenschaft über Eure Aufführung fordern. Wollet Ihr denselben antworten: daß Ihr, umgeben von Kapitalisten und von Staatsgläubigern, von denen diese Stadt voll ist, es nicht hättet wagen dürfen, die Gültigkeit der Forderungen zu untersuchen? Wollet Ihr denselben sagen, Ihr hättet Anlehen ausgeschrieben, ohne vorher zu untersuchen, ob diese Anlehen auch nöthig seyen? Schreibet Ihr neue Auflagen aus: so verschwendet Ihr die letzten Aufopferungen eines Volkes, welches sich auf Euch verläßt, und überlasset seinen Schweiß dem Ersten, dem es einfällt, sich für einen Gläubiger des Staates auszugeben.

(Heftiger Lärm, unbändiges Geschrey, und lautes Rufen der Demokraten: „Befehlt ihm zu schweigen! Gebietet ihm Stillschweigen; er predigt Aufruhr!“)

Herr Cazales (laut und heftig). Was wollt Ihr ihnen antworten, denen, die Euch hieher gesandt haben, wenn sie zu Euch sagen: „alle Aufträge, welche wir Euch gaben, haben Euch ausdrücklich verboten, Auflagen auszuschreiben, oder Anlehen zu machen, ehe ihr nicht die Schulden des Staates ganz würdet kennen gelernt haben!“ Ich aber, ich habe meine Pflicht erfüllt, und Euch Euere Pflicht kennen gelehrt. Wird mein Vorschlag verworfen, so fällt Schimpf und Schande auf

diejenigen zurück, die denselben nicht annehmen wollen. Ich schlage vor, daß die Gültigkeit aller Staatsschulden untersucht, die Quellen der Schulden erforscht, und das Detail derselben auseinander gesetzt werden solle, damit das Zutrauen der Nation nicht gemißbraucht werde.

(Entsetzlicher Lärm in der Versammlung. Von einer Seite lautes Beyfallklatschen; Bravorufen; Lobeserhebungen des Herrn Cazales, wegen seines Muthes; Verlangen daß seine Rede gedruckt werde; von der andern Seite, wo Mirabeau stand, Zischen; Pfeifen; wüthendes Toben; grobes Schimpfen und schreckliches Drohen, in welches die Zuhörer auf den Gallerien mit einstimmen.)

Herzog de la Rochefoucault. (ganz kaltblütig, und ohne die Stimme zu erheben) Sie verwechseln, meine Herren, die Rechtmäßigkeit der Schuld, mit der schlechten Anwendung der, durch Anlehen aufgenommenen Gelder.

Herr Roederer. Die rechtmäßige Schuld darf nicht mit den, von der Regierung zu wucherischen Zinsen aufgenommenen Geldern, verwechselt werden.

Charles Lameth. Der Vorschlag des Herrn Cazales ist im Grunde gut; aber gegenwärtig würde derselbe mit den größten Nachtheilen verbunden seyn. Die Ausführung desselben würde die Arbeiten der Nationalversammlung aufhalten, Unruhe in die Familien bringen, die Bezahlung der Schulden noch länger aufschieben, und die rechtmäßigsten Gläubiger des Staats in Verlegenheit setzen. Indessen beweist doch dieser Vorschlag eine väterliche Sorgfalt, welche der Versammlung würdig ist. Der anscheinende Bewegungsgrund desselben ist die Vertheidigung des Wohls der Nation. Auch kann die Ausführung dieses Vorschlages zu einer

andern Zeit wirklich nützlich seyn. Ich verlange daher, daß man die Berathschlagung darüber bis auf eine unbestimmte Zeit verschiebe.

Graf Mirabeau. Der Vorschlag des Herrn Cazales hat, in meinen Augen, weder die Vortheile, noch die Nachtheile, welche mein Vorgänger darinn hat finden wollen. Er will unsere Versammlung in eine Inquisition verwandeln.

(Großer Lärm. Viele sprechen zugleich, daher man keinen verstehen kann. Schreckliches Geschrey: „Stimmt! Stimmt! keine weitere Debatten!“ Dagegen rufen Cazales und seine Parthie: „Nein! Nein! Laßt uns fortfahren, und die Sache ins Reine bringen!“ Die Demokraten stehen auf und rufen: „Stimmt! Stimmt!“ Die übrigen widersetzen sich, und sagen: „Wir sind hier nicht im Jakobinerklub!“)

Der Abbe Maury steigt auf den Rednerstuhl. Neuer tobender Lärm. Das Geschrey wird so heftig, daß man die Glocke des Präsidenten nicht mehr hört. Der Abbe Maury verläßt den Rednerstuhl. Er stellt sich mitten in den Saal, vor den Präsidenten. Er spricht; aber seine Freunde und seine Feinde schreyen zugleich, und so laut, daß man ihn nicht verstehen kann. Er dreht sich gegen die Demokraten, und droht denselben mit aufgehobener Faust. Nun stehen plötzlich beyde Parthieen von ihren Sitzen auf. Der Präsident ruft, und schreyt, und klingelt, an Einem fort. Auf einmal entsteht die vollkommenste Stille. Der Vorschlag wird noch einmal vorgelesen. Der Abbe Maury ruft aus: „Nicht hier, sondern im Jakobinerklub, wo die gegenwärtige Berathschlagung angefangen worden ist, muß dieselbe auch geendigt werden!“ Dann fährt er fort: „Ihr habt Euch

Diejenigen zurück, die denselben nicht annehmen wollen. Ich schlage vor, daß die Gültigkeit aller Staatsschulden untersucht, die Quellen der Schulden erforscht, und das Detail derselben auseinander gesetzt werden solle, damit das Zutrauen der Nation nicht gemißbraucht werde.

(Entsetzlicher Lärm in der Versammlung. Von einer Seite lautes Beyfallklatschen; Bravorufen; Lobeserhebungen des Herrn Cazales, wegen seines Muthes; Verlangen daß seine Rede gedruckt werde; von der andern Seite, wo Mirabeau stand, Zischen; Pfeifen; wüthendes Toben; grobes Schimpfen und schreckliches Drohen, in welches die Zuhörer auf den Gallerien mit einstimmen.)

Herzog de la Rochefoucault. (ganz kaltblütig, und ohne die Stimme zu erheben) Sie verwechseln, meine Herren, die Rechtmäßigkeit der Schuld, mit der schlechten Anwendung der, durch Anlehen aufgenommenen Gelder.

Herr Roederer. Die rechtmäßige Schuld darf nicht mit den, von der Regierung zu wucherischen Zinsen aufgenommenen Geldern, verwechselt werden.

Charles Lameth. Der Vorschlag des Herrn Cazales ist im Grunde gut; aber gegenwärtig würde derselbe mit den größten Nachtheilen verbunden seyn. Die Ausführung desselben würde die Arbeiten der Nationalversammlung aufhalten, Unruhe in die Familien bringen, die Bezahlung der Schulden noch länger aufschieben, und die rechtmäßigsten Gläubiger des Staats in Verlegenheit setzen. Indessen beweist doch dieser Vorschlag eine väterliche Sorgfalt, welche der Versammlung würdig ist. Der anscheinende Bewegungsgrund desselben ist die Vertheidigung des Wohls der Nation. Auch kann die Ausführung dieses Vorschlages zu einer

andern Zeit wirklich nützlich seyn. Ich verlange daher, daß man die Berathschlagung darüber bis auf eine unbestimmte Zeit verschiebe.

Graf Mirabeau. Der Vorschlag des Herrn Cazales hat, in meinen Augen, weder die Vortheile, noch die Nachtheile, welche mein Vorgänger darinn hat finden wollen. Er will unsere Versammlung in eine Inquisition verwandeln.

(Großer Lärm. Viele sprechen zugleich, daher man keinen verstehen kann. Schreckliches Geschrey: „Stimmt! Stimmt! keine weitere Debatten!“ Dagegen rufften Cazales und seine Parthie: „Nein! Nein! Laßt uns fortfahren, und die Sache ins Reine bringen!“ Die Demokraten stehen auf und rufen: „Stimmt! Stimmt!“ Die übrigen widersetzen sich, und sagen: „Wir sind hier nicht im Jakobinerklub!“)

Der Abbe Maury steigt auf den Rednerstuhl. Neuer tobender Lärm. Das Geschrey wird so heftig, daß man die Glocke des Präsidenten nicht mehr hört. Der Abbe Maury verläßt den Rednerstuhl. Er stellt sich mitten in den Saal, vor den Präsidenten. Er spricht; aber seine Freunde und seine Feinde schreyen zugleich, und so laut, daß man ihn nicht verstehen kann. Er dreht sich gegen die Demokraten, und droht denselben mit aufgehobener Faust. Nun stehen plötzlich beyde Parthieen von ihren Sitzen auf. Der Präsident ruft, und schreyt, und klingelt, an Einem fort. Auf einmal entsteht die vollkommenste Stille. Der Vorschlag wird noch einmal vorgelesen. Der Abbe Maury ruft aus: „Nicht hier, sondern im Jakobinerklub, wo die gegenwärtige Berathschlagung angefangen worden ist, muß dieselbe auch geendigt werden!“ Dann fährt er fort: „Ihr habt Euch

anheischig gemacht, die Schuld des Staates zu bezahlen, und dennoch wollt ihr dieselbe nicht kennen lernen! Wäre Jemand hier, der sich unterstehen dürfte, von Bankerott zu sprechen, so müßte derselbe, von diesem Augenblicke an, in der öffentlichen Meynung geschändet seyn! Was! Nachdem wir die Gläubiger des Staates unter den Schutz der französischen Treue genommen haben; so sollte man es noch ungereimt finden, daß wir den Schleyer, welcher bisher so viele Räubereyen bedeckt hat, ganz zerreissen wollen!"

(Neuer Lärm. Anhaltendes, heftiges, ungeduldiges Geschrey. Rufen und Klingeln des Präsidenten. Stampfen mit den Füssen, vor Wuth und Ungeduld.)

„Ich richte meine Frage an jene Männer (Mirabeau betrachtend), welchen die Natur allen Muth versagt hat, und welche sie dagegen, zur Entschädigung, im allerhöchsten Grade, mit dem Muthe Schmach und Schande ertragen zu können, begabt hat. Diese frage ich. Mögen sie mir nunmehr hier, in dieser Versammlung, antworten!

(Fünfhundert Männer fuhren, bey diesen Worten, zu gleicher Zeit in die Höhe. Fünfhundert Stimmen riefen zugleich: „Abbitte! Abbitte wegen dieser Beschimpfung!" Lärm und Tumult nahmen zu. Ein Mitglied schlug vor: den Abbe Maury von seiner Stelle, als Mitglied der Versammlung, abzusetzen.)

Der Abbe Maury springt mit einem Satze mitten in den Saal: „Wer" ruft er, „wer ist derjenige, der es wagen darf, einen solchen Vorschlag zu thun?"

Herr Guillaume. Ich, ich bin es! Wer die ganze Versammlung beleidigt, der muß bestraft werden. Es ist Pflicht der Versammlung, die ihren Mitgliedern

schuldige

schuldige Achtung erhalten; denn welche Achtung wird man für die Gesetze haben, wenn man für die Gesetzgeber selbst keine hat!

Graf Mirabeau. Da von Ausschließung eines Mitgliedes die Rede ist, so muß ich sagen, daß diese große Frage des Staatsrechtes Nachdenken verdient, und daß die Versammlung keines ihrer Mitglieder ausschließen darf. Wenn die Beschimpfung, mit welcher der Abbe Maury sein abgeschmacktes Raisonnement beschlossen hat, gegen ein einzelnes Mitglied gerichtet gewesen wäre, so würde dieses eine so unverschämte Thorheit seyn, daß man ihn in das Tollhaus hätte setzen müssen. Aber mir däucht, er verdient Mitleiden; und da er diese Worte im Zorn ausgesprochen hat, so verlange ich, daß er einen Verweis bekomme, und daß dieser Verweis in dem Protokolle angemerkt werde.

Abbe Maury. Ich erinnere mich recht gut dessen, was ich gesagt habe, weil ich voraus sah, daß ich meine Worte würde wiederholen müssen. Die Versammlung kann sich durch das, was ich sagte, nicht für beleidigt halten; denn nicht ein einziges ihrer Mitglieder ist dadurch beleidigt. Ich gehe noch weiter, und ich behaupte, daß Jemand, der von dem Rednerstuhle spricht, und alle Augenblicke durch das Heulen der Wuth unterbrochen wird, wohl leicht zu entschuldigen seyn mag, wenn er etwas Unschickliches sagen sollte.

(Neuer Lärm und Geschrey in allen Theilen des Saales.)

Herr Cazales entschuldigt den Abbe Maury.

Herr Despresmenil. Der Sinn seiner Worte ist zweifelhaft, und muß daher auf die, dem Angeklagten vortheilhafteste Weise, ausgelegt werden.

Sehr viele Mitglieder sprachen, und lärmten, und schrien, bis endlich die Versammlung der Meynung des Herrn Mirabeau beystimmte, und der Präsident dem Abbe Maury, wegen seines unschicklichen Betragens, einen Verweis gab.

Auf den Vorschlag des Herrn Güillotin beschloß die Versammlung am 21sten Januar folgende Artikel des Kriminalgesetzes:

„1. Da das Verbrechen persönlich ist, so können Hinrichtungen und ehrenraubende Bestrafungen, von welcher Art dieselben auch seyn mögen, den Anverwandten des Verbrechers keinen Flecken anhängen. Die Ehre derjenigen, welche demselben angehören, leidet dadurch auf keine Weise, und sie bleiben, so wie vorher, aller Gewerbe, Aemter und Würden fähig.“

„2. In keinem Falle darf das Vermögen des Verurtheilten eingezogen werden.

„3. Der Leichnam des Hingerichteten soll seiner Familie übergeben werden, wenn sie denselben verlangt. In allen Fällen soll derselbe auf die gewöhnliche Weise begraben werden, und in den Kirchenbüchern soll der Todesart gar keine Erwähnung geschehen.“

Dieses vortreffliche, philosophische Gesetz, wurde wenige Tage nachher zu Paris wirklich in Ausübung gebracht. Zwey junge Leute, Brüder, und aus einer guten Familie, hatten falsche Wechsel verfertigt, und wurden daher zu Paris zum Tode verdammt. Nachdem die Hinrichtung geschehen war, versammelte sich der Distrikt, zu welchem sie gehörten. Er sandte eine Gesandtschaft zu dem achtzigjährigen Großvater und zu dem Bruder der

Hingerichteten. Derjenige, welcher die Gesandtschaft anführte, sprach zu dem Greise:

„Mein Herr!"

„Das Bataillon von St. Honore, gerührt durch Ihre tiefe Betrübniß, kommt, um dieselbe mit Ihnen zu theilen. Aber nachdem diese erste Pflicht erfüllt ist, bleibt uns eine zweyte übrig, welche durch das unveränderliche Gesetz der Gerechtigkeit und der Vernunft uns vorgeschrieben wird, nemlich die Pflicht, Ihnen zu sagen, daß die Schande des Verbrechens auf die Anverwandten des Verbrechers nicht zurückfällt; daß das Bataillon St. Honore jetzo alle ihre Verwandten unter seine Brüder aufnimmt, und denselben Treue, Einigkeit und Hülfe zuschwört, und alle diejenigen Gesinnungen, welche ihre Tugend verdient, die nunmehr durch das Unglück noch interessanter geworden ist."

Zu dem jungen Bruder der Hingerichteten sprach er:

„Sie, junger und tugendhafter Bürger des Staates, Sie werden von ihren Waffenbrüdern, die eben jetzt versammelt sind, erwartet, um von denselben einen öffentlichen Beweis der Achtung und der Liebe zu erhalten."

Die Gesandtschaft brachte nunmehr den Jüngling nach dem Grasplatze des Louvre, wo das Bataillon versammelt war. Dort wurde derselbe zum Lieutenant gewählt, und der Befehlshaber des Bataillons sagte zu ihm, indem er ihm den Degen übergab: „Erinnern Sie sich, so lange Sie leben, daß diese Ehrenbezeigungen der Tugend bestimmt sind, und daß die Tugend niemals auf eine andere Weise, als durch persönliche Fehler verdunkelt werden kann."

Hierauf ließ La Fayette den jungen Offizier von den Soldaten anerkennen, und nahm nachher denselben mit

sich nach Hause, wo er ihn des Mittags bey sich speisen ließ. Am folgenden Tage kam eine Gesandtschaft des Bataillons St. Honore an die Nationalversammlung, um derselben von diesem Vorgange Bericht abzustatten. Nachdem der Anführer seinen Bericht geendigt hatte, antwortete der Präsident der Versammlung:

„Meine Herren!“

„Nur so edle Handlungen, wie die Ihrigen, können den Eifer, der die Nationalversammlung belebt, noch vermehren. Ich darf in dem Namen derselben sagen, daß Sie mächtiger gewirkt haben, als die Versammlung selbst. Die Versammlung hat das Gesetz gegeben; Sie aber gaben das Beyspiel: und Jedermann weiß, wie viel kräftiger Beyspiele wirken, als Gesetze, in allen Dingen, welche von vorgefaßten Meynungen abhängen.“

Am 28sten Januar entstanden in der Versammlung heftige Debatten wegen der Juden. Der Bischof von Autun schlug vor: daß diejenigen Juden, welche in Frankreich naturalisirt wären, und schon seit langer Zeit der Bürgerrechte genossen hätten, bey diesen Rechten ferner geschützt werden sollten. Unter diese Klasse gehören die sogenannten portugiesischen Juden, welche, wie bekannt, die Deutschen Juden verachten und keine Gemeinschaft mit denselben haben wollen. Sie sind in sehr vielen Ländern naturalisirt, während die Deutschen Juden noch in keinem Lande das Bürgerrecht erhalten haben. In Frankreich wohnen die portugiesischen Juden zu Bordeaux, zu Bayonne und zu Avignon. Sie haben keine eigenen Gesetze, keine eigenen Richter; sie bezahlen alle Auflagen, wie die Christen; sie dienen in der Bürgermiliz, wie die Christen; und sie thun Dienste, ohne Un-

terschied des Tages oder der Stunde. Sie sind weit gebildeter, reicher, und nicht so abergläubig, als die deutschen Juden. In Frankreich haben sie von dem Könige im Jahre 1550 das Bürgerrecht erhalten, und seither ist ihnen dieses Vorrecht von allen nachfolgenden Königen bestätigt worden, und auch von Ludwig dem Sechszehnten im Jahre 1776. Der Bischof verlangte, daß die Versammlung diese Klasse von Juden für Bürger des Staates erklären sollte, ohne jedoch über das Schicksal der übrigen Juden im Voraus etwas zu bestimmen.

Herr Reubel (heftig). Ihr habt erkannt, die Juden müßten Juden bleiben; sie seyen Bürger bey ihnen, aber nicht bey uns. Jetzt will man, daß ihr erkennen sollt, die Juden zu Bordeaux seyen keine Juden.

Abbe Maury. Man verlangt weiter Nichts, als daß Ihr vorläufig erklären sollt, daß die Juden bleiben, wie sie bisher gewesen sind; und dieses ist nicht mehr als billig.

(Lärm und Geschrey, über das Wart vorläufig).

Herr Reubel. Irren Sie sich nicht, meine Herren. Die Juden haben in ganz Frankreich gleiche Vorrechte. Sie müssen daher auch gleich behandelt werden. Aber, was wird denn aus dem Elsaß werden? Die Juden besitzen daselbst, beynahe ausschließend, allen Geldreichthum. Sie sind Gläubiger von ungeheuren Summen, welche sie durch den allersträflichsten Wucher gewonnen haben. Bald würden daher alle Güter der Provinz in ihren Händen seyn; die unglücklichen Bauren müßten sehen, daß sich ein Haufe von Wucherern ihrer Besitzungen bemächtigte; und vielleicht würden diese Wucherer selbst durch das Schwert des Fanatismus und der Verzweiflung fallen. Einzelne Menschen ausgenommen, hat bisher in Frankreich kein Jude das Bürgerrecht besessen.

Herr von Noailles. Die Juden zu Bordeaux haben dem Staate wichtige Dienste geleistet. In dem unglücklichen Kriege des Jahres 1756 haben sie den französischen Offizieren großmüthig ihre Kassen geöffnet, und denselben Geld gelehnt, ohne Zinsen zu fordern. Diese Juden haben nicht die Vorurtheile und nicht den Aberglauben der übrigen Juden. Sie haben von jeher Bürgerrechte genossen, und Einem von Ihnen, dem Herrn Gradix zu Bordeaux, haben nur drey Stimmen gefehlt, um zum Abgesandten an die Reichsstände gewählt zu werden.

Nach langen Debatten, nach großem Lärm und Tumult, beschloß endlich die Versammlung: daß diejenigen Juden, welche in Frankreich unter dem Namen der Portugiesischen, Spanischen und Avignonischen Juden, bekannt sind, fortfahren sollten, der Rechte zu genießen, deren sie bisher genossen haben; daß sie demzufolge unter die thätigen Bürger des Staates gehörten, wenn sie übrigens die von der Nationalversammlung vorgeschriebenen Bedingungen, erfüllen würden.

Am 29sten Januar wurde endlich der Prozeß des Baron Besenval geendigt. Es ward derselbe für unschuldig erklärt und er erhielt seine Freyheit wieder. Sechs Monate hatte er unschuldig im Gefängnisse zugebracht, und während dieser Zeit war er mehr als einmal in Gefahr gewesen, von dem Pöbel aus dem Gefängnisse herausgerissen und einer ungerechten Wuth aufgeopfert zu werden. Er starb bald nachher.

Die Beschlüsse der Nationalversammlung wurden zwar alle in den Provinzen pünktlich und genau ausgeführt, und die Anarchie war daher verschwunden. Aber dessen ungeachtet war dennoch die Ruhe noch nicht hergestellt,

und im Januar 1790 wurde ein neuer Sturm gegen die Schlösser der Edelleute beynahe über ganz Frankreich allgemein. In Bretagne wurden zwey und zwanzig Schlösser verbrannt. Die Bauern verlangten von den Eigenthümern, daß sie den Lehnrechten entsagen sollten. In einigen Schlössern forderten die Bauern den Edelleuten ihre Papiere ab und verbrannten dieselben. Noch andere Schlösser wurden geplündert. Aehnliche Frevelthaten begiengen die Bauern auch in den Provinzen Limousin, Quercy, Perigord, und Angoumois. Am 10ten Januar wurden im Limousin der Graf Daubert und der Marquis Lastregie sein Tochtermann, auf dem Schlosse des erstern, von einer Bande, die aus dreyhundert Räubern bestand, angegriffen, welche alle mit Flinten bewaffnet waren. Der Marquis Lastregie hatte vorher von diesem Anschlage Nachricht erhalten. Er las ihnen daher, als sie ankamen, das Kriegsgesetz vor, zeigte ihnen die rothe Fahne, und befahl ihnen, sich wegzubegeben. Diesem Befehle wollten sie nicht gehorchen. Nunmehr setzt sich der Marquis zu Pferde; er nimmt zehen Mann von seinen Leuten mit sich; er stürzt auf die Räuber zu, und jagt dieselben aus einander, ohne auch nur einen einzigen Schuß gethan zu haben. Die Räuber schossen dreymal, und eine ihrer Kugeln durchlöcherte den Hut eines Offiziers der Marechaussee.

Sieben Einwohner der Stadt Brive im Limousin hatten erfahren, daß das Schloß Allassac, welches dem Herrn de la Maze zugehört, angegriffen werden sollte. Auf diese erhaltene Nachricht begaben sie sich dahin, und hielten vier und zwanzig Stunden lang den Angriff der Räuber aus. Sie retteten dem Eigenthümer des Schlosses und seiner Gemahlin das Leben; aber sie

Hoffnungen. Seyn wir überzeugt, daß das größte Reich, daß die zahlreichste Bevölkerung, daß Alles empfänglich für die Freyheit ist. Und, in der That, warum sollte ein Werzeug, welches Gemeinschaft der Meynungen über das ganze Menschengeschlecht verbreitet; welches dasselbe mit gleichen Gesinnungen belebt und durchdringt; welches die Bande der gesellschaftlichen Verbindung auf das festeste knüpft: warum sollte ein solches Werzeug nicht dazu vorhanden seyn, das Reich der Freyheit unbegränzt zu erweitern, und dereinst selbst der Natur sicherere Mittel zu leihen, um ihren Plan auszuführen. Denn unstreitig verlangt die Natur, daß alle Menschen gleich frey, und gleich glücklich seyn sollen. Sie werden daher, meine Herren, den Mitteln der Gemeinschaft unter den Menschen keine Gränzen setzen. Wissenschaft und neue Wahrheiten sind, wie alle andere Produkte, eine Frucht der Arbeit. Nun ist aber bekannt, daß, bey jeder Arbeit, Freyheit zu verfertigen, und Leichtigkeit des Absatzes, die Hervorbringung unterhält, aufmuntert und vermehrt. Wollte man daher zur Unzeit, die Freyheit der Presse einschränken: so würde die Frucht des Genies in ihrem Keime erstickt, und ein Theil derjenigen Erleuchtung würde vernichtet, welche den Ruhm und den Reichthum der Nachwelt auszumachen bestimmt ist. Wie viel natürlicher ist es hingegen, besonders zu einer Zeit, wo man sich so sehr bemüht, die Handlung in Aufnahme zu bringen, durch alle möglichen Mittel, den wichtigsten Handlungszweig unter allen, den Tausch der Gedanken, zu begünstigen! Doch, jetzt ist nicht die Rede von einem Gesetze, welches den nützlichen Gebrauch der Presse aufmuntern, sondern von einem Gesetze, welches den Mißbräuchen derselben Einhalt thun soll."

Nun legte der Abbe Sieyes der Versammlung einen vortrefflichen Plan zu einem solchen Gesetze vor; aber die Nationalversammlung verschob die Berathschlagung darüber bis auf eine andere Zeit.

Armuth und Elend waren jetzt, unter dem Volke zu Paris, so groß, daß Herr Bailly sich genöthigt sahe, am 20 Januar 1790, die Mitglieder der Versammlung um Beysteuer zu bitten. Herr Bailly sagte in seinem Briefe: „Das Elend ist zu Paris auf den äussersten Grad gestiegen; die Arbeit fehlt, und eine Menge rechtschaffener Arbeiter sind der Verzweiflung nahe. Die Versammlung kennt diese Uebel. Der König hat Arbeitshäuser eröffnen lassen, und seine Güte opfert täglich eine beträchtliche Summe dabey auf. Aber dessen ungeachtet ist den unglücklichen Armen doch nicht geholfen.“ a)

Die Untersuchung der, gegen den Baron Besenval vorgebrachten Klagen, wurde indessen, von dem Kriminalgerichte des Chatelet, noch immer fortgesetzt. In der Mitte des Januars waren schon hundert und acht und siebenzig Zeugen verhört worden, ohne daß auch nur ein Einziger eine bewiesene Beschuldigung gegen ihn vorgebracht hätte. Dennoch wurde er noch nicht frey gesprochen; denn der Pöbel wollte ihn schuldig finden, und konnte den Gedanken nicht ertragen, daß

---

a) La misère est extrême à Paris. Le travail manque, et une infinité d'honnêtes ouvriers sont réduits au désespoir. Ces maux sont connus de l'assemblée. Le Roi a fait ouvrir des atteliers de charité, et sa bonté y consacre chaque jour une somme considérable, et cependant les malheureux ne sont pas encore soulagés.

Herr von Noailles. Die Juden zu Bordeaux haben dem Staate wichtige Dienste geleistet. In dem unglücklichen Kriege des Jahres 1756 haben sie den französischen Offizieren großmüthig ihre Kassen geöffnet, und denselben Geld gelehnt, ohne Zinsen zu fordern. Diese Juden haben nicht die Vorurtheile und nicht den Aberglauben der übrigen Juden. Sie haben von jeher Bürgerrechte genossen, und Einem von Ihnen, dem Herrn Gradix zu Bordeaux, haben nur drey Stimmen gefehlt, um zum Abgesandten an die Reichsstände gewählt zu werden.

Nach langen Debatten, nach großem Lärm und Tumult, beschloß endlich die Versammlung: daß diejenigen Juden, welche in Frankreich unter dem Namen der Portugiesischen, Spanischen und Avignonischen Juden, bekannt sind, fortfahren sollten, der Rechte zu genießen, deren sie bisher genossen haben; daß sie demzufolge unter die thätigen Bürger des Staates gehörten, wenn sie übrigens die von der Nationalversammlung vorgeschriebenen Bedingungen, erfüllen würden.

Am 29sten Januar wurde endlich der Prozeß des Baron Besenval geendigt. Es ward derselbe für unschuldig erklärt und er erhielt seine Freyheit wieder. Sechs Monate hatte er unschuldig im Gefängnisse zugebracht, und während dieser Zeit war er mehr als einmal in Gefahr gewesen, von dem Pöbel aus dem Gefängnisse herausgerissen und einer ungerechten Wuth aufgeopfert zu werden. Er starb bald nachher.

Die Beschlüsse der Nationalversammlung wurden zwar alle in den Provinzen pünktlich und genau ausgeführt, und die Anarchie war daher verschwunden. Aber dessen ungeachtet war dennoch die Ruhe noch nicht hergestellt,

und im Januar 1790 wurde ein neuer Sturm gegen die Schlösser der Edelleute beynahe über ganz Frankreich allgemein. In Bretagne wurden zwey und zwanzig Schlösser verbrannt. Die Bauern verlangten von den Eigenthümern, daß sie den Lehnrechten entsagen sollten. In einigen Schlössern forderten die Bauern den Edelleuten ihre Papiere ab und verbrannten dieselben. Noch andere Schlösser wurden geplündert. Aehnliche Freyelthaten begiengen die Bauern auch in den Provinzen Limousin, Quercy, Perigord, und Angoumois. Am 10ten Januar wurden im Limousin der Graf Daubert und der Marquis Lastregie sein Tochtermann, auf dem Schlosse des erstern, von einer Bande, die aus dreyhundert Räubern bestand, angegriffen, welche alle mit Flinten bewaffnet waren. Der Marquis Lastregie hatte vorher von diesem Anschlage Nachricht erhalten. Er las ihnen daher, als sie ankamen, das Kriegsgesetz vor, zeigte ihnen die rothe Fahne, und befahl ihnen, sich wegzubegeben. Diesem Befehle wollten sie nicht gehorchen. Nunmehr setzt sich der Marquis zu Pferde; er nimmt zehen Mann von seinen Leuten mit sich; er stürzt auf die Räuber zu, und jagt dieselben aus einander, ohne auch nur einen einzigen Schuß gethan zu haben. Die Räuber schossen dreymal, und eine ihrer Kugeln durchlöcherte den Hut eines Offiziers der Marechaussee.

Sieben Einwohner der Stadt Brive im Limousin hatten erfahren, daß das Schloß Allassac, welches dem Herrn de la Maze zugehört, angegriffen werden sollte. Auf diese erhaltene Nachricht begaben sie sich dahin, und hielten vier und zwanzig Stunden lang den Angriff der Räuber aus. Sie retteten dem Eigenthümer des Schlosses und seiner Gemahlin das Leben; aber sie

Sehr viele Mitglieder sprachen, und lärmten, und schrien, bis endlich die Versammlung der Meynung des Herrn Mirabeau beystimmte, und der Präsident dem Abbe Maury, wegen seines unschicklichen Betragens, einen Verweis gab.

Auf den Vorschlag des Herrn Guillotin beschloß die Versammlung am 21sten Januar folgende Artikel des Kriminalgesetzes:

„1. Da das Verbrechen persönlich ist, so können Hinrichtungen und ehrenraubende Bestrafungen, von welcher Art dieselben auch seyn mögen, den Anverwandten des Verbrechers keinen Flecken anhängen. Die Ehre derjenigen, welche demselben angehören, leidet dadurch auf keine Weise, und sie bleiben, so wie vorher, aller Gewerbe, Aemter und Würden fähig.“

„2. In keinem Falle darf das Vermögen des Verurtheilten eingezogen werden.

„3. Der Leichnam des Hingerichteten soll seiner Familie übergeben werden, wenn sie denselben verlangt. In allen Fällen soll derselbe auf die gewöhnliche Weise begraben werden, und in den Kirchenbüchern soll der Todesart gar keine Erwähnung geschehen.“

Dieses vortreffliche, philosophische Gesetz, wurde wenige Tage nachher zu Paris wirklich in Ausübung gebracht. Zwey junge Leute, Brüder, und aus einer guten Familie, hatten falsche Wechsel verfertigt, und wurden daher zu Paris zum Tode verdammt. Nachdem die Hinrichtung geschehen war, versammelte sich der Distrikt, zu welchem sie gehörten. Er sandte eine Gesandtschaft zu dem achtzigjährigen Großvater und zu dem Bruder der

Hingerichteten. Derjenige, welcher die Gesandtschaft anführte, sprach zu dem Greise:

„Mein Herr!“

„Das Bataillon von St. Honore, gerührt durch Ihre tiefe Betrübniß, kommt, um dieselbe mit Ihnen zu theilen. Aber nachdem diese erste Pflicht erfüllt ist, bleibt uns eine zweyte übrig, welche durch das unveränderliche Gesetz der Gerechtigkeit und der Vernunft uns vorgeschrieben wird, nemlich die Pflicht, Ihnen zu sagen, daß die Schande des Verbrechens auf die Anverwandten des Verbrechers nicht zurückfällt; daß das Bataillon St. Honore jetzo alle ihre Verwandten unter seine Brüder aufnimmt, und denselben Treue, Einigkeit und Hülfe zuschwört, und alle diejenigen Gesinnungen, welche ihre Tugend verdient, die nunmehr durch das Unglück noch interessanter geworden ist.“

Zu dem jungen Bruder der Hingerichteten sprach er:

„Sie, junger und tugendhafter Bürger des Staates, Sie werden von ihren Waffenbrüdern, die eben jetzt versammelt sind, erwartet, um von denselben einen öffentlichen Beweis der Achtung und der Liebe zu erhalten.“

Die Gesandtschaft brachte nunmehr den Jüngling nach dem Grasplatze des Louvre, wo das Bataillon versammelt war. Dort wurde derselbe zum Lieutenant gewählt, und der Befehlshaber des Bataillons sagte zu ihm, indem er ihm den Degen übergab: „Erinnern Sie sich, so lange Sie leben, daß diese Ehrenbezeigungen der Tugend bestimmt sind, und daß die Tugend niemals auf eine andere Weise, als durch persönliche Fehler verdunkelt werden kann.“

Hierauf ließ La Fayette den jungen Offizier von den Soldaten anerkennen, und nahm nachher denselben mit

sich nach Hause, wo er ihn des Mittags bey sich speisen ließ. Am folgenden Tage kam eine Gesandtschaft des Bataillons St. Honore an die Nationalversammlung, um derselben von diesem Vorgange Bericht abzustatten. Nachdem der Anführer seinen Bericht geendigt hatte, antwortete der Präsident der Versammlung:

„Meine Herren!"

„Nur so edle Handlungen, wie die Ihrigen, können den Eifer, der die Nationalversammlung belebt, noch vermehren. Ich darf in dem Namen derselben sagen, daß Sie mächtiger gewirkt haben, als die Versammlung selbst. Die Versammlung hat das Gesetz gegeben; Sie aber gaben das Beyspiel: und Jedermann weiß, wie viel kräftiger Beyspiele wirken, als Gesetze, in allen Dingen, welche von vorgefaßten Meynungen abhängen."

Am 28sten Januar entstanden in der Versammlung heftige Debatten wegen der Juden. Der Bischof von Autun schlug vor: daß diejenigen Juden, welche in Frankreich naturalisirt wären, und schon seit langer Zeit der Bürgerrechte genossen hätten, bey diesen Rechten ferner geschützt werden sollten. Unter diese Klasse gehören die sogenannten portugiesischen Juden, welche, wie bekannt, die Deutschen Juden verachten und keine Gemeinschaft mit denselben haben wollen. Sie sind in sehr vielen Ländern naturalisirt, während die Deutschen Juden noch in keinem Lande das Bürgerrecht erhalten haben. In Frankreich wohnen die portugiesischen Juden zu Bordeaux, zu Bayonne und zu Avignon. Sie haben keine eigenen Gesetze, keine eigenen Richter; sie bezahlen alle Auflagen, wie die Christen; sie dienen in der Bürgermiliz, wie die Christen; und sie thun Dienste, ohne Un-

terschied des Tages oder der Stunde. Sie sind weit gebildeter, reicher, und nicht so abergläubig, als die deutschen Juden. In Frankreich haben sie von dem Könige im Jahre 1550 das Bürgerrecht erhalten, und seither ist ihnen dieses Vorrecht von allen nachfolgenden Königen bestätigt worden, und auch von Ludwig dem Sechszehnten im Jahre 1776. Der Bischof verlangte, daß die Versammlung diese Klasse von Juden für Bürger des Staates erklären sollte, ohne jedoch über das Schicksal der übrigen Juden im Voraus etwas zu bestimmen.

Herr Reubel (heftig). Ihr habt erkannt, die Juden müßten Juden bleiben; sie seyen Bürger bey ihnen, aber nicht bey uns. Jetzt will man, daß ihr erkennen sollt, die Juden zu Bordeaux seyen keine Juden.

Abbe Maury. Man verlangt weiter Nichts, als daß Ihr vorläufig erklären sollt, daß die Juden bleiben, wie sie bisher gewesen sind; und dieses ist nicht mehr als billig.

(Lärm und Geschrey, über das Wart vorläufig).

Herr Reubel. Irren Sie sich nicht, meine Herren. Die Juden haben in ganz Frankreich gleiche Vorrechte. Sie müssen daher auch gleich behandelt werden. Aber, was wird denn aus dem Elsaß werden? Die Juden besitzen daselbst, beynahe ausschließend, allen Geldreichthum. Sie sind Gläubiger von ungeheuren Summen, welche sie durch den allersträflichsten Wucher gewonnen haben. Bald würden daher alle Güter der Provinz in ihren Händen seyn; die unglücklichen Bauren müßten sehen, daß sich ein Haufe von Wucherern ihrer Besitzungen bemächtigte; und vielleicht würden diese Wucherer selbst durch das Schwert des Fanatismus und der Verzweiflung fallen. Einzelne Menschen ausgenommen, hat bisher in Frankreich kein Jude das Bürgerrecht besessen.

Herr von Noailles. Die Juden zu Bordeaux haben dem Staate wichtige Dienste geleistet. In dem unglücklichen Kriege des Jahres 1756 haben sie den französischen Offizieren großmüthig ihre Kassen geöffnet, und denselben Geld gelehnt, ohne Zinsen zu fordern. Diese Juden haben nicht die Vorurtheile und nicht den Aberglauben der übrigen Juden. Sie haben von jeher Bürgerrechte genossen, und Einem von Ihnen, dem Herrn Gradix zu Bordeaux, haben nur drey Stimmen gefehlt, um zum Abgesandten an die Reichsstände gewählt zu werden.

Nach langen Debatten, nach großem Lärm und Tumult, beschloß endlich die Versammlung: daß diejenigen Juden, welche in Frankreich unter dem Namen der Portugiesischen, Spanischen und Avignonischen Juden, bekannt sind, fortfahren sollten, der Rechte zu genießen, deren sie bisher genossen haben; daß sie demzufolge unter die thätigen Bürger des Staates gehörten, wenn sie übrigens die von der Nationalversammlung vorgeschriebenen Bedingungen, erfüllen würden.

Am 29sten Januar wurde endlich der Prozeß des Baron Besenval geendigt. Es ward derselbe für unschuldig erklärt und er erhielt seine Freyheit wieder. Sechs Monate hatte er unschuldig im Gefängnisse zugebracht, und während dieser Zeit war er mehr als einmal in Gefahr gewesen, von dem Pöbel aus dem Gefängnisse herausgerissen und einer ungerechten Wuth aufgeopfert zu werden. Er starb bald nachher.

Die Beschlüsse der Nationalversammlung wurden zwar alle in den Provinzen pünktlich und genau ausgeführt, und die Anarchie war daher verschwunden. Aber dessen ungeachtet war dennoch die Ruhe noch nicht hergestellt,

und im Januar 1790 wurde ein neuer Sturm gegen die Schlösser der Edelleute beynahe über ganz Frankreich allgemein. In Bretagne wurden zwey und zwanzig Schlösser verbrannt. Die Bauern verlangten von den Eigenthümern, daß sie den Lehnrechten entsagen sollten. In einigen Schlössern forderten die Bauern den Edelleuten ihre Papiere ab und verbrannten dieselben. Noch andere Schlösser wurden geplündert. Aehnliche Frevelthaten begiengen die Bauern auch in den Provinzen Limousin, Quercy, Perigord, und Angoumois. Am 10ten Januar wurden im Limousin der Graf Daubert und der Marquis Lastregie sein Tochtermann, auf dem Schlosse des erstern, von einer Bande, die aus dreyhundert Räubern bestand, angegriffen, welche alle mit Flinten bewaffnet waren. Der Marquis Lastregie hatte vorher von diesem Anschlage Nachricht erhalten. Er las ihnen daher, als sie ankamen, das Kriegsgesetz vor, zeigte ihnen die rothe Fahne, und befahl ihnen, sich wegzubegeben. Diesem Befehle wollten sie nicht gehorchen. Nunmehr setzt sich der Marquis zu Pferde; er nimmt zehen Mann von seinen Leuten mit sich; er stürzt auf die Räuber zu, und jagt dieselben aus einander, ohne auch nur einen einzigen Schuß gethan zu haben. Die Räuber schossen dreymal, und eine ihrer Kugeln durchlöcherte den Hut eines Offiziers der Marechaussee.

Sieben Einwohner der Stadt Brive im Limousin hatten erfahren, daß das Schloß Allassac, welches dem Herrn de la Maze zugehört, angegriffen werden sollte. Auf diese erhaltene Nachricht begaben sie sich dahin, und hielten vier und zwanzig Stunden lang den Angriff der Räuber aus. Sie retteten dem Eigenthümer des Schlosses und seiner Gemahlin das Leben; aber sie

konnten nicht verhindern, daß nicht ein Theil des Schlosses geplündert und zerstört worden wäre. Von da zogen diese sieben Patrioten nach dem Schlosse Favard, welches Herrn St. Hilaire zugehört, und vertheidigten muthig auch dieses Schloß, ohne durch die weit größere Anzahl ihrer Feinde von der Vertheidigung abgeschreckt zu werden. Nach diesen beyden Beweisen ihrer Tapferkeit kamen sie in die Stadt Brive zurück, versammelten daselbst die Einwohner, vermahnten dieselben ruhig und friedlich unter einander zu leben, und schworen, daß sie ihre Mitbürger mit Gefahr ihres eigenen Lebens, zu vertheidigen bereit seyen. Man antwortete ihnen durch Freudenthränen, und durch wiederholte Versprechungen: ohne Unterschied des Ranges und des Standes mit einander in Eintracht und in Frieden zu leben.

Die Stadt Lyon war bisher in völliger Ruhe geblieben. Kein Blut war daselbst vergossen, kein Laternenpfahl zu Hinrichtungen gebraucht worden. Die Bürgermiliz wachte, und sie erhielt die vortrefflichste Polizey und die ruhigste Sicherheit. Im Januar 1790 entstanden aber auch in dieser Stadt Unruhen. Einige tausend Handwerksgesellen versammelten sich am sechsten Januar auf dem Platze Belle-Cour, und griffen 250 Soldaten der Bürgermiliz an, welche die Wachen am Zeughause ablösen wollten. Der Haufe fiel auf diese Soldaten; verfolgte dieselben mit Steinwürfen; und einigemal schoß man auch mit Flinten nach ihnen. Der Pöbel bemächtigte sich des Zeughauses. Er sprengte die Thüren ein, und raubte zwölf bis funfzehn tausend Flinten. Der Befehlshaber der Stadt, Herr Imbert Colomes, wurde verfolgt, und es ward ihm mit dem Laternenpfahle gedroht. Er sah sich genöthigt, nebst einigen an-

dern Mitgliedern des Bürgerraths, zu fliehen und die Stadt zu verlassen. Das Schweizerregiment Sonnenberg und die Dragoner haben sich durch ihr kluges und vorsichtiges Betragen während dieser Unruhen, grosen Ruhm erworben. Obgleich der Pöbel sie reizte, und mit Steinen nach ihnen warf, wehrten sie sich dennoch nicht, sondern zogen sich in ihre Kasernen zurück, und verhüteten dadurch das Blutvergiessen. Vier Tage nachher wurde das Volk zu Lyon durch aufrührische Schriften von neuem aufgewiegelt, und aufgemuntert, die Schweizer in ihren Kasernen anzugreifen. Nach vieler Mühe ward endlich die Ruhe wiederum hergestellt.

Im Languedok giengen ähnliche Auftritte vor. Das Schloß des Herrn de Bournazel ward verbrannt, und zwey von seinen Bedienten wurden ermordet. Er selbst, ein achtzigjähriger Greis, entgieng nur durch List dem ihm gedrohten Tode. Am vierten Februar zogen mehr als fünfhundert Räuber, welche sich vereinigt hatten, gegen das Schloß Camparrau, nahe bey Montauban, welches dem Herrn Du Prat zugehört, um dasselbe zu plündern und zu zerstören. Herr Du Prat führte 250 Soldaten der Miliz gegen die Räuber an, schlug dieselben, tödtete 76 Mann und führte 66 Gefangene mit sich fort.

Zu Bordeaux wurde durch den Beschluß der Nationalversammlung, der die dortigen Juden in denjenigen Rechten bestätigte, welche ihnen schon lange zuvor die Regierung bewilligt hatte, einige Unruhe unter dem Pöbel verursacht; diese Unruhe ward aber bald wiederum gedämpft.

Auch in den Kolonien giengen schreckliche Auftritte

vor. Die Unruhen fiengen im August des Jahres 1789 an. Auf der Insel Martinique machten die Neger einen Anschlag, ihre weissen Herren zu ermorden, und am dreyßigsten August 1789 schrieben sie an den General, an den Intendanten, und an den Gouverneur der Zitadelle zu St. Pierre, folgenden Brief:

„Wir wissen, daß der König uns frey gemacht hat. Weigert man sich, uns frey zu geben, so wollen wir die ganze Kolonie mit Feuer und Schwert verheeren, und außer den Personen, welche zu der Regierung gehören und den Klöstern, Nichts verschonen.“

„Die Neger.“

Bald nachher brach der Aufruhr aus. Dreyhundert Neger versammelten sich. Der Befehlshaber bot die Miliz auf, und befahl den Truppen, welche sich unter seinen Befehlen befanden, den Aufrührern entgegen zu ziehen. Die Neger, über diese Anstalten erschrocken, kamen aus den Wäldern, wohin sich sich geflüchtet hatten, wiederum zurück, unterwarfen sich ihren Herren, und baten um Verzeihung. Die Anführer wurden gefangen genommen und es ward ihnen der Prozeß gemacht. Im September wurden einige von ihnen gerädert, andere aufgehängt. Der Anführer und das Haupt der Verschwörung der Neger Mark, blieb indessen noch immer in Freyheit; und ungeachtet ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde, konnte man sich seiner dennoch nicht bemächtigen. Die gefangenen Neger sagten aus: ihr Vorhaben sey gewesen, alle Kreolen umzubringen, und nur die Weiber zu verschonen. Nach den Hinrichtungen der Rädelsführer brach der Aufruhr aufs neue aus. Die Neger empörten sich gegen ihre Herren, und verlangten,

freygelassen zu werden. Sie ermordeten auf einer Plantage den Aufseher am achten November 1789. Die sieben Neger, welche ihn ermordet hatten, wurden gefangen genommen und ausgefragt. Sie hätten sich, sagten sie, über ihn nicht zu beklagen; er sey ein guter Mann gewesen; er habe sie nicht zu übermäßiger Arbeit gezwungen; sogar Geld habe er ihnen vorgestreckt; und bloß allein um der Nation willen hätten sie ihn umgebracht a). Der Staatsrath der Insel Martinique verurtheilte sechs von den Mördern zum Rade, und den siebenden zum Strange.

Auf der Insel St. Domingue war die Gährung nicht weniger groß. Weiße, Mulatten und Neger, lebten daselbst unter einander in Streit und Feindschaft. Aller Vorsicht ungeachtet, liefen täglich die Neger haufenweise von ihren Herren weg in die Wälder und in die unwegsamen Gebirge. Zu Petit-Goave ahmten die Kreolen dem Pariser Pöbel nach. Sie ermordeten die erste Magistratsperson, den Herrn Ferrand de Baudrieres, schlugen ihm den Kopf ab, und trugen denselben im Triumphe durch die Straßen der Stadt.

Der vierte Februar des Jahres 1790 war für Frankreich ein merkwürdiger Tag. Es war der Tag, welcher allen Unordnungen ein Ende machen, alle Gemüther vereinigen sollte. Ludwig der Sechszehnte, derjenige König, welcher so lange Zeit unumschränkt geherrscht hatte, welcher am 23sten Junius des Jahres 1789, durch böse Rathschläge verleitet, gleich einem asiatischen Despoten, den Stellvertretern der französischen Nation

---

a) Qu'ils ne l'avoient tué qu'à cause de la Nation.

befohlen hatte: Ludwig erkannte nunmehr seinen Fehler; er gab der Stimme der Vernunft Gehör; er sah ein, daß der Fürst nur dann glücklich ist, wenn seine Unterthanen frey sind, und wenn er selbst den Gesetzen sich unterwirft. Dieser Ueberzeugung zufolge kam der Monarch am vierten Februar freywillig in die Nationalversammlung. Er gab seine Einwilligung zu den Gesetzen der neuen Konstitution; er versprach, die gegebenen Gesetze aufrecht zu erhalten; er vermahnte seine Unterthanen zur Ordnung und zum Frieden; und erklärte, daß er diejenigen, als seine persönlichen Feinde ansehe, welche künftig noch Feinde der Konstitution seyn würden.

Die Versammlung hatte so eben ihre Berathschlagung angefangen, als dem Präsidenten ein Brief von dem Könige überreicht wurde, welcher folgende Worte enthielt:

„Ich mache dem Herrn Präsidenten der Nationalversammlung bekannt, daß ich gesonnen bin, diesen Vormittag gegen zwölf Uhr in der Versammlung zu erscheinen, und daß ich ohne alle Zeremonien aufgenommen zu werden verlange.“

„Ludwig.“

Diesen Brief des Monarchen las der Präsident der Versammlung vor. Die Nationalversammlung, und mit derselben die Zuschauer auf den Gallerien, brachen hierüber in ein lautes Händeklatschen und in ein lärmendes Freudengeschrey: „Hoch lebe der König! Hoch lebe der König!“ aus. Fünfmal folgte eine feyerliche Stille auf diesen Ausbruch lauter Freude; und fünfmal wurde die feyerliche Stille durch neues Händeklatschen und durch neue Freudensbezeigungen unterbrochen.

Nachdem der betäubende Lärm aufgehört hatte, bemerkte der Präsident, daß, um dem in seinem Briefe geäußerten Wunsche des Monarchen zu entsprechen, es vielleicht mehr Ehrfucht anzeigen werde, dem Könige keine Gesandtschaft entgegen zu senden; daß ferner, so bald der König in der Versammlung erscheinen würde, dieselbe aufhöre, eine berathschlagende Versammlung zu seyn; und daß demzufolge es schicklich sey, daß, außer dem Präsidenten, Niemand spreche. Der Präsident sagte ferner: er habe gestern schon von dem Vorsatze des Königs Nachricht erhalten, und daher auch schon vorläufig einige Anstalten getroffen, um den Monarchen seiner Würde gemäß zu empfangen. Die Versammlung beschloß aber dessen ungeachtet, dem Könige eine Gesandtschaft entgegen zu senden. Bald nachher verkündigte ein Herold die Ankunft des Königs. Die allertiefste Stille herrschte in der Versammlung. Ludwig trat herein, begleitet von seinen Ministern und von den an ihn abgesandten Mitgliedern der Nationalversammlung. In dem Augenblicke, da der König in den Saal trat, entstand von allen Seiten desselben ein anhaltendes Beyfallklatschen. Freudengeschrey und Ausrufungen: „Hoch lebe der König! Hoch lebe der König! Hoch lebe der König!“ Die Mitglieder der Versammlung empfiengen den Monarchen stehend, und mit dem Hute in der Hand. Der König stieg die Stufen hinauf, zu dem Stuhle des Präsidenten, über welchen ein Ueberzug von rothem Sammet, mit goldenen Lilien gestickt, geworfen war. Ein Fußteppich von eben dem Zeuge lag auf der Erde. Der Lehnstuhl des Präsidenten der Nationalversammlung war jetzo in den Thron des Königs verwandelt. Der König setzte sich nieder; und nun erschallte abermals das Beyfallklatschen und das Freudengeschrey des wonnetrunknen

Haufens. Die Mitglieder der Nationalversammlung; die Zuschauer auf den Gallerien, wo eine ungeheure Menge Menschen sich hingedrängt hatte; und der unermeßliche Haufe in dem Garten der Thuillerien vor dem Versammlungshause: alle stimmten mit ein, in das durchdringende Vivatrufen; und die Luft ertönte weit umher von dem Jubeln eines Freyheittrunkenen Volkes, welchem sein König selbst an diesem Tage das schwere Joch abnahm, unter dem es so lange geseufzt hatte; und welchem sein König selbst die Ketten zerbrach, mit denen es so lange gefesselt gewesen war. Der König erhob sich von seinem Lehnstuhle. Der Präsident der Nationalversammlung stand neben ihm zur Rechten. Herr Necker und die übrigen Minister stellten sich auf der linken Seite des Königs in einer kleinen Entfernung hinter ihm. Vivatrufen und Beyfallklatschen hörten nunmehr auf, und das tiefste Stillschweigen folgte auf den vorhergegangenen Lärm. Stehend und mit unbedecktem Haupte hielt der König mit einer Majestät, welche mehr seiner Person als seinem erhabenen Range anzugehören schien, folgende Rede:

„Meine Herren!"

„Die Wichtigkeit des Zeitpunktes, in welchem sich jetzo Frankreich befindet, bringt mich mitten unter Sie. Die immer zunehmende Erschlaffung aller Bande der Ordnung und der Unterwürfigkeit; die Aufhebung oder die Unthätigkeit der Gerechtigkeitspflege; die Unzufriedenheit, welche aus persönlichem Verlust entsteht; der Widerstand; der unglückliche Haß, welcher die unausbleibliche Folge einer langen Zwietracht ist; der zweifelhafte Zustand der Finanzen; und die allgemeine Gährung der Gemüther: alles dieses scheint sich zu vereinigen, um die

Unruhe der wahren Freunde des Glückes und der Wohlfahrt des Königreiches zu unterhalten.“

„Ein großer Zweck zeigt sich Euren Blicken: aber wir müssen ohne Vermehrung der Unordnung, und ohne neue Erschütterungen dahin gelangen. Ich habe gehofft, (warum sollte ich es nicht sagen) auf einem sanftern und ruhigern Wege Euch dahin zu führen, als ich zuerst den Gedanken faßte, Euch zu versammeln, und zu dem allgemeinen Besten den Willen und die Kenntnisse der Stellvertreter der Nation zu vereinigen: aber mein Glück und meine Ehre sind nichts desto weniger mit dem Erfolge Eurer Arbeiten auf das genaueste verbunden.“

„Ich habe dieselben mit ununterbrochener Wachsamkeit vor dem traurigen Einflusse geschützt, den die unglücklichen Zeitumstände, in welchen Ihr Euch befandet, auf dieselben hätten haben können. Die Greuel einer Hungersnoth, welche im vorigen Jahre Frankreich drohten, sind durch mannigfaltige Vorkehrungen und durch ungeheure Getreideeinkaufungen verhütet worden. Die Unordnung, welche der vormalige Zustand der Finanzen, der Mangel an Kredit, die außerordentliche Seltenheit des Geldes, und der allmählige Verfall der Einkünfte, nothwendig verursachen mußte: diese Unordnung ist, wenigstens insoferne verhütet worden, daß sie nicht zu auffallend werde, und nicht auf den höchsten Grad steige. Ueberall, und vorzüglich in der Hauptstadt, habe ich die gefährlichen Folgen des Mangels an Arbeit zu verhindern gesucht. Und ungeachtet der Kraftlosigkeit aller Mittel des Ansehens, habe ich das Königreich, nicht etwa (daran fehlt viel) in derjenigen Ruhe erhalten, welche ich gewünscht hätte, aber doch in einem Zustande, welcher ruhig genug war, um die Wohlthat einer weisen

und gut eingerichteten Freyheit annehmen zu können. Endlich, ungeachtet unserer innern Lage, welche Jedermann kennt, und ungeachtet der politischen Stürme, welche andere Nationen hin und her treiben, habe ich von außen den Frieden, und mit allen europäischen Mächten Verbindungen der Achtung und der Freundschaft unterhalten, welche diesen Frieden dauerhaft machen müssen."

„Nachdem ich Euch auf diese Weise vor den großen Widerwärtigkeiten beschützt habe, welche so leicht Eure Unternehmungen und Eure Arbeiten hätten stören können, glaube ich, daß nunmehr der Zeitpunkt angelangt ist, wo das Beste des Staates es erfordert, daß ich auf eine noch innigere und ausdrücklichere Weise, an der Ausübung und an dem Fortgange Alles desjenigen, was Ihr zur Wohlfahrt Frankreichs gethan habt, Antheil nehme. Ich kann keine wichtigere Gelegenheit dazu wählen, als diejenige, wo Ihr meine Genehmigung für Beschlüsse verlanget, welche bestimmt sind, in dem Königreiche eine neue Einrichtung zu machen, die auf das Glück meiner Unterthanen und auf die Wohlfahrt dieses Reiches einen so wichtigen und so vortheilhaften Einfluß haben soll."

„Ihr wisset, meine Herren, daß schon vor mehr als zehen Jahren, und zu einer Zeit, wo der Wunsch der Nation über die Provinzialversammlungen noch nicht entschieden hatte, ich anfieng, diese Art von Verwaltung mit derjenigen, welche durch eine alte und lange Gewohnheit gleichsam geheiligt war, zu vertauschen. Da nun die Erfahrung mich lehrt, daß ich mich in der Meynung, welche ich von dem Nutzen dieser Einrichtung gefaßt hatte, nicht betrog: so habe ich gesucht, alle Provinzen meines Königreiches dieser Wohlthat genießen zu lassen, und

um

um der neuen Verwaltung das allgemeine Zutrauen zu verschaffen, habe ich befohlen, daß alle Mitglieder, aus denen die Provinzialversammlungen bestehen sollten, von den Bürgern des Staates freywillig gewählt seyn müßten. Ihr habt diese meine Gedanken auf mancherley Weise verbessert; und die wesentlichste Verbesserung ist unstreitig jene gleichförmige und weise ausgedachte Unterabtheilung, welche, indem sie die alten Abtheilungen der Provinzen schwächt, und indem sie ein allgemeines und vollkommenes System des Gleichgewichts festsetzt, zugleich alle Theile des Reiches zu einem gemeinschaftlichen Geiste und einem gemeinschaftlichen Interesse mehr vereinigt. Dieser große Gedanke, dieser vortrefliche Plan, gehört ganz allein Euch zu. Es wurde dazu die Uebereinstimmung der Gesinnungen der Stellvertreter der Nation nothwendig erfordert; es wurde ein gerechtes Uebergewicht über die allgemeine Meynung nothwendig erfordert, um mit Zuversicht eine so ausserordentlich wichtige Veränderung unternehmen zu dürfen, und um, im Namen der Vernunft, die Hindernisse der Gewohnheit und des Privatinteresse besiegen zu können."

„Ich werde, durch alle Mittel welche in meiner Gewalt sind, den glücklichen Fortgang dieser großen Einrichtung, von welcher das Glück Frankreichs abhängt, zu befördern suchen, und (es scheint mir nöthig dieses zu sagen) die innere Lage des Königreiches beschäftigt mich zu sehr; ich wache zu sehr über die Gefahren aller Art, mit denen wir umgeben sind; um nicht mächtig zu fühlen, daß, bey der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther, und bey der Lage in welcher die Staatsgeschäfte sich befinden, eine neue Ordnung der Dinge ruhig

befohlen hatte: Ludwig erkannte nunmehr seinen Fehler; er gab der Stimme der Vernunft Gehör; er sah ein, daß der Fürst nur dann glücklich ist, wenn seine Unterthanen frey sind, und wenn er selbst den Gesetzen sich unterwirft. Dieser Ueberzeugung zufolge kam der Monarch am vierten Februar freywillig in die Nationalversammlung. Er gab seine Einwilligung zu den Gesetzen der neuen Konstitution; er versprach, die gegebenen Gesetze aufrecht zu erhalten; er vermahnte seine Unterthanen zur Ordnung und zum Frieden; und erklärte, daß er diejenigen, als seine persönlichen Feinde ansehe, welche künftig noch Feinde der Konstitution seyn würden.

Die Versammlung hatte so eben ihre Berathschlagung angefangen, als dem Präsidenten ein Brief von dem Könige überreicht wurde, welcher folgende Worte enthielt:

„Ich mache dem Herrn Präsidenten der Nationalversammlung bekannt, daß ich gesonnen bin, diesen Vormittag gegen zwölf Uhr in der Versammlung zu erscheinen, und daß ich ohne alle Zeremonien aufgenommen zu werden verlange.“

„Ludwig.“

Diesen Brief des Monarchen las der Präsident der Versammlung vor. Die Nationalversammlung, und mit derselben die Zuschauer auf den Gallerien, brachen hierüber in ein lautes Händeklatschen und in ein lärmendes Freudengeschrey: „Hoch lebe der König! Hoch lebe der König!“ aus. Fünfmal folgte eine feyerliche Stille auf diesen Ausbruch lauter Freude; und fünfmal wurde die feyerliche Stille durch neues Händeklatschen und durch neue Freudensbezeigungen unterbrochen.

Nachdem der betäubende Lärm aufgehört hatte, bemerkte der Präsident, daß, um dem in seinem Briefe geäußerten Wunsche des Monarchen zu entsprechen, es vielleicht mehr Ehrfucht anzeigen werde, dem Könige keine Gesandtschaft entgegen zu senden; daß ferner, so bald der König in der Versammlung erscheinen würde, dieselbe aufhöre, eine berathschlagende Versammlung zu seyn; und daß demzufolge es schicklich sey, daß, außer dem Präsidenten, Niemand spreche. Der Präsident sagte ferner: er habe gestern schon von dem Vorsatze des Königs Nachricht erhalten, und daher auch schon vorläufig einige Anstalten getroffen, um den Monarchen seiner Würde gemäß zu empfangen. Die Versammlung beschloß aber dessen ungeachtet, dem Könige eine Gesandtschaft entgegen zu senden. Bald nachher verkündigte ein Herold die Ankunft des Königs. Die allertiefste Stille herrschte in der Versammlung. Ludwig trat herein, begleitet von seinen Ministern und von den an ihn abgesandten Mitgliedern der Nationalversammlung. In dem Augenblicke, da der König in den Saal trat, entstand von allen Seiten desselben ein anhaltendes Beyfallklatschen. Freudengeschrey und Ausrufungen: „Hoch lebe der König! Hoch lebe der König! Hoch lebe der König!“ Die Mitglieder der Versammlung empfiengen den Monarchen stehend, und mit dem Hute in der Hand. Der König stieg die Stufen hinauf, zu dem Stuhle des Präsidenten, über welchen ein Ueberzug von rothem Sammet, mit goldenen Lilien gestickt, geworfen war. Ein Fußteppich von eben dem Zeuge lag auf der Erde. Der Lehnstuhl des Präsidenten der Nationalversammlung war jetzo in den Thron des Königs verwandelt. Der König setzte sich nieder; und nun erschallte abermals das Beyfallklatschen und das Freudengeschrey des wonnetrunknen

Haufens. Die Mitglieder der Nationalversammlung; die Zuschauer auf den Gallerien, wo eine ungeheure Menge Menschen sich hingedrängt hatte; und der unermeßliche Haufe in dem Garten der Thuillerien vor dem Versammlungshause: alle stimmten mit ein, in das durchdringende Vivatrufen; und die Luft ertönte weit umher von dem Jubeln eines Freyheittrunkenen Volkes, welchem sein König selbst an diesem Tage das schwere Joch abnahm, unter dem es so lange geseufzt hatte; und welchem sein König selbst die Ketten zerbrach, mit denen es so lange gefesselt gewesen war. Der König erhob sich von seinem Lehnstuhle. Der Präsident der Nationalversammlung stand neben ihm zur Rechten. Herr Necker und die übrigen Minister stellten sich auf der linken Seite des Königs in einer kleinen Entfernung hinter ihm. Vivatrufen und Beyfallklatschen hörten nunmehr auf, und das tiefste Stillschweigen folgte auf den vorhergegangenen Lärm. Stehend und mit unbedecktem Haupte hielt der König mit einer Majestät, welche mehr seiner Person als seinem erhabenen Range anzugehören schien, folgende Rede:

„Meine Herren!“

„Die Wichtigkeit des Zeitpunktes, in welchem sich jetzo Frankreich befindet, bringt mich mitten unter Sie. Die immer zunehmende Erschlaffung aller Bande der Ordnung und der Unterwürfigkeit; die Aufhebung oder die Unthätigkeit der Gerechtigkeitspflege; die Unzufriedenheit, welche aus persönlichem Verlust entsteht; der Widerstand; der unglückliche Haß, welcher die unausbleibliche Folge einer langen Zwietracht ist; der zweifelhafte Zustand der Finanzen; und die allgemeine Gährung der Gemüther: alles dieses scheint sich zu vereinigen, um die

Unruhe der wahren Freunde des Glückes und der Wohlfahrt des Königreiches zu unterhalten."

„Ein großer Zweck zeigt sich Euren Blicken: aber wir müssen ohne Vermehrung der Unordnung, und ohne neue Erschütterungen dahin gelangen. Ich habe gehofft, (warum sollte ich es nicht sagen) auf einem sanftern und ruhigern Wege Euch dahin zu führen, als ich zuerst den Gedanken faßte, Euch zu versammeln, und zu dem allgemeinen Besten den Willen und die Kenntnisse der Stellvertreter der Nation zu vereinigen: aber mein Glück und meine Ehre sind nichts desto weniger mit dem Erfolge Eurer Arbeiten auf das genaueste verbunden."

„Ich habe dieselben mit ununterbrochener Wachsamkeit vor dem traurigen Einflusse geschützt, den die unglücklichen Zeitumstände, in welchen Ihr Euch befandet, auf dieselben hätten haben können. Die Greuel einer Hungersnoth, welche im vorigen Jahre Frankreich drohten, sind durch mannigfaltige Vorkehrungen und durch ungeheure Getreideeinkaufungen verhütet worden. Die Unordnung, welche der vormalige Zustand der Finanzen, der Mangel an Kredit, die außerordentliche Seltenheit des Geldes, und der allmählige Verfall der Einkünfte, nothwendig verursachen mußte: diese Unordnung ist, wenigstens insoferne verhütet worden, daß sie nicht zu auffallend werde, und nicht auf den höchsten Grad steige. Ueberall, und vorzüglich in der Hauptstadt, habe ich die gefährlichen Folgen des Mangels an Arbeit zu verhindern gesucht. Und ungeachtet der Kraftlosigkeit aller Mittel des Ansehens, habe ich das Königreich, nicht etwa (daran fehlt viel) in derjenigen Ruhe erhalten, welche ich gewünscht hätte, aber doch in einem Zustande, welcher ruhig genug war, um die Wohlthat einer weisen

und gut eingerichteten Freyheit annehmen zu können. Endlich, ungeachtet unserer innern Lage, welche Jedermann kennt, und ungeachtet der politischen Stürme, welche andere Nationen hin und her treiben, habe ich von außen den Frieden, und mit allen europäischen Mächten Verbindungen der Achtung und der Freundschaft unterhalten, welche diesen Frieden dauerhaft machen müssen.“

„Nachdem ich Euch auf diese Weise vor den großen Widerwärtigkeiten beschützt habe, welche so leicht Eure Unternehmungen und Eure Arbeiten hätten stören können, glaube ich, daß nunmehr der Zeitpunkt angelangt ist, wo das Beste des Staates es erfordert, daß ich auf eine noch innigere und ausdrücklichere Weise, an der Ausübung und an dem Fortgange Alles desjenigen, was Ihr zur Wohlfahrt Frankreichs gethan habt, Antheil nehme. Ich kann keine wichtigere Gelegenheit dazu wählen, als diejenige, wo Ihr meine Genehmigung für Beschlüsse verlanget, welche bestimmt sind, in dem Königreiche eine neue Einrichtung zu machen, die auf das Glück meiner Unterthanen und auf die Wohlfahrt dieses Reiches einen so wichtigen und so vortheilhaften Einfluß haben soll.“

„Ihr wisset, meine Herren, daß schon vor mehr als zehen Jahren, und zu einer Zeit, wo der Wunsch der Nation über die Provinzialversammlungen noch nicht entschieden hatte, ich anfieng, diese Art von Verwaltung mit derjenigen, welche durch eine alte und lange Gewohnheit gleichsam geheiligt war, zu vertauschen. Da nun die Erfahrung mich lehrt, daß ich mich in der Meynung, welche ich von dem Nutzen dieser Einrichtung gefaßt hatte, nicht betrog: so habe ich gesucht, alle Provinzen meines Königreiches dieser Wohlthat genießen zu lassen, und

um der neuen Verwaltung das allgemeine Zutrauen zu verschaffen, habe ich befohlen, daß alle Mitglieder, aus denen die Provinzialversammlungen bestehen sollten, von den Bürgern des Staates freywillig gewählt seyn müßten. Ihr habt diese meine Gedanken auf mancherley Weise verbessert; und die wesentlichste Verbesserung ist unstreitig jene gleichförmige und weise ausgedachte Unterabtheilung, welche, indem sie die alten Abtheilungen der Provinzen schwächt, und indem sie ein allgemeines und vollkommenes System des Gleichgewichts festsetzt, zugleich alle Theile des Reiches zu einem gemeinschaftlichen Geiste und einem gemeinschaftlichen Interesse mehr vereinigt. Dieser große Gedanke, dieser vortrefliche Plan, gehört ganz allein Euch zu. Es wurde dazu die Uebereinstimmung der Gesinnungen der Stellvertreter der Nation nothwendig erfordert; es wurde ein gerechtes Uebergewicht über die allgemeine Meynung nothwendig erfordert, um mit Zuversicht eine so ausserordentlich wichtige Veränderung unternehmen zu dürfen, und um, im Namen der Vernunft, die Hindernisse der Gewohnheit und des Privatinteresse besiegen zu können."

„Ich werde, durch alle Mittel welche in meiner Gewalt sind, den glücklichen Fortgang dieser grossen Einrichtung, von welcher das Glück Frankreichs abhängt, zu befördern suchen, und (es scheint mir nöthig dieses zu sagen) die innere Lage des Königreiches beschäftigt mich zu sehr; ich wache zu sehr über die Gefahren aller Art, mit denen wir umgeben sind; um nicht mächtig zu fühlen, daß, bey der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther, und bey der Lage in welcher die Staatsgeschäfte sich befinden, eine neue Ordnung der Dinge ruhig

und stille entstehen muß, wenn nicht das Königreich allen Plagen der Gesetzlosigkeit ausgesetzt seyn soll.“

„Mögen die guten Bürger des Staates dieses überlegen, und, so wie ich auch gethan habe, ihre Aufmerksamkeit bloß allein auf das Wohl des Staates richten! Dann werden sie einsehen, daß, selbst bey Verschiedenheit der Gesinnungen, ein wichtiges Interesse sie jetzo vereinigen muß. Was in den Gesetzen, welche das Werk dieser Versammlung seyn werden, noch mangelhaft bleiben möchte, das wird die Zeit verbessern. Aber jede Unternehmung, welche dahin abzweckt, die Grundsätze der Konstitution selbst zu erschüttern; jede Verabredung, deren Zweck es wäre, dieselben umzuwerfen, oder ihren glücklichen Einfluß zu schwächen, würde weiter zu nichts dienen, als die schrecklichen Folgen der Zwietracht mitten unter uns zu bringen. Und wäre es möglich, daß eine solche Unternehmung gegen mein Volk und gegen mich wirklich gelingen könnte; so würde ein solcher Erfolg uns, ohne Entschädigung, mancher Wohlthaten berauben, welche eine neue Ordnung der Dinge uns in der Ferne jetzo schon zeigt.“

„Ueberlassen wir uns daher aufrichtig den Hoffnungen die sich uns darbieten, und fassen wir den Entschluß, dieselben, durch eine allgemeine Uebereinstimmung, zu der Wirklichkeit zu bringen. Möge man überall erfahren, daß der Monarch und die Stellvertreter der Nation, durch ein gemeinschaftliches Interesse, durch gemeinschaftliche Wünsche, verbunden sind; damit diese Meynung, dieser feste Glaube, in den Provinzen einen Geist des Friedens und des Wohlwollens verbreite, und damit alle Bürger des Staates, welche durch Rechtschaffenheit sich auszeichnen; alle Diejenigen, welche,

durch ihren Eifer oder durch ihre Kenntnisse, im Stande sind, dem Staate wesentliche Dienste zu leisten, sich bemühen mögen, an den verschiedenen Unterabtheilungen der Hauptverwaltung Theil zu nehmen: damit, durch eine solche Verbindung zu einem Einzigen Zwecke, endlich Ordnung und Wohlstand im Reiche wieder hergestellt werden mögen."

„Wir dürfen es uns einander nicht verbergen, daß noch viel zu thun übrig bleibt, um zu diesem Ziele zu gelangen. Ein anhaltendes Bestreben, eine allgemeine und gemeinschaftliche Anstrengung, sind unumgänglich nothwendig, wenn der Erfolg glücklich seyn soll. Fahrt daher in Euren Arbeiten fort; ohne andere Leidenschaften als die Leidenschaft für das gemeine Wohl. Betrachtet immer, und vor Allem andern, das Schicksal des Volkes und die öffentliche Freyheit. Aber beschäftiget Euch auch damit, zu besänftigen, und alles Mißtrauen zu benehmen. Schaffet, so schnell als möglich, die mannigfaltigen Besorgnisse aus dem Wege, welche noch aus Frankreich eine so große Menge seiner Bürger entfernt halten, und deren Wirkung mit den Gesetzen über Sicherheit und Freyheit, die Ihr festsetzen wollet, so auffallend im Widerspruche steht. Wohlstand wird nicht eher wiederkommen, als bis allgemeine Zufriedenheit herrscht. Ueberall bemerken wir Hoffnungen; möchten wir bald überall auch die Erfüllung derselben erblicken."

„Dereinst, mit Freude denke ich daran, dereinst werden alle Frankreicher, wer sie auch seyn mögen, den Vortheil einsehen, welcher, mit der gänzlichen Aufhebung alles Unterschiedes der Klassen und Stände, verbunden ist, wenn es darauf ankommt, gemeinschaftlich für das öffentliche Wohl zu arbeiten; für denjenigen

Wohlstand des Vaterlandes, welcher allen Bürgern des Staates auf eine gleiche Weise angelegen seyn muß. Jeder wird nunmehr leicht einsehen, daß künftig, um Beruf zu haben, dem Staate zu dienen, weiter nichts erfordert wird, als daß er sich, durch seine Talente oder durch sein Verdienst, auszeichne."

„Dennoch macht, zu gleicher Zeit, alles Dasjenige, was ein Volk an alte, und ununterbrochen fortgesetzte Dienste der geehrten Menschenklasse erinnert, einen ausgezeichneten Unterschied aus, der auf keine Weise zu vertilgen steht. Und da dieser Unterschied mit der Pflicht verbunden ist, welche die Dankbarkeit auflegt; so finden, unter allen Klassen der Gesellschaft, sowohl Diejenigen, welche den Wunsch haben, ihrem Vaterlande wesentliche Dienste zu leisten, als auch Diejenigen, welche schon des Glückes genossen haben dieses thun zu können, einen gleichen Vortheil dabey, eine solche Uebertragung von Ansprüchen, oder von Rückerinnerungen, das schönste Erbtheil, welches man seinen Kindern hinterlassen kann, in Ehren zu halten."

„Eben so wenig darf die Achtung gegen die Diener der Religion aufhören. Und wenn diese Achtung sich auf die heiligen Wahrheiten gründet, welche die Schutzwehr der Ordnung und der Moral sind; so müssen alle rechtschaffenen und erleuchteten Bürger ein gemeinschaftliches Interesse haben, dieselbe zu erhalten und zu vertheidigen."

„Unstreitig haben diejenigen, welche ihre Vorrechte in Rücksicht der Auflagen aufgaben, und auch diejenigen, welche künftig nicht mehr wie vormals einen politischen Stand im Staate ausmachen werden, ein Opfer gebracht, dessen Wichtigkeit mir ganz bekannt ist. Aber

ich bin überzeugt, daß sie großmüthig genug denken werden, um in allen den öffentlichen Vortheilen, welche die Errichtung der Nationalversammlungen hoffen läßt, ihre Entschädigung dafür zu suchen.“

„Ich könnte auch herzählen, was ich verlohren habe, wenn, bey den größten Vortheilen des Staates, ich an dasjenige, was meine eigene Person betrifft, denken wollte. Aber ich finde in der Vermehrung des Glücks der Nation eine hinlängliche, eine völlige und gänzliche Entschädigung. Von Grund meiner Seele sage ich, daß dieses meine wahre Gesinnung ist.“

„Darum will ich auch die Konstitution und die Freyheit erhalten und vertheidigen; die Konstitution, deren Grundsätze der allgemeine Wunsch, welcher mit dem Meinigen überein kommt, festgesetzt hat. Ich will noch mehr thun, und, in Gemeinschaft mit der Königin, deren Gesinnungen mit den Meinigen übereinstimmen, schon frühe den Verstand und das Herz meines Sohnes auf die neue Ordnung der Dinge, welche die Zeitumstände herbeygeführt haben, vorbereiten. Ich will ihn, von seiner frühesten Jugend an, gewöhnen, durch das Glück der Frankreicher glücklich zu seyn, und zu jeder Zeit, ohne an das Geschwätz der Schmeichler sich zu kehren, einsehen zu lernen, daß eine gute Konstitution ihn vor den Gefahren der Unerfahrenheit verwahren wird; und daß eine gerechte Freyheit, den Gesinnungen der Liebe und der Ergebenheit, von welchen die Nation, schon seit so vielen Jahrhunderten, ihren Königen rührende Beweise gegeben hat, einen neuen Werth gewährt.“

„Ich darf gar nicht daran zweifeln, daß Ihr, bey Endigung Eures Werkes, gewiß auch, mit Weisheit und mit Aufrichtigkeit, für die Feststellung der ausüben-

den Gewalt sorgen werdet; denn ohne dieses könnte weder eine dauerhafte Ordnung im Innern, noch das Ansehen auswärts Statt finden. Vernünftiger Weise kann Euch nunmehr kein Mißtrauen mehr übrig bleiben, und darum ist es Eure Pflicht, als Staatsbürger und als getreue Stellvertreter der Nation, dem Wohle des Staates und der öffentlichen Freyheit diejenige Dauerhaftigkeit zu geben, welche auf keine andere Weise als durch ein thätiges und beschützendes Ansehen, Staat finden kann. Ohne Zweifel werdet Ihr bedenken, daß, ohne ein solches Ansehen, alle Theile des Systems Eurer Konstitution zugleich ohne Verbindung und ohne Uebereinstimmung bleiben müßten; und indem Ihr Euch mit der Freyheit beschäftiget, welche Ihr liebet, und welche auch ich liebe, werdet Ihr nicht vergessen, daß Unordnung in der Staatsverwaltung, oft, durch unüberlegte Gewaltthätigkeiten, in die gefährlichste und schrecklichste Tyranney ausartet."

„Darum ersuche ich Euch, meine Herren, nicht um meinetwillen, (denn ich rechne dasjenige, was meine Person angeht, für Nichts, wenn von Gesetzen, wenn von Einrichtungen die Rede ist, welche das Schicksal des Reiches bestimmen sollen) sondern um des Besten unseres Vaterlandes, um seiner Wohlfahrt, um seiner Macht willen, ersuche ich Euch, alle augenblicklichen Eindrücke aus Eurer Seele zu verbannen; denn diese möchten Euch verhindern, im Zusammenhange zu betrachten, was ein großes Königreich, wie Frankreich, wegen seines weiten Umfanges, wegen seiner grossen Bevölkerung, und wegen seiner unvermeidlichen Verbindungen mit dem Auslande, erfordert."

„Ihr werdet auch nicht vergessen, Eure Aufmerksamkeit auf die Sitten, auf den Karakter und auf die Lebens-

art einer Nation zu richten, die, wegen ihres Witzes und wegen ihres Verstandes, in Europa zu berühmt geworden ist, als daß es gleichgültig scheinen könnte, ob bey ihrer Sanftmuth, Zutrauen und Güte, durch welche sie sich so sehr ausgezeichnet hat, ferner erhalten oder nicht erhalten werden."

„Gebet derselben ein Beyspiel jenes Geistes der Gerechtigkeit, der dem Eigenthum, diesem Rechte welches alle Nationen hochachten, zur Schutzwehre dient. Dieses Recht ist nicht das Werk des Zufalles, es hängt nicht von vermeintlichen Vorrechten ab, sondern es ist mit den wesentlichsten Verhältnissen der öffentlichen Ordnung, und mit den ersten Bedingungen der gesellschaftlichen Uebereinkunft, innigst verbunden."

„Durch welch ein unglückliches Schicksal haben sich, als die Ruhe wieder zu erscheinen anfieng, neue Unruhen über die Provinzen verbreitet! Durch welch ein unglückliches Schicksal verübt man daselbst neue Frevelthaten! Vereiniget Euch mit mir, denselben Einhalt zu thun, und lasset uns aus allen Kräften verhindern, daß nicht sträfliche Gewaltthätigkeiten diese Tage trüben, in denen das Glück der Nation bereitet wird. Ihr, die Ihr, durch so viele Mittel auf das öffentliche Zutrauen Einfluß haben könnt, erleuchtet das Volk, welches irre geführt wird, über seinen wahren Vortheil. Dieses gute Volk, welches mir so theuer ist, und von welchem man mich versichert, daß es mich liebe, so oft man mich über meinen Kummer trösten will. Ach! wenn es wüßte, wie unglücklich ich bin, so oft ich von einer neuen Frevelthat gegen das Eigenthum, oder von einer gewältthätigen Handlung gegen die Personen höre, so würde es mir vielleicht diesen bittern Schmerz ersparen!"

„Ich kann nicht mit Euch über das grosse Interesse des Staates sprechen, ohne Euch dringend zu bitten, daß Ihr Euch, schnell und entscheidend, damit beschäftigen möget, Ordnung in den Finanzen wiederum herzustellen, und der unzähligen Menge von Staatsbürgern, welche durch irgend ein Band mit dem Vermögen des Staates verbunden sind, die Ruhe wieder zu schenken. Es ist Zeit alle diese Unruhen zu stillen; es ist Zeit dem Königreiche den Kredit wieder zu geben, auf welchen dasselbe mit Recht Anspruch machen kann. Ihr könnet nicht Alles zugleich unternehmen. Darum bitte ich Euch, einen Theil der Wohlthaten, deren Möglichkeit die Vereinigung Eurer Kenntnisse Euch vormahlt, bis auf eine andere Zeit aufzuschieben. Aber wenn Ihr, ausser demjenigen was Ihr schon gethan habt, noch einen weisen und vernünftigen Plan für die Ausübung der Gerechtigkeit gemacht haben werdet; wenn Ihr die Grundlagen eines vollkommenen Gleichgewichts zwischen der Einnahme und der Ausgabe des Staates werdet festgesetzt haben; wenn Ihr endlich das Werk der Konstitution geendigt haben werdet: dann werdet Ihr grosse Ansprüche auf die öffentliche Dankbarkeit Euch erworben haben; und, bey der Fortsetzung aufeinander folgender Nationalversammlungen, (eine Fortsetzung, welche künftig auf diese Konstitution selbst gegründet ist) wird weiter nichts mehr nöthig seyn, als von Jahr zu Jahr neue Mittel des Wohlstandes zu den vorigen hinzuzusetzen. Möge dieser Tag, an welchem der Monarch auf die offenherzigste und innigste Weise sich mit Euch zu vereinigen kommt, in der Geschichte dieses Reiches ein ewig merkwürdiger Zeitpunkt seyn! Er wird es werden, ich hoffe es, wenn meine eifrigsten Wünsche, wenn meine

dringendsten Vermahnungen, ein Aufruf zu dem Frieden und zu der Vereinigung zwischen Euch seyn können. Möchten doch Diejenigen, welche noch von dem, jetzt so nöthigen Geiste der Eintracht, sich entfernen, mir alle die Erinnerungen, welche ihnen Betrübniß verursachen, aufopfern; ich würde sie dafür, durch meinen Dank und durch meine Zuneigung, bezahlen. Haben wir alle, von heute an, haben wir alle, und ich gebe Euch das Beyspiel, nur Eine Meynung, nur Ein Interesse, nur Einen Willen; nemlich Anhänglichkeit an die neue Konstitution, und den eifrigsten Wunsch, Frieden, Glück und Wohlstand, in Frankreich wiederum hergestellt zu sehen."

Während der König diese Rede ablas, war er äusserst gerührt. Diese Rührung theilte sich der Nationalversammlung, und auch den Zuschauern mit. Nachdem der König seine Rede geendigt hatte, brach die Versammlung, nebst den Zuschauern, in ein wüthendes Händeklatschen, in ein lautes Vivatgeschrey, und in ein wiederholtes Rufen: „Hoch lebe der König! Hoch lebe der König!" aus. Die Dankbarkeit des Volkes gegen den guten Monarchen, welcher freywillig von dem goldenen Throne seiner Voreltern herabstieg, den eisernen Zepter aus den Händen warf, und die Krone seinem Volke zurück gab, um dieselbe nur allein aus der Hand der Gerechtigkeit und von den Gesetzen wiederum anzunehmen; die Dankbarkeit des Volkes gegen diesen guten Monarchen war unbeschreiblich groß. Das Beyfallklatschen war laut, heftig, und wollte gar nicht mehr aufhören.

Als die Versammlung etwas ruhiger geworden war, da sagte der Präsident:

„Sire!“

„Die Nationalversammlung sieht mit der lebhaftesten Dankbarkeit, aber ohne Verwunderung, das zutrauliche und väterliche Betragen Euerer Majestät. Sie haben, Sire, den Pomp und die Pracht des Thrones aufgegeben, weil Sie gefühlt haben, daß, um alle Gemüther zu überzeugen, um alle Herzen hinzureissen, weiter nichts erfordert würde, als daß Sie Sich in der Einfachheit ihrer Tugenden zeigten. Ich versuche es nicht, Sire, jetzo, da Euere Majestät mitten unter die Stellvertreter der Nation kommt, um mit denselben das Bündniß einzugehen, die Konstitution und die Gesetze zu lieben, zu erhalten und zu beschützen, die Dankbarkeit, die Verehrung und die Liebe auszudrücken, welche Frankreich dem Patriotismus seines Königs zu geben schuldig ist; sondern ich überlasse den Ausdruck derselben der untrüglichen Empfindung, welche, bey dieser Gelegenheit, die Frankreicher allein schon hinlänglich begeistern wird.“

Unter abermaligem Händeklatschen und wüthendem Vivatrufen, begab sich nunmehr der gute Monarch aus der Versammlung wiederum hinweg. Der Präsident begleitete den König bis an die Thüre, und eine Gesandtschaft von Mitgliedern der Versammlung brachte Denselben bis nach seinem Schlosse. In dem Garten der Thuillerien ertönte die Luft von dem lärmenden Jauchzen des jubelnden Volkes. Die Königin gieng, auf der Terrasse vor dem Schlosse, spazieren, mit dem Dauphin an der Hand. Als sie den König erblickte, trat sie ihm entgegen, und sagte zu den Mitgliedern der Nationalversammlung, welche den König begleiteten:

„Die Gesinnungen des Königs sind auch die meinigen, und ich verbinde mich vom Grunde meines Herzens

gerne mit dem Schritte, welchen die Liebe zu seinem Volke ihm abgenöthigt hat. Hier sehen Sie meinen Sohn. Ich will ohne Unterlaß von den Tugenden des Besten der Väter mit ihm sprechen, und ich will ihn frühe lehren, die öffentliche Freyheit hochzuschätzen, und die Gesetze zu erhalten, deren festeste Stütze er dereinst, wie ich hoffe, seyn wird."

Der König hatte kaum die Nationalversammlung verlassen, als auf das erhabene und rührende Schauspiel, welches so eben beschrieben worden ist, ein anderes folgte, welches, nicht weniger als das erste, alle Herzen rührte, alle Gemüther begeisterte. Noch war der tiefe Eindruck, den die Rede des Königs gemacht hatte, auf den Gesichtern der Mitglieder zu lesen, noch herrschte die tiefste Stille in der Versammlung, als Herr Goupil de Prefeln aufstand, und verlangte: alle Mitglieder der Versammlung sollten sogleich den Bürgereid schwören, und diejenigen, welche sich den Eid zu leisten weigern würden, sollten von der Versammlung ausgeschlossen werden. Dieser Vorschlag wurde mit lautem Beyfall aufgenommen, und der Präsident gab den übrigen Mitgliedern das Beyspiel. Er stieg auf den Rednerstuhl und sprach:

„Ich schwöre: der Nation, dem Gesetze und dem Könige, getreu zu seyn, und mit allen meinen Kräften die von der Nationalversammlung beschlossene, und von dem Könige angenommene Konstitution, aufrecht zu erhalten."

Von den Mitgliedern der Versammlung sprach Einer nach dem Andern diese Eidesformel aus. Nachher hoben auch die Zuschauer auf den Gallerien die Hände in die Höhe und sprachen laut: Ich schwöre es."

Die Nachricht von dem, in der Versammlung geschwornen Bürgereide, verbreitete sich bald über die ganze Stadt. Der Enthusiasmus bemächtigte sich aller Einwohner derselben. Die Distrikte versammelten sich; der Eid wurde vorgelesen; und das versammelte Volk rief mit Einer Stimme. „Ich schwöre es."

Am Abende dieses ewig merkwürdigen Tages war die ganze Stadt Paris erleuchtet; die Straßen waren mit einer unzählbaren Menge von Menschen angefüllt. Bekannte und Unbekannte, die sich einander begegneten, grüßten sich, umarmten sich, vergossen Freudenthränen, und sprachen, mit gerührtem Herzen, die Worte aus: „Nun sind wir endlich frey!" Auch die Weiber nahmen an der allgemeinen Freude Theil. Sie zeigten den Vorübergehenden ihre Kinder, und sagten, im Namen derselben: „Ich schwöre es!"

Am fünften Februar sandte die Versammlung eine Gesandtschaft, von sechzig ihrer Mitglieder, an den Monarchen, und der Präsident hielt, im Namen dieser Abgesandten, folgende Rede:

„Sire!"

„Wir kommen, um Euerer Majestät die ersten Früchte Ihres Patriotismus und Ihrer Tugenden zu überbringen. Das Vergessen der Uneinigkeit; die Uebereinstimmung Aller; die Vereinigung des Privatvortheiles mit dem allgemeinen Wohl; ein feyerlicher Eid, welchen alle Stellvertreter des französischen Volkes geschworen haben, der Nation, dem Gesetze, dem Könige und der Konstitution, getreu zu bleiben; der Eifer, mit welchem die Bürger verlangt haben, an diesem erhabenen und heiligen Vertrage Theil zu nehmen: dieß, Sire, sind die glücklichen Wirkungen Ihrer Gegenwart in der Nationalver-

sammlung. Warum hat nicht das menschliche, gerechte und gefühlvolle Herz Euerer Majestät dieses rührende Schauspiel mit ansehen können! Wir, denen die Nation auftrug, ihre Wünsche bekannt zu machen, wir sind auch diejenigen, denen dieselbe ihren Dank zu überbringen aufgetragen hat. Geruhen Sie, Sire, diesen Tribut gütig aufzunehmen. Liebe und Zutrauen des Volkes ist der größte Reichthum eines guten Königs. Freuen Sie Sich desselben, Sire, und möge diese gerechte Huldigung Ihrer Zeitgenossen a) Ihnen ein sicherer Beweis seyn, daß die Nachwelt Ihren Namen segnen wird.“

Auf diese Rede des Herrn Bureaux de Puzy antwortete der König:

„Der Werth, welchen Sie auf die Gesinnungen legen, die ich Ihnen bezeigt habe, läßt mich desto zuversichtlicher hoffen, daß Sie, zum Besten des Vaterlandes, Ihre Kräfte vereinigen werden. Ich hoffe, daß alle guten Bürger des Staates, alle wahren Freunde des Volkes, sich an mich anschliessen werden, um das Glück und die Freyheit desselben zu befestigen. Der Eid, welchen Sie geschworen haben, nachdem meine Rede geendigt war, giebt mir diese Versicherung. Möge die glückliche Uebereinstimmung unserer Grundsätze und unserer Gesinnungen den Ruhm und das Glück der größten und der besten Nation auf immer gründen!“

Hierauf wandte sich der Präsident an die Königin, und sprach:

„Madame!“

„Die Nationalversammlung hat, mit der lebhaftesten und zärtlichsten Dankbarkeit, die edeln und rührenden

---

a) Zeitgenossen, nicht Unterthanen!

Worte aufgenommen, welche derselben von Euerer Majestät überbracht worden sind. Wachen Sie, Madame, Sie, welcher die Hoffnung Frankreichs und des Throns anvertraut ist, über diesen kostbaren Zweig. Möge er, in eben so hohem Grade gefühlvoll, eben so leutselig werden als Sie es sind, und eben so viel Heldenmuth besitzen. Ihre Sorgfalt wird seinen Ruhm gründen, und Frankreich, welches Ihnen sein Glück zu verdanken haben wird, wird den Werth desselben doppelt fühlen, wenn es bedenkt, daß es dasselbe den Tugenden Euerer Majestät schuldig sey."

Die Königin antwortete:

„Meine Herren. Ich bin über diesen Beweis Ihrer Zuneigung sehr gerührt. Sie haben gestern meine Gesinnungen gehört, und diese Gesinnungen gegen eine Nation, mit welcher ich mir es zum Ruhme schätze, durch meine Heyrath mit dem Könige verbunden worden zu seyn, haben sich niemals verändert. Dadurch, daß ich Mutter bin, sind diese Bande auf immer befestigt."

Nachdem die Mitglieder, welche von der Versammlung an den König abgesandt worden, wiederum zurückgekommen waren, stieg Herr Malouet auf den Rednerstuhl und sagte:

„Meine Herren! In der Rede des Königs haben vorzüglich drey Gegenstände meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der König hat sich mit den Arbeiten der Nationalversammlung, mit der Konstitution, auf eine innigere Weise verbunden: das heißt: alle Gewalt, alle Kräfte der Nation, sind nunmehr auf einen gemeinschaftlichen Zweck gerichtet. Dieser Zweck ist Freyheit, allgemeines Wohl, und die Regierung des Gesetzes. Daher, meine Herren, ist nun künftig alles Mißtrauen

dem Zwecke entgegen, nach welchem Sie streben: alle Uneinigkeit und alle Uebertreibung ist schädlich. Was muß, demzufolge, die erste und die glücklichste Wirkung der Erklärung des Königs seyn? Das Zutrauen bey Allen herzustellen; die Hoffnung in allen Herzen anzufachen; alle Keime der Feindschaft und des Grolls zu ersticken; Argwohn und Verdacht auszulöschen; und die Scheidewand, welche mitten unter uns sich erhebt, und welche uns von der wahren Freyheit, von dem Geiste derselben, von den Grundsätzen und von den Sitten derselben entfernt hält, wegzuschaffen. Der zweyte merkwürdige Gegenstand in der Rede des Königs, ist die rührende Herzählung der Unordnung, unter welcher das Königreich leidet, und die Nothwendigkeit derselben Einhalt zu thun. Ich weiß, daß die Freyheit wohl werth ist, erkauft zu werden. Aber Sie wissen auch, meine Herren, daß der eifrigste Vertheidiger derselben, Rousseau, dafür hielt, sie sey mit dem Blute auch nur eines Einzigen Bürgers des Staates schon zu theuer bezahlt. Unstreitig fordert die Freyheit Aufopferungen: aber sie fordert nicht, daß man ihr Ordnung, Sitten, und die heiligsten Rechte der Gesellschaft aufopfere. Diejenigen Opfer, welche sie verlangt, diejenigen welche ihr nützlich sind, nehmen etwas von ihrem erhabenen Karakter an. Sie beraubt uns nur, um uns desto mehr zu geben; und ihre kostbarsten Wohlthaten sind allemal mit Entbehrungen verbunden, welche sie fordert. Aber Ausgelassenheit, meine Herren; Gewaltthätigkeiten der Geldgierde, des Stolzes, der Rachsucht; Verletzung aller Rechte: diese Plagen, welche so viele von unsern Provinzen verheeren, diese können unmöglich die nothwendigen Vorläufer der französischen Freyheit seyn! Und (er-

lauben Sie mir es zu sagen) in diesem Saale hört man zwar nichts als zufriedene Huldigungen; aber die Unruhe lauert vor der Thüre. Hier, auf diesem Rednerstuhle, muß jede Wahrheit Zuflucht finden! Wenn die Ruhe nicht bald hergestellt wird, wenn die ewigen Gesetze der Ordnung und der Gerechtigkeit noch länger verkannt werden: so geben Sie vergeblich neue Gesetze. Niemals konnte, weder das königliche Ansehen in seiner Reinheit, noch der vortrefliche Fürst, in dessen Händen dasselbe ruht, Ihnen verdächtig scheinen. Die Handhaber der auszübenden Gewalt, und diese allein, haben Sie gefürchtet. Die alten Gewohnheiten, die Anmaßungen, die Usurpationen haben Sie abschaffen wollen; und dieß ist jetzt geschehen. Aber schickt es sich für eine Nation, ist es ihrem Glücke, ihrer Ruhe, ist es dem gewünschten Erfolge unserer Arbeiten zuträglich, die Nichtigkeit der ausübenden Gewalt noch zu verlängern? Und womit könnten wir uns entschuldigen, wenn wir dieses thun wollten, jetzo, da das Haupt dieser Gewalt eine Denkungsart zeigt, die mit denjenigen Grundsätzen, welche Sie festgesetzt haben, so genau übereinstimmt? Nein, meine Herren, ich beschwöre Sie, im Namen der Freyheit selbst, lassen Sie uns, ohne Aufschub, der öffentlichen Gewalt ihre Thätigkeit wiedergeben. Der letzte Theil der Rede des Königs, welcher mir ihrer Aufmerksamkeit werth zu seyn scheint, ist dasjenige, was der König von dem Zustande der Finanzen gesagt hat. Mit Abhandlungen und mit Projekten über die Finanzen hat man uns überschwemmt. Wenige derselben, vielleicht keines, enthält ein System, welches ohne Einschränkung angenommen werden könnte: aber man findet in vielen derselben Begriffe, Gedanken und Grundsätze, die zu

Festsetzung eines bestimmten Plans dienen können. Ich schlage daher vor: daß die Versammlung über die Rede des Königs sich berathschlage, und ohne Verzug die Wünsche des Monarchen zu erfüllen suchen solle."

Wegen dieses Vorschlages wurde Herr Malouet von dem größten Theile der Versammlung ausgezischt, und der Vorschlag selbst ward von der Versammlung, ohne sich darüber zu berathschlagen, verworfen.

Am Abende des vierten Februars versammelten sich die Dreyhunderter auf dem Rathhause zu Paris. Herr Bailly schlug der Versammlung vor, den Bürgereid zu leisten. Er las die Eidesformel ab, und dann riefen die Mitglieder alle, mit Einer Stimme: „Ich schwöre es." Die Zuschauer ahmten dem Beyspiele nach, und darauf wurde vorgeschlagen, weil nun einmal zu Paris Alles, sogar das Schwören des Bürgereides, in Spielerey ausartete, auch den, auf dem Greveplatze in großer Menge versammelten Pöbel, an dem Eide Theil nehmen zu lassen. Herr Bailly stellte sich auf den Balkon des Rathhauses, und sagte die Eidesformel her. Der Haufe hörte stillschweigend zu, und rief dann, mit rasendem Geschrey: „Hoch lebe der König und die Nation!" Hierauf begab sich Herr Bailly nach dem Versammlungssaale der Dreyhunderter zurück. Es wurden einige zierliche Reden gehalten, und unter diesen zeichnete sich besonders die Rede des Phantasten, Abbe Fauchet aus, welche sich damit endigte, daß er vorschlug: die Versammlung solle ein Zirkularschreiben an alle Städte des Königreichs ergehen lassen, und in demselben bekannt machen, daß Herr Bailly zum General-Bürgermeister des Königreiches (Municipe Général des toutes les Communes du Royaume) und

Herr La Fayette zum General-Kommandanten der Bürgermiliz des ganzen Königreiches, von dem Bürgerrathe der Stadt Paris, ernannt worden seyen. Die Zuschauer empfiengen diesen sonderbaren Vorschlag mit dem lautesten Beyfallsgeschrey, und Herr Bailly öffnete schon den Mund, um für diese neue, ihm bewiesene Ehre zu danken, als, mit einem edeln Unwillen in allen Gesichtszügen, Herr la Fayette aufstand, und in einer Rede ausführlich bewies, daß dieses eben soviel heisse, als ihn zum Diktator, zum Protektor, zum Könige auszurufen, und daß man ihm eine Macht übertragen wolle, welche der Freyheit nothwendig gefährlich werden müßte. „Ich hingegen thue hiemit den ausdrücklichen Vorschlag," sagte er, „daß Niemand, in mehr als einer Abtheilung Frankreichs, zu gleicher Zeit, das Generalkommando über die Nationaltruppen haben solle." Seine Gründe fanden Beyfall, und der Vorschlag des Abbe Fauchet wurde keiner Berathschlagung gewürdigt. „So lange man einem Manne bloße Ehrenstellen überträgt, weiß man genau, wieviel man ihm giebt. Aber sobald man Macht mit denselben verbindet, läßt sich nicht voraussagen, wie weit dieselbe ausgedehnt werden könne." a)

Nachher beschloß der Bürgerrath, auf den Vorschlag des Herrn Bailly, eine Gesandtschaft, von sechzig seiner Mitglieder, an den König und an die Königinn zu senden, um Denselben, für Ihre feyerliche Genehmigung der

a) Quand on accorde des honneurs, on sait précisément ce que l'on donne; mais quand on y joint le pouvoir, on ne peut dire à quel point il pourra être porté. Montesquieu grandeur et décadence des Romains. Chap. XI.

neuen Konstitution, und für ihren Beytritt zu derselben, zu danken. Diese Gesandtschaft begab sich, am fünften Februar 1790, zu dem Könige, und Herr Bailly hielt eine Rede, welche, an akademischen Rednerkunstgriffen, alle seine vorigen Reden weit übertraf. Während der Rede weinte er heisse Zähren b). Er sagte, unter andern schönen Dingen, zu dem Könige: „Alle Herzen werden Ihre Ausdrücke wiederholen. Sie werden, Sire, eine merkwürdige Epoche in der Geschichte der Welt machen; nemlich die Epoche der Regierung der Gesetze, welche unter Ihrer Regierung und durch Ihre Regierung festgesetzt worden ist." c)

Sonntags, am vierzehnten Februar, wurde, wegen der Rede des Königs, in der Hauptkirche zu Paris, ein feyerliches Te Deum gesungen. Ein Detaschement der Pariser Bürgermiliz zu Pferde nahm auf dem Platze vor der Hauptkirche seinen Standort, um Ordnung und Ruhe zu erhalten. Es erschien die Prozession. Voraus die Trommeln und die übrige kriegerische Musik; dann ein Theil der Pariser Bürgermiliz, mit ihren Fahnen; darauf die Dreyhunderter mit Herrn Bailly; und nach diesen die Nationalversammlung. Der Zug gieng durch die Straßen, zwischen einer unermeßlichen Menge Volks. Die Fenster, die Balkons, und sogar die Dächer, waren

---

b) Le défaut de M. Sylvain Bailly est, de s'attendrir sans mesure. En débitant ce discours il a pleuré chaudement. Desmoulins.

c) Les cœurs rediront toutes vos expressions. Vous ferez, Sire, un époque mémorable dans l'histoire du Monde, celle du regne des loix établies par vôtre regne, et sous vôtre regne.

mit Menschen angefüllt. Auffallend schien es, daß Alles stille blieb, und daß das Volk nicht den Tag, wie es sonst seit der Revolution immer gethan hatte, mit Jauchzen, Jubeln und lautem Vivatrufen feyerte. Aber es war nunmehr dieser Prozessionen und dieser Schauspiele schon gewohnt, und es blieb daher, weil ihm die Neuheit derselben nun nicht mehr auffiel, auch bey demselben ganz ungerührt.

Dieser Tag endigte sich abermals mit einer großen und kostbaren Illumination. Die Erleuchtung des Rathhauses allein kostete der Stadt Paris über 20,000 Livres. Unnütze Verschwendung, in einer Stadt wo das Elend auf den höchsten Grad gestiegen war! Die Erleuchtung gab ein Schauspiel für das Volk, welches zwar die Augen ergötzte, aber den hungrigen Magen nicht anfüllte! Niemand war vergnügt oder gerührt; Alle blieben kalt und stille. Man gab dem Volke dieses Schauspiel, um dasselbe für das Getümmel zu entschädigen, welches sonst, während des Karnavals, und vorzüglich an diesem Sonntage dem Pariser Pöbel erlaubt worden war. Dießmal wurden alle Masken verboten.

Es ist beynahe unglaublich, was die Rede des Königs, in Paris sowohl als über ganz Frankreich, für eine außerordentliche und unmäßige Freude verursachte; eine Freude, welche nahe an Raserey gränzte a). Herr

a) Ce moment a été le signal du délire, de l'ivresse et des transports de joie et de reconnoissance dans tout Paris et dans tout le Royaume. Corréspondance d'un habitant de Paris. p. 235.
Jamais démarche ne fut plus conforme au vœu national et on la célébra de mille manière, dans toutes les parties du Royaume. Necker sur son administration. p. 220.

Necker hatte die Rede aufgesetzt, und überhaupt den König zu diesem Schritte bewogen b). Die Rede des Königs wurde mit goldenen Buchstaben in Erz gegraben, um auf dem Rathhause zu Paris aufbewahrt zu werden c).

Im Februar erschien eine Schrift zu Paris, vorgeblich von einer Gesellschaft in Nordamerika geschrieben, und durch ihre Gehülfen in Paris verbreitet. Sie nannte sich die Kampagnie des Ohio, oder Scioto, und lud alle, mit ihrem Vaterlande mißvergnügte Frankreicher, ein, ihr Vaterland zu verlassen, am Ohioflusse in Nordamerika sich Land zu kaufen, und daselbst sich anzusiedeln. Die Gesellschaft versicherte: sie hätte drey Millionen Morgen unangebautes Land zu verkaufen; dieses Land sey aber mit angebauten Ländereyen umgeben, und müsse, in wenigen Jahren, sehr im Preise steigen; das Erdreich sey vortreflich; das Klima schön; und die Regierungsform die beste in der Welt; in wenigen Jahren werde sich der Kongreß in dieser Gegend versammeln; Tabak, Baumwolle und Korn, bringe das Land im Ueberflusse hervor; um nach Amerika zu reisen, dort Zugvieh und Werkzeuge zum Ackerbau anzuschaffen, und noch zweyhundert Morgen Land zu kaufen, dazu gehöre (wie in dieser Schrift bewiesen wurde) nicht mehr als 1,270 Livres baares Geld. Der Ankömmling finde zwar daselbst kein Haus, aber die Gesellschaft werde ihm eines bauen;

---

b) Une si douce impression pourroit aussi, par momens, ramener à moi, si l'on étoit juste. Necker ibid.

c) Correspondance d'un habitant de Paris. p. 236. Necker ibid. p. 220.

er finde keinen Backofen, um Brod zu backen, aber Materialien genug, um einen aufzurichten; er finde kein Brod, aber er könne, so lange bis das Land urbar gemacht, mit Korn angesäet, und das Korn eingeerndtet seyn werde, von der Jagd leben. Diese Vorschläge der Ohiokompagnie machten in Paris groses Aufsehen, und waren der Gegenstand aller Gespräche. Auch fanden sich Leute genug, welche die Vorschläge annehmen wollten. Man hat nicht zuverläßig erfahren können, ob das Projekt wirklich vorhanden, oder aber nur erdichtet gewesen sey: auch nicht, ob das Unternehmen Fortgang gehabt habe oder nicht.

Am sechsten Februar kam in der Nationalversammlung die Untersuchung der Ausgaben des auswärtigen Departements vor; und da ergab sich, daß diese Ausgaben überhaupt betrugen:

Im Jahre	1772	—	—	9,296,000 Livres.
	1773	—	—	8,864,000
	1774	—	—	7,203,000
	1775	—	—	11,510,000
	1776	—	—	8,767,000
	1777	—	—	8,314,000
	1778	—	—	11,287,000
	1779	—	—	7,957,000
	1780	—	—	11,843,000
	1781	—	—	11,825,000
	1782	—	—	14,154,000
	1783	—	—	13,624,000
	1784	—	—	11,210,000
	1785	—	—	9,771,000
	1786	—	—	9,616,000

Im Jahre 1787 — — 10,955,000 Livres.
1788 — — 11,652,000
1789 — — 7,330,000

Die Ausgaben des auswärtigen Departements waren in fünf Klassen eingetheilt, deren Detail folgendes ist:

I. Klasse. Ausgaben des Staatssekretairs.

Gehalt des Staatssekretairs	300,000
Gehalt seiner Untersekretairs zusammen . .	300,000
Reisen des Hofs .	25,000
Schreibmaterialien .	25,000
Tägliche Korrespondenz .	100,000
Geschenke des Königs an auswärtige Höfe .	200,000
Vermischte Ausgaben .	250,000
	1,200,000

II. Klasse. Minister, Gesandte, Konsuls ꝛc.

Gehalt der Minister und Gesandten zusammen .	2,550,000
Reisekosten und ausserordentliche Ausgaben .	450,000
Mancherley Ausgaben der Gesandten . .	300,000
	3,300,000

III. Klasse. Subsidien und Hülfleistungen.

Dem Infanten Herzog v. Parma	375,000
Dem Herzoge von Zweybrücken	500,000
Dem Prinzen von Nassau Saarbrück . .	100,000
Andern auswärtigen Fürsten	375,000
	1,350,000

IV. Klasse. Geheime Ausgaben . 200,000
V. Klasse. Gewöhnliche Ausgabe für die Schweiz und Graubündten 830,000

Die Ausgaben dieser fünf Klassen betrugen demzufolge, zusammengenommen, im Jahre 1789:

1	—	—	1,200,000
2	—	—	3,300,000
3	—	—	1,350,000
4	—	—	200,000
5	—	—	830,000
			6,880,000
6	Geld in der Kasse		450,000
			7,330,000

Für das Jahr 1790 wurden die Ausgaben des Departements der auswärtigen Geschäfte angegeben auf 6,700,000 Livres.

Am eilften Februar ward, in der Nationalversammlung, eine Proklamation vorgelesen und gebilligt, welche, um diese Zeit, die Versammlung an die Provinzen des Königreichs ergehen ließ. Diese Proklamation war von dem Bischofe von Autun aufgesetzt, und lautete folgendermaßen:

Die Nationalversammlung an die Frankreicher.

Am 11. Februar 1789.

Die Nationalversammlung, welche in dem Laufe ihrer Arbeiten unermüdet fortgeht, erhält von allen Seiten her die Glückwünschungen der Provinzen, der Städte,

der Gemeinheiten; die Zeugnisse der öffentlichen Freude; und den Beyfall der Dankbarkeit: aber sie hört auch das Gemurmel und das Geschrey derjenigen, welche durch die Abschaffung so mancher Mißbräuche, so mancher Privatvortheile und so vieler Vorurtheile, gelitten haben. Sie beschäftigt sich mit dem Glücke des Ganzen, und ist unruhig über das Unglück der Einzelnen. Sie vergiebt dem Hasse, der Bitterkeit und der Ungerechtigkeit: aber sie sieht es als eine heilige Pflicht an, Euch gegen den Einfluß der Verläumdung zu verwahren, und die ungegründete Furcht zu zerstören, welche man Euch beyzubringen sucht. Ach! was hat man nicht Alles versucht, um Euch irre zu führen, um Euer Zutrauen zu schwächen! Man hat sich gestellt, als kennte man die Wohlthaten nicht, welche die Nationalversammlung Euch erwiesen hat; daher wollen wir Euch jetzo dieselben in das Gedächtniß zurückrufen. Man hat gegen dasjenige, was sie gethan hat, Schwierigkeiten aufgeworfen: und diese Einwürfe wollen wir jetzt beantworten. Man hat über das, was sie noch künftig thun wird, Ungewißheit verbreiten wollen: daher wollen wir Euch dieses jetzo anzeigen. Was hat die Versammlung gethan? Sie hat mit fester Hand mitten im Sturme die Grundsätze derjenigen Konstitution, auf welcher künftig Eure Freyheit ruhen wird, festgesetzt. Die Rechte der Menschen waren verkannt, und schon seit Jahrhunderten verachtet. Nunmehr hat sie durch jene Bekanntmachung, welche auf immer dem Widerstande gegen die Unterdrücker zum Grunde dienen, und dem Gesetzgeber selbst Gesetz seyn wird, diese Rechte für die ganze Menschheit wiederum hergestellt. Die Nation hatte das Recht verlohren, Gesetze zu geben und Aufla-

gen auszuschreiben. Dieses Recht hat dieselbe nunmehr wieder erhalten, und zugleich sind die wahren Grundsätze der Monarchie, nemlich die Unverletzbarkeit des erhabenen Oberhauptes der Nation, und das Erbrecht des Throns in einer Familie, welche allen Frankreichern so theuer ist, festgesetzt worden. Wir hatten nur Reichsstände: jetzt aber habt Ihr eine Nationalversammlung, und diese werdet Ihr behalten. Stände, welche unter sich uneinig waren und sklavisch an alten Vorrechten hiengen, gaben Beschlüsse, und konnten den Willen der Nation unterdrücken. Jetzt sind diese Stände nicht mehr vorhanden; alles ist vor dem ehrwürdigen Namen eines Staatsbürgers verschwunden. Da alle zu Staatsbürgern wurden, so waren auch Bürger zu Vertheidigern nöthig; und auf den ersten Ruf erschien jene Bürgermiliz, welche, vereinigt durch Vaterlandsliebe, und regiert durch Ehre, überall Ordnung erhält oder herstellt, und mit unermüdetem Eifer über die Sicherheit eines Jeden, über das Wohl Aller wacht. Vorrechte ohne Zahl, unversöhnliche Feinde alles Guten, machten unser Staatsrecht aus. Jetzt sind dieselben zerstört; und sobald Eure Versammlung die Stimme erhob, haben auch diejenigen Provinzen, welche für ihre Vorrechte die größte Anhänglichkeit zeigten, die Aufhebung derselben mit lautem Beyfalle aufgenommen. Sie haben gefühlt, daß dieser Verlust sie reicher mache. Das drückende Lehnrecht, welches noch in seinen letzten Trümmern so mächtig ist, herrschte über ganz Frankreich: nunmehr ist es auf immer verschwunden. Ihr waret in den Provinzen unter der Regierung einer quälenden Verwaltung: von dieser seyd ihr nunmehr befreyt. Willkührliche Befehle thaten Eingriffe in die Freyheit der Staatsbürger: und diese sind vernichtet.

Ihr verlangtet eine bessere Einrichtung der Bürgergerichte. Diese habt Ihr erhalten, und die Einrichtung derselben, gewählt von Euch selbst, stellt jetzt in Frankreich das erhabenste Schauspiel dar. Zugleich hat die Nationalversammlung das Werk einer neuen Abtheilung des Königreiches geendigt, durch welche allein die letzten Spuren alter Vorurtheile ausgelöscht werden konnten; durch welche an die Stelle der Eigenliebe der Provinzen, wahre Liebe zum Vaterlande trat; durch welche die Grundlagen einer guten Stellvertretung festgesetzt, und zu gleicher Zeit die Rechte eines jeden Menschen, und eines jeden Kantons, im Verhältnisse seiner Verbindung mit dem öffentlichen Wesen, bestimmt wurden: eine schwere Aufgabe deren Auflösung bis zu unserer Zeit unbekannt geblieben war. Seit langer Zeit habt ihr schon die Abschaffung der verkäuflichen obrigkeitlichen Stellen verlangt: diese ist jetzt geschehen. Ihr habt die Nothwendigkeit einer auch nur vorläufigen Verbesserung des Kriminalrechts gefühlt: und diese ist jetzt, in Erwartung einer gänzlichen Umänderung desselben, beschlossen. Aus allen Theilen des Königreiches sind Klagen, Fragen und Bitten, an uns gekommen: und allen diesen haben wir, so viel wir konnten, Genüge zu leisten gesucht. Die Größe der öffentlichen Schuld erschreckte: aber wir haben die Grundsätze der öffentlichen Treue auf dieselben angewandt. Ihr habt die Macht der Minister gefürchtet; und wir haben denselben das beruhigende Gesetz der Verantwortlichkeit aufgelegt. Die Salzsteuer war Euch verhaßt: wir haben dieselbe zuerst vermindert, und nachher ganz abzuschaffen versprochen. Denn uns genügt es nicht, daß Auflagen zu dem allgemeinen Besten unumgänglich nothwendig seyen; sie müssen noch außerdem,

durch Gleichheit, Weisheit und Sanftheit, rechtmäßig werden. Unmäßige Gnadengelder, oft ohne Vorwissen Eures Königs ausgetheilt, raubten Euch die Frucht Eurer Arbeit. Auf diese haben wir einen ernsten, strengen Blick geworfen; und künftig wollen wir dieselben in die engen Gränzen der strengen Gerechtigkeit einschließen. Endlich verlangten auch die Finanzen ungeheure Reformen. Daran haben wir, unterstützt durch den Minister, welchem Ihr Euer Zutrauen geschenkt habt, ohne Unterlaß gearbeitet: und bald werdet Ihr der Früchte dieser Arbeit genießen. Dieß, Frankreicher, dieß ist unser Werk, oder vielmehr, es ist Euer Werk: denn wir sind bloß Eure Werkzeuge, und Ihr habt uns in unsern Arbeiten erleuchtet, aufgemuntert und unterstützt. Welch ein Zeitpunkt, zu dem wir endlich gelangt sind! Welch ein ehrenvolles Erbtheil, das Ihr Euren Nachkommen überlassen werdet! Zu dem Range von Staatsbürgern erhoben; wahlfähig zu allen Bedienungen; erleuchtete Aufseher der Verwaltung des Staates, so lange dieselbe Euch nicht anvertraut ist; versichert, daß Alles durch Euch, und um Euretwillen geschieht; gleich vor dem Gesetze; frey zu handeln, zu sprechen und zu schreiben; niemals den Menschen, sondern jederzeit dem Gesetze Rechenschaft schuldig: welch ein herrlicher Zustand! Könnte es wohl einen einzigen Staatsbürger geben, der dieses Namens würdig wäre, und der es wagen dürfte, rückwärts zu sehen; der die Trümmer, mit denen wir umgeben sind, wiederum aufheben, und das alte Gebäude daraus wiederum zusammen setzen möchte! Und dennoch, was hat man nicht gesagt, was hat man nicht gethan, um in Euch den Eindruck zu schwächen, welchen so viele Wohlthaten nothwendig hervorbringen müs-

sen! Wir haben, sagt man, Alles umgeworfen: aber Alles mußte neu gebaut werden. Und was ist dann dabey zu bedauern? Man frage, wenn man es wissen will, über alle die verbesserten, oder zerstörten Gegenstände, diejenigen Männer, welche keinen Nutzen von denselben zogen; man frage sogar aufrichtig diejenigen, welche davon Nutzen zogen; man höre aber nicht auf, diejenigen, welche, um den gekränkten Eigennutz zu verbergen, jetzt Mitleiden über das Schicksal derjenigen zeigen, die ihnen zu einer andern Zeit so gleichgültig gewesen sind: dann wird man erfahren, ob die Zerstörung dieser Gegenstände nicht alle diejenigen Stimmen für sich habe, welche irgend verdienen, daß man auf sie höre. Wir haben uns zu sehr übereilt. Dennoch werfen so viele andere uns vor, wir hätten zu langsam gearbeitet! Zu sehr übereilt? Wem ist unbekannt, daß man auf keine andre Weise sich der Mißbräuche entledigen kann, als wenn man sie alle zugleich angreift und umwirft! Wem ist unbekannt, daß dann, und dann allein, Jeder seinen Vortheil darin findet, die Ordnung wiederum hergestellt zu sehen; daß langsame Verbesserungen, und solche, die nur einen Theil des Ganzen betreffen, immer sich damit endigen, das gar Nichts geschieht. Wer weiß endlich nicht, daß derjenige Mißbrauch, welchen man beybehält, die Stütze, und bald nachher auch der Wiederhersteller der übrigen wird, die man zerstört zu haben glaubte? Unsere Sitzungen sind lärmend. — Und was liegt denn daran, wenn nur unsere Beschlüsse weise sind? Uebrigens sind wir weit davon entfernt, von Euch Bewunderung des Details unserer Debatten zu verlangen. Mehr als einmal sind wir selbst darüber betrübt gewesen. Aber wir haben zugleich gefühlt, daß es unge-

gerecht seyn würde, dieses gegen uns anzuwenden, und daß im Grunde diese Heftigkeit weiter nichts, als die beynahe unvermeidliche Wirkung des Ersten Streites seyn müsse, den vielleicht alle Gundsätze gegen alle Irrthümer geführt haben. Man wirft uns vor, daß wir nach einer unmöglichen Vollkommenheit streben. — Sonderbarer Vorwurf, der, wie man leicht einsieht, in der That weiter nichts ist, als ein übel versteckter Wunsch, die Mißbräuche zu verewigen. Die Nationalversammlung hat eigennützigen und furchtsamen Rathschlägen kein Gehör gegeben. Sie hat den Muth, oder vielmehr den Verstand gehabt, zu glauben, daß nützliche und dem menschlichen Geschlechte nothwendige Ideen, nicht bloß allein dazu bestimmt seyn könnten, die Seiten eines Buches zu schmücken, und daß das höchste Wesen, als es dem Menschen Perfektibilität gab, und dieselbe in seine Natur verwebte, ihm nicht verboten haben könne, sie auch auf die gesellschaftliche Ordnung anzuwenden, welche nunmehr sein höchstes Interesse und sein größtes Bedürfniß geworden ist. Es ist unmöglich, sagt man, ein altes und verdorbenes Volk wiederum herzustellen. — Man wisse, daß nichts so verdorben ist, als diejenigen, welche verderbende Mißbräuche zu verewigen suchen, und daß ein Volk sich an demjenigen Tage verjüngt, an welchem es den Entschluß faßt, sich für die Freyheit wiederzugebähren. Betrachtet die künftige Generation! Seht, wie schon ihr Herz vor Freude und Hoffnung schlägt! wie ihre Gesinnungen so rein, so edel, und so patriotisch sind! mit welchem Enthusiasmus sie nach der Ehre strebt, den Bürgereid schwören zu dürfen! — Doch warum sollen wir auf einen so verächtlichen Einwurf antwor-

ten? Sollte dann die Nationalversammlung sich genöthigt sehen, sich entschuldigen zu müssen, weil sie geglaubt hat, daß die Französische Nation noch umzuschaffen sey! Man hat noch nichts für das Volk gethan. — Siegt dann nicht überall die Sache des Volks? Nichts für das Volk gethan! Bereitet denn nicht jeder Mißbrauch, welcher abgeschafft wird, demselben eine neue Erleichterung? Gab es denn irgend einen Mißbrauch, welcher nicht das Volk gedrückt hätte? Dennoch klagte es nicht. — Die Größe seines Unglücks erstickte seine Klagen! Jetzo ist es unglücklich. — Sagt vielmehr: es ist noch unglücklich. Aber es soll nicht mehr lange unglücklich bleiben, das schwören wir ihm! Wir haben die ausübende Gewalt zerstört. — Nein! sagt die Gewalt der Minister: und diese Gewalt zerstörte, erniedrigte die ausübende Gewalt. Wir haben die ausübende Gewalt erleuchtet, indem wir derselben ihr wahres Recht gezeigt haben. Ausserdem haben wir sie geadelt, indem wir dieselbe zu der wahren Quelle ihrer Macht, zu der Macht des Volkes, zurückgeführt haben. Gegenwärtig ist sie ohne Kraft. — Ja! ohne Kraft gegen die Konstitution und gegen das Gesetz; aber zu Vertheidigung derselben wird sie mächtiger seyn als jemals. Das Volk hat sich bewaffnet. — Ja! zu seiner Vertheidigung; und dies war nothwendig. Aber an vielen Orten ist Unglück daraus entstanden. — Kann man dies der Nationalversammlung vorwerfen? Wie kann man ihr die Unordnungen zur Last legen, über welche sie seufzt: denen sie hat zuvorkommen, denen sie durch die ganze Kraft ihrer Beschlüsse hat Einhalt thun wollen;

und die künftig ganz gewiß, vermöge der unauflöslichen Einigkeit zwischen beyden Arten von Gewalt, und vermöge der unwiderstehlichen Wirkung aller Kräfte der Nation, aufhören werden? Wir haben die, uns anvertraute Gewalt übertreten. — Die Antwort ist leicht. Wir waren unstreitig gesandt, um eine Konstitution zu gründen; dies war der Wunsch, dies war das Bedürfniß von ganz Frankreich. Wie war es aber möglich, dieselbe zu schaffen, wie war es möglich ein, auch nur unvollkommenes Ganzes von gesetzmäßigen Beschlüssen zu verfertigen, ohne die Vollmacht der Gewalt, welche wir ausgeübt haben? Sagen wir noch mehr! Ohne die Nationalversammlung war Frankreich verlohren; ohne den Grundsatz, welcher alles der Mehrheit freyer Stimmen unterwirft, und durch welchen alle unsere Beschlüsse entstanden sind, ist es unmöglich, sich eine Nationalversammlung zu denken; es ist unmöglich, nicht nur eine Konstitution, sondern sogar die Hoffnung, auch den kleinsten Mißbrauch unwiderruflich abzuschaffen, sich nur zu denken. Dieser Grundsatz ist von ewiger Wahrheit. Ganz Frankreich hat denselben anerkannt. In den zahlreichen Zuschriften, welche die Anhänglichkeit an unsere Beschlüsse verkündigten, und welche auf den Straßen den vielen Pasquillen begegneten, in denen man uns vorwarf, daß wir die uns anvertraute Gewalt übertreten hätten; in allen diesen Zuschriften ist dieser Grundsatz anerkannt. Diese Zuschriften, diese Glückwünschungen, diese Huldigungen, diese patriotischen Eidschwüre; sind sie nicht alle die Bestätigung einer Gewalt, welche man uns streitig zu machen sucht! Dieses, Frankreicher, sind die Vorwürfe, welche Euren

[illegible], in einer Menge kräftlicher Schriften gemacht werden, in denen man den Ton einer patriotischen Wehmuth annimmt. Ach! man hofft vergeblich uns muthlos zu machen. Unser Muth verdoppelt sich, und bald werdet Ihr die Wirkungen desselben empfinden. Die Versammlung wird Euch eine militärische Konstitution geben, welche die Armee aus Bürgersoldaten zusammensetzt, und auf diese Weise den Muth, welcher das Vaterland vertheidigt und die bürgerlichen Tugenden, welche dasselbe beschützen ohne es in Furcht zu setzen, miteinander vereinigen. Bald wird sie Euch ein System von Auflagen überreichen, welches den Ackerbau und die Betriebsamkeit schonen, und endlich die Freyheit des Handels nicht einschränken wird; ein System, welches einfach, deutlich, leicht begreiflich, allen denen, die da bezahlen, bestimmen wird, was sie schuldig seyen; ein System, welches die nothwendige Kenntniß der Anwendung der öffentlichen Gelder leicht machen, und den wahren Zustand der Finanzen (welcher bisher einem finstern Labyrinthe glich, wo das Auge den Spuren der Staatseinkünfte nicht folgen konnte) allen Frankreichern deutlich darlegen wird. Bald werden auch die Geistlichen zugleich Staatsbürger seyn, und, der Armuth eben sowohl als dem Reichthume entrückt, dem Reichen sowohl als dem Armen zu Beyspiele dienen können. Sie werden die beleidigenden Aeusserungen eines vorübergehenden Wahnsinns verzeihen, und ein wahres, reines und allgemeines Zutrauen, einflössen, welches, weder durch Mißhandlung des Neides, noch durch herabsetzendes Bedauren, gestört werden wird. Sie werden die Anhänglichkeit an die Religion noch vermehren. Durch sie wird der glückliche Einfluß derselben zunehmen, indem die Ver-

bindung zwischen dem Volke und den Geistlichen angenehmer und enger wird. Künftig werden sie nicht mehr jenes Schauspiel darstellen, worüber der Patriotismus der Geistlichen selbst, mehr als Einmal, in dieser Versammlung geklagt hat, nemlich das Schauspiel des reichen Müßigganges und der unbelohnten Arbeitsamkeit. Bald wird ein, von der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit, vorgeschriebener Kodex der Kriminal- und der Strafgesetze, sogar in der Person der Schlachtopfer des Gesetzes, beweisen, welch eine Verehrung dem Menschen gebühre; eine Verehrung, ohne welche man vergeblich von Moral spricht. Der Kodex der Zivilgesetze, von Euch selbst gewählten Richtern anvertraut, welche die Gerechtigkeit umsonst ausüben, wird alle jene dunkeln, verwickelten, einander widersprechenden Gesetze vernichten, deren Unzusammenhang, und deren Menge, selbst einem unbestochenen Richter das Recht übrig ließ, seine Unwissenheit oder seinen Willen Gerechtigkeit zu nennen. Aber bis dahin müßt Ihr heilig diesen Gesetzen gehorchen; denn Ihr wißt, daß Achtung für jedes Gesetz, welches noch nicht aufgehoben ist, das unterscheidende Kennzeichen eines wahren Staatsbürgers ausmacht. Endlich wollen wir unsere Arbeiten mit einem Kodex des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung beschliessen. Dieser Kodex wird die Konstitution dem Schutze der entstehenden Generationen übertragen; und indem wir den bürgerlichen Unterricht allen Stufen der Stellvertretung mittheilen, übergeben wir allen Klassen der Gesellschaft, die, zu dem Glücke einer jeden dieser Klassen nöthigen Kenntnisse. Seht, Frankreicher, dieses ist die glückliche, die ruhmvolle Aussicht, welche sich vor Euch eröffnet! Noch bleiben einige Schritte zu

ihnen übrig, und hier erwarten Euch die Tadler der Revolution. Hütet Euch vor einer auffallenden Lebhaftigkeit; fürchtet die Gewaltthätigkeit: denn jede Unordnung schadet der Freyheit. Ihr liebt diese Freyheit; Ihr besitzt dieselbe jetzt; zeigt Euch würdig sie zu behalten; bleibt dem Geiste, dem Buchstaben, der, von dem Könige angenommenen oder genehmigten Beschlüsse Eurer Stellvertreter, getreu; unterscheidet sorgfältig die, ohne Entschädigung abgeschaften Rechte, von denjenigen Rechten, welche zwar abgekauft werden können, aber noch vorhanden sind. Die ersten dürfen künftig nicht mehr gefordert, aber die zweyten dürfen auch nicht abgeschlagen werden. Erinnert Euch an die drey geheiligten Worte, welche diese Beschlüsse gültig machen: DIE NATION, DAS GESETZ, DER KÖNIG. Die Nation, das seyd Ihr; das Gesetz, das seyd auch Ihr, denn es ist Euer Wille; der König ist der Beschützer des Gesetzes. Man mag Lügen ausstreuen so viel man will; zählt Ihr immer auf diese Verbindung. Vormals betrog man den König; jetzt betriegt man Euch; und der gütige König ist betrübt darüber. Er wünscht sein Volk vor den Schmeichlern zu bewahren, die er vom Throne entfernt hat; er wird die Wiege seines Sohnes vor ihnen bewahren; denn, mitten unter Euren Stellvertretern hat er erklärt: daß er aus dem Erben der Krone einen Beschützer der Konstitution machen wolle. Man darf Euch nicht mehr von zwey Parthieen sprechen. Es giebt nur Eine Parthie, (dieß haben wir alle geschworen) nur die Parthie der Freyheit. Ihr Sieg ist gewiß, und davon zeugen die Eroberungen welche sie täglich macht. Laßt die Lästerer im Finstern uns mit Schimpfwörtern und mit Verläumdungen überhäufen, und

denkt dabey nur: wenn diese uns lobten, so wäre es geschehen um Frankreich. Hütet Euch vorzüglich, durch Fehler, durch Unordnungen, durch Vergessung des Gesetzes, ihre Hoffnungen wieder zu erwecken. Seht, wie sie jetzo darüber frohlocken, daß die Einsammlung der Auflagen einige Schwierigkeit findet. Ach! Gebt ihnen ja nicht Gelegenheit zu einer grausamen Freude! Bedenkt daß diese Schuld — Nein! es ist keine Schuld mehr; es ist ein geheiligter Tribut, den jetzo das Vaterland, an Eurer Statt, an Eurer Kinder Statt, erhält. Es wird nicht länger zugeben, daß derselbe an Verschwender ausgetheilt werde, welche jetzt wünschen, daß der öffentliche Schatz für den Staat versiegen möge, so wie er für sie versiegt ist. Sie wünschten Unglück, welchem unser gütiger König zuvorgekommen ist, welches er unmöglich gemacht hat. Frankreicher, vereinigt Euch mit Eurem Könige. Vertheidigt, gegen jene, sein Glück, seine Tugenden, seinen wahren Ruhm, dadurch daß Ihr die Gesetze achtet und verehrt. Beweist Ihm, daß er niemals andere Feinde hatte als die Feinde der Freyheit; beweist Ihm, daß für die Freyheit und für Ihn Eure Beständigkeit so groß sey als Euer Muth; daß man für die Freyheit, deren Vertheidiger er ist, niemals müde wird, niemals ermattet. Eure Erschlaffung war die letzte Hoffnung der Feinde der Revolution. Sie verlieren jetzt dieselbe. Erlaubt ihnen nun darüber zu seufzen, und bedauert, ohne Sie zu hassen, diesen Ueberrest von Schwäche, dieses Elend der Menschheit. Suchen wir, sagen wir sogar, was zu ihrer Entschuldigung dienen kann. Betrachtet den Zusammenfluß der Ursachen, welche ihre Täuschung verlängert und unterhalten haben. Ach! gehört denn nicht einige Zeit dazu, um aus seiner

Seele die Gespenster eines langen Traumes, die Träume eines langen Lebens, zu verjagen? Wer ist im Stande in Einem Augenblicke über Gewohnheiten des Verstandes, über Meynungen zu siegen, welche in der Jugend eingeprägt; durch die Einrichtung der Gesellschaft unterhalten; lange Zeit durch die öffentliche Knechtschaft begünstigt; einer Art von Stolz, welcher als Pflicht angesehen wurde, theuer gewesen; und endlich auch von der Eigenliebe, welcher sie auf so mannigfaltige Weise schmeichelten, in Schutz genommen worden sind. Seine Täuschungen, seine Hoffnungen, seine theuersten Ideen, und einen Theil seines Vermögens zu gleicher Zeit verlieren: giebt es wohl viele Menschen, die dieses, ohne Betrübniß, ohne Mühe, ohne Widerstand, sollten geschehen lassen können? ein Widerstand, der anfangs natürlich ist, welchen aber, in der Folge, die Eitelkeit verlängert? Wenn es in dieser, vor kurzem noch so begünstigten Klasse, Einige giebt, welche einen so großen Verlust auf einmal zu tragen nicht fähig sind, o! so seyd großmüthig! Bedenkt, daß es, in eben dieser Klasse, Männer gegeben hat, welche es gewagt haben, sich bis zu der Würde eines Staatsbürgers zu erheben; welche unerschrockene Vertheidiger Eurer Rechte sind; und welche, sogar im Innern ihrer Familie, ihren zärtlichsten Empfindungen den edeln Enthusiasmus der Freyheit entgegensetzen. Bedauert, Frankreicher, die blinden Opfer so vieler bedauernswürdiger Vorurtheile: aber sprecht nicht unter der Regierung der Gesetze das Wort Rache aus. Muth, Standhaftigkeit, Großmuth; dieß sind die Tugenden der Freyheit; und wir fordern dieselben von Euch, im Namen der geheiligten Freyheit, welche die einzige, des Menschen würdige Eroberung ist; welche Eurer würdig

ist, vermöge der Bemühungen, die Ihr Euch um dieselbe gegeben, vermöge der Opfer, die Ihr derselben gebracht; vermöge der Tugenden, die Ihr, bey den, von einer grossen Revolution unzertrennlichen Uebeln, gezeigt habt. Haltet das schönste Werk nicht auf, dessen die Jahrbücher der Welt gedenken; entehrt dasselbe nicht. Was habt Ihr zu fürchten? — Nichts! nein, Nichts als eine schädliche Ungeduld. Noch kurze Zeit — um der Freyheit willen. So viele Jahrhunderte habt Ihr dem Despotismus geschenkt: Freunde, Mitbürger, jetzo eine grossmüthige Geduld, statt der vorigen sklavischen. Im Namen des Vaterlandes, denn jezt besitzt Ihr eines; im Namen Eures Königs, denn nunmehro habt Ihr einen König; er gehört Euch, nicht mehr als der König vieler tausend Menschen, sondern als der König der Frankreicher — aller Frankreicher. Wie muß er nicht jetzt den Despotismus verachten! wie muß er denselben hassen! Wie muß er nicht, als König eines freyen Volkes die Falschheit jener trügerischen Täuschungen erkennen! welche sein Hof unterhielt, der sich sein Volk nannte! Täuschungen, welche ihn schon in der Wiege umgaben, welche in seine Erziehung verflochten waren, und welche man zu jeder Zeit den Königen einzuprägen gesucht hat, um auf ihre falschen Begriffe das Erbtheil der Höfe zu gründen. Er ist Euer. Und wie theuer muß er uns nicht seyn! Ach! da nun sein Volk seinen Hofstaat ausmacht, könntet Ihr ihm die Ruhe und das Glück versagen, deren er so würdig ist? Möge er künftig keinen von jenen gewaltthätigen Auftritten mehr vernehmen, die sein Herz so sehr betrübt haben. Möge er hingegen vernehmen, daß die Ordnung sich herstellt; daß überall das Eigenthum geachtet und vertheidigt wird; daß Ihr den Un-

schuldigen und den Schuldigen dem Schutze der Gesetze anvertraut! — Den Schuldigen! Es giebt keinen, so lange das Gesetz ihn nicht dafür erklärt. Oder vielmehr, daß er vernehme, Euer tugendhafter Monarch, daß er einige von jenen großmüthigen Zügen, einige von jenen edeln Beyspielen vernehme, welche schon über die Wiege der französischen Freyheit Ruhm verbreitet haben. — Setzt ihn in Erstaunen durch Eure Tugenden, damit er desto früher die Belohnung seiner eigenen Tugenden erhalte, und damit er desto früher des Zeitpunkts der öffentlichen Ruhe und des Schauspiels Eurer Glückseligkeit genießen möge. Wir aber, wir wollen unsere mühsame Arbeit fortsetzen, und uns dem großen Geschäfte der Konstitution widmen und heiligen. Es ist Eure Arbeit, so gut als die Unsrige. Mit Hülfe der Kenntnisse von ganz Frankreich, und nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten, wollen wir dieselbe endigen. Beruhigt in unserem Gewissen, überzeugt, und im Voraus schon glücklich durch Euer bevorstehendes Glück, wollen wir in Eure Hände die geheiligte Konstitution übergeben, unter dem Schutze der neuen Tugenden, deren, in Eure Seelen eingeschlossener Keim, in den ersten Tagen der Freyheit sich entwickelt hat.

Bureaux de Puzy, Präsident.

Diese Schutzrede für die Nationalversammlung, von ihr selbst aufgesetzt, that in den Provinzen alle die Wirkung, welche die Versammlung von derselben erwartet hatte, und vermehrte noch, die ohnehin schon bis zum Enthusiasmus große Anhänglichkeit, beynahe aller Frankreicher, an die Nationalversammlung, und das unbegränzte Vertrauen, welches Jedermann in die Weisheit ihrer Beschlüsse setzte.

Der dreyzehnte Februar war abermals ein in der Geschichte der Menschheit äusserst merkwürdiger Tag. An diesem Tage wurde die gänzliche Aufhebung und Abschaffung aller männlichen und weiblichen Mönchsorden, und die Einziehung aller Klöster beschlossen. Ein vortreflicher Beschluß, dessen grossen Nutzen die Protestanten schon seit langer Zeit aus Erfahrung kennen; und ein vortreffliches Beyspiel, dem, wie wir um der Ehre der Menschheit willen hoffen, das übrige Europa bald nachfolgen wird. Weg mit den dummen, abergläubigen und schmutzigen Müßiggängern! Lehrt sie nützliche Künste lernen! Predigt ihnen, daß derjenige, welcher essen will, auch arbeiten müsse; und daß das üppige und unthätige Klosterleben, dem Zwecke, zu welchem wir von der Vorsehung in diese Welt gesetzt worden sind, geradezu entgegen sey!

Am zwölften Februar fieng die Diskussion an. Herr Treilhard las eine Abhandlung über die Mönchsorden vor. „Die Mönche“ sagte er, „entstanden aus dem löblichen Wunsche sich zu vervollkommnen, und sie haben vormals der Religion, dem Ackerbaue und den Wissenschaften, nützliche Dienste geleistet. Aber die Demuth und die Entfernung von allen irrdischen Dingen, diese Tugenden, welche ihre Klöster gebaut hatten, sind beynahe überall ausgeartet; sie haben sich in Faulheit und in Unthätigkeit verwandelt. Dadurch werden jene Institute, welche in ihrem ersten Ursprunge sehr erbaulich gewesen seyn mögen, heutzutage ärgerlich und lästig. Der Zeitpunkt der Reform ist demzufolge vorhanden; denn er ist allemal da, so oft eine Einrichtung aufhört nützlich zu seyn. Aber, indem die Versammlung die Bande zerreissen wird, gegen welche die Rechte des Menschen sich

kränken, wird dieselbe zu gleicher Zeit ein grosses Beyspiel der Weisheit und der Gerechtigkeit geben; sie wird für diejenigen Mönche, welche bis an ihren Tod ihrer Regel zu folgen wünschen, Zufluchtsörter in den Klöstern eröfnen, und ich schlage vor, daß man allen Mönchen und Nonnen völlige Freyheit lassen soll, ob sie das Kloster verlassen, oder sich in ihrer Zelle lebendig begraben wollen. Man muß denjenigen, welche das Kloster verlassen, ein hinlängliches Jahrgeld aussetzen, von dem sie in der Welt leben können, und diejenigen, welche das Kloster nicht verlassen, muß man aus mehrern Klöstern in Eines zusammenbringen.

Bischoff von Clermont. Ich widersetze mich der Aufhebung der Mönchsorden. Diese Orden gehören mit zu unserer heiligen Religion!

Herr Chapelier. Die Frage, über welche wir uns jezo berathschlagen werden, ist folgende: Sollen die Mönchsorden abgeschafft werden oder nicht?

Die Bischöffe von Nancy und von Clermont hielten, jeder, eine lange Predigt, über den Nutzen der Mönchsorden.

Herzog de la Rochefoucault. Ich läugne nicht, daß die Mönchsorden dem Ackerbaue große Dienste geleistet haben, zu jener Zeit, wo es noch nichts als Wüsteneyen gab; daß sie den Wissenschaften Dienste geleistet haben, so lange die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, und so lange die Gelehrtesten diejenigen waren, welche lesen konnten; aber die folgenden Jahrhunderte haben alles umgeändert.

Pethion de Villeneuve. Man sagt Euch, meine Herren, die Mönche seyen dem Ackerbaue nütz-

lich; aber seit wie vielen Jahrhunderten haben schon ihre, dem Müßiggange gewidmeten Hände, den Pflug nicht mehr geführt? Der Ackerbau wird sich vervollkommnen, wenn die weitläufigen Güter, welche jetzt ein einziger Abt, oder ein einziges Kloster im Besitze hat, in kleinen Theilen, unter die Hände einer grosen Menge Hausväter, welche für ihre Kinder arbeiten, vertheilt werden. Man sagt Euch: die Mönchsorden hätten an jedem Orte dasjenige verzehrt, was jeder Ort hervorgebracht habe; man sagt, grose Almosen hätten um sie her das Land und die Stadt genährt. Aber ich, ich versichere Euch, daß diejenigen Klöster, welche auch nur ein wenig reich waren, alle ihre grosen Provisionen in den Städten kauften; daß die Handwerker der Städte ihre wichtigsten Arbeiten verfertigten, und daß demzufolge in den Städten, und nicht auf dem Lande, die Klöster ihr Vermögen verzehrt haben. Könnte wohl die Nation es bedauern, daß nun künftig vor den Thoren der Klöster keine Speisen mehr ausgetheilt werden, und daß das Volk nicht mehr gewöhnt wird, das verächtliche Brod des Almosens zu essen? Das Almosen ist zwar allemal achtungswürdig; aber die gewöhnlichste Folge desselben ist, daß durch dasselbe die Anzahl der Taugenichtse und der Spitzbuben, in jener interessanten Volksklasse vermehrt wird, welcher man noch mehr schadet, wenn man sie verächtlich macht, als wenn man ihr das Joch der Arbeit auflegt. Für andere Menschen, als für Mönche, wollet Ihr nunmehr das Land fruchtbar machen. Freyheit und Geschmack an dem landwirthschaftlichen Leben gehen Hand in Hand. Eure Konstitution wird die Städtebewohner auf das Land treiben, und die reichen Eigenthümer werden ihr Vermögen dahin brin-

gen. Die Völker brauchen gute Gesetze; sie brauchen nicht Almosen, sondern Ackerbau, Künste und Handel.

Herr Dagier. Soll man die Mönchsorden beybehalten? Nein! denn erstens ist ihr Zustand in beständigem Widerspruche mit den Rechten des Menschen, und zweytens sind sie ganz und gar unnütze.

Abbe de la Garde (General Superior des Ordens der Lazaristen a). Man verlangt, daß wir verfahren sollen, wie die Wilden in Louisiana, welche den

---

a) Der Lazaristenorden entstand in Palästina, gegen das Ende des eilften Jahrhunderts. Der Zweck ihrer Stiftung war, den Aussätzigen beyzustehen, und die Pilgrimme zu begleiten. In den Statuten war befohlen, daß der Großmeister jederzeit ein Aussätziger seyn müsse. (Helyot Hist. des Ordres réligieux. T. I. p. 263.) Ludwig der Junge brachte, bey seiner Rückkunft aus Palästina, die Lazaristen zuerst nach Frankreich, und schenkte denselben, im Jahre 1154, das Gut Boigny. Der Orden war zu gleicher Zeit ein geistlicher und ein militärischer Orden. Der Maltheserorden gerieth mit dem Lazaristenorden in Streitigkeiten, und jener erhielt, im Jahre 1489, durch eine Bulle des Papstes Innozenz des Achten, die Erlaubniß, sich der Güter der Lazaristen zu bemächtigen. Heinrich der Vierte stiftete den Karmeliterorden (l'Ordre de Nôtre - Dame - du - Mont - Carmel) und verband mit diesem den Orden der Lazaristen. Vermöge einer Bulle des Papstes Pius des Fünften, von dem Jahre 1567, hatten die Lazaristen die Erlaubniß zu heurathen (De Sibert. p. 127.) und das Gelübde der Keuschheit, welches die Ritter zu thun verbunden waren, wurde dahin erklärt, daß es das Gelübde der ehelichen Keuschheit bedeute. Heinrich ernannte, im Jahre 1604, Philbert de Nerestang zum Großmeister. Da es keine Aussätzige mehr gab, so bemächtigten sich die Lazaristen aller für die Aussätzigen gestifteten Hospitäler, als eines ihnen gehörigen Eigenthumes.

Baum umhauen, um die Frucht desselben zu pflücken.
Man hat die Fehler der Mönche sehr übertrieben. Man hat nur von ihrem Ehrgeitze, von ihrem Müßiggange und von ihren Betrügereyen, gesprochen, und ihre Tugenden für nichts gerechnet. Die Mönche verbreiten Almosen über den armen Landbewohner; sie bringen Ueberfluß in die Hütten des Armen. Ihre Güter (sagt man) werden bloß aus einer Hand in die andere gehen; aber werden dann die Hände der Kapitalisten großmüthig und wohlthätig seyn? Sehr viele Familien sind den Klöstern ihre Erziehung, ihr Vermögen und ihren Handel, schuldig; denn dieser wurde durch kleine Geldsummen unterstützt, welche die Mönche, ohne Zinsen zu fodern, vorstreckten. Und nun soll das goldne Zeitalter wiederkommen, und das Wohl des Staats soll sich auf den Untergang der Geistlichen gründen! Ich schlage daher vor, daß man die Klöster zwar verbessern, aber nicht ganz aufheben solle, um soviel mehr, da der Staat durch die Aufhebung der Klöster gar nichts gewinnen würde.

(Lautes und anhaltendes Gelächter in der Versammlung.)

Herr Barnave. Mein Vorgänger, der Superior des heiligen Lazarus-Ordens, hat mit vieler Salbung gesprochen. Ich aber denke, daß, ungeachtet des Vergnügens, welches Lazarus daran findet, im Grabe zu seyn, man ihn dennoch, auch gegen seinen Willen, auferwecken müsse. Er hat zwey hübsche Schwestern, Martha und Magdalenà, und ob er gleich schon seit mehr als vier Tagen im Grabe gelegen hat, und sogar schon ein wenig stinkt, so glaube ich dennoch, daß, wenn man ihm den Schmutz von der Kutte wäschet, er vielleicht noch die heilige Benedikta henrathen könnte, jene Schwe-

ster des heiligen Benedikts, welche dieser so sehr liebte. Ich glaube ferner, daß der geschorne Benediktus selbst, um des Kontrasts willen, sich in die schönen Haare der Magdalena verlieben würde, und daß der heilige Bernhardus, welcher die Küche so sehr liebt, sich bald mit der Martha vermählen würde, welche die Kochkunst so vortreflich versteht. Darum ist meine Meynung, daß Lazarus ausgegraben werde: Lazarus komm heraus!

(Lautes und anhaltendes Gelächter in der Versammlung auf der einen Seite; rasendes Geschrey auf der andern Seite, unter den Geistlichen.)

Gesetzt es wäre wirklich wahr, was man uns glauben machen will, daß die Abschaffung der Mönchsorden uns kein Geld eintragen, sondern vielmehr Geld kosten würde; so müssen sie dennoch abgeschafft werden. Es ist hier nicht die Rede von einer Finanzoperation, sondern von einem moralischen und konstitutionsmäßigen Gesetze. Wenn auch die Nation gar keinen Geldvortheil aus dieser Abschaffung ziehen sollte, so müßten die Mönche abgeschafft werden; denn ihre Existenz verträgt sich nicht mit den Rechten des Menschen, nicht mit der guten Ordnung in der Gesellschaft; sie schadet der Religion; sie ist in aller Rücksicht unnütz; und sie erfüllt den Zweck nicht, zu welchem sie gestiftet wurde. . . . .

(Heftiger Lärm auf einer Seite der Versammlung. Die Priester rufen dem Redner zu: Sind Sie denn ein Kirchenvater? Beyfallklatschen und Gelächter auf der andern Seite.)

Um der öffentlichen Erziehung willen, sagt man, müßten die Mönchsorden beybehalten werden. Aber die Erziehung darf inskünftige nicht Menschen anvertraut wer-

den, welche aller häuslichen, zivilen und politischen Verbindung, abgeschworen haben. Künftig können nur Staatsbürger andere Bürger des Staates erziehen. Auch kann ich mir nicht vorstellen, daß der Fortgang der Vernunft könne durch Menschen befördert werden, welche ihre Vernunft freywillig einem Joche unterworfen haben, das ihnen, weder von der Natur, noch von der Gesellschaft, noch von der Vernunft aufgelegt war.

Bischoff von Nancy. Ihr versprecht den Mönchen, welche ihre Klöster verlassen wollen, Pensionen zu geben; aber diese werden sie nicht bekommen. Betrachtet, meine Herren, die zerstreuten Mitglieder des Jesuiterordens, jener berühmten Gesellschaft, welche sich ganz der Erziehung widmete, und welcher vielleicht Frankreich seine größten Männer, und seinen Ruhm in den letzten Jahrhunderten, ganz allein zu verdanken hat. Es geht diesen, wie es so vielen tausend neuen Pensionairs des Staates gehen wird. Ihre Pension, und welch eine Pension! wird ihnen nicht bezahlt: ihre schmählige, erniedrigende, grausame Pension wird ihnen nicht bezahlt! — Diese armen Jesuiten, diese Greise (welche, gleich den schönen Gebäuden des Alterthums, noch in ihren Trümmern Bewunderung verursachen, und dem Geschmacke zum Muster dienen) diese Greise, diese Zierden, diese Stützen, diese Muster der Kirchspiele in denen sie sich niedergelassen haben (und ich, meine Herren, ich habe das Glück in dem Meinigen einige von ihnen zu besitzen), diese Greise haben nun ihre kleine Pension seit einiger Zeit gar nicht mehr erhalten."

Es war schon spät, und die Versammlung beschloß, die weitere Berathschlagung über diesen Gegenstand bis auf den folgenden Tag aufzuschieben.

Am dreyzehnten Februar wurde die Berathschlagung fortgesetzt. Die Mönche erschienen, ausgerüstet mit allen Waffen der Hierarchie und des Fanatismus. Sie stellten sich auf die rechte Seite des Versammlungssaals.

Herr Garat der ältere stieg auf den Rednerstuhl. Wenn man, in einer so erleuchteten Versammlung, über einen Gegenstand sprechen will, welcher so verschiedene Gesichtspunkte, und so verschiedene Verhältnisse darbietet: so muss man, so viel als möglich, denselben untersucht haben, und dann die Resultate der Untersuchung vorlegen. Wird die Religion gewinnen, wenn die Mönchsorden aufgehoben werden? Ja! denn wenn die Mönche das Kloster verlassen, so werden sie sich dem Gottesdienste widmen, und ihre Frömmigkeit, welche bisher nur ihnen selbst diente, wird dann auf die öffentlichen Sitten Einfluss erhalten. Werden die Sitten dabey gewinnen? Wer könnte dieses läugnen! Eben so werden auch Erziehung und Finanzen dadurch gewinnen. Die Armen werden gewinnen; denn diese werden nun von wohlthätigen Bürgern und von dem Staate erhalten. Werden die Familien dabey gewinnen? — Als ich gestern diese Frage aufwerfen hörte, da habe ich gezittert. Aber, wenn es Familien geben sollte, welche sträflich genug denken, um die Abschaffung der Mönchsorden deswegen zu missbilligen, weil sie sich nunmehr ihrer Verwandten nicht mehr entledigen können: so glaube ich nicht, dass man auf die Einwürfe derselben hören müsse. Werden die Rechte des Menschen gewinnen? Diess ist die eigentliche Frage, auf welche es ankommt. Die Mönchsorden sind die schreyendste Verletzung der Menschenrechte. In einem Augenblicke der Andacht spricht ein Jüngling den Eid aus: weder seinen Vater, noch seine Mutter, noch

seine Anverwandten anzuerkennen; niemals weder Gemahl noch Bürger zu seyn. Er ergreift das unglückliche Scheermesser; er unterwirft seinen Willen dem Willen eines Andern; seine Seele der Seele eines Andern; er thut Verzicht auf seine Freyheit, in einem Alter, in welchem es ihm nicht erlaubt wäre, auf das kleinste Eigenthum Verzicht zu thun. Der Eid den er schwört, ist ein moralischer Selbstmord. Hat es wohl einen für das menschliche Geschlecht beschämendern, beklagungswürdigern Zeitpunkt gegeben, als jenen, in welchem, gegen die Bevölkerung und gegen das reitzende Geschlecht, die Verschwörung zu Clairvaux oder zu Montcassin gemacht wurde? Ich schwöre, (heftig) daß, wenn ich über die Mönchsorden nachdachte, ich niemals habe begreifen können, warum es dem Menschen eher erlaubt seyn solle, sich seines bürgerlichen Lebens zu berauben als seines physischen Lebens. Ich schwöre (noch heftiger) daß ich niemals habe begreifen können, warum es Gott gefallen haben solle, den Menschen derjenigen Güter wiederum zu berauben, welche er dem menschlichen Geschlechte geschenkt hat; und daß es ein Mittel seyn sollte, uns ihm gefällig zu machen, wenn wir die Freyheit aufopfern, welche wir von ihm erhalten haben. Ich schwöre. . . .

(Heftiger Lärm und Tumult auf der rechten Seite. Alle Arme werden gen Himmel gekehrt, und man hört nichts, als die Worte: Der Gottlose! Der Gotteslästerer! Der Präsident klingelt und ruft: Ordnung! Ordnung! aber vergeblich. Die Glocke zerbricht. Es wird eine andere gebracht. Herr Garat will in seiner Rede fortfahren, und beweisen, daß er orthodox und kein

Gottes-

Gotteslästerer sey. Aber umsonst; Lärm und Tumult nehmen immer zu).

Herr Guillaume. Herr Präsident, wir wollen die Berathschlagungen beschliessen und die Stimmen sammeln. Der Prozeß gegen die Kutten ist lange genug geführt worden.

Bischof von Nancy (mit der heftigsten Wuth). Ich verlange, die Versammlung soll erklären, daß die römischkatholische Religion, die Religion des Staates sey.

Der Präsident. Herr Bischof, dieser Vorschlag gehört nicht mit zu der Ordnung des heutigen Tages.

Herr Roederer. Will etwa der Herr Bischof von Nancy zu verstehen geben, daß die Religion in Gefahr sey, und will er, daß wir über einen Vorschlag uns berathschlagen, welcher eine wahre Beleidigung der Versammlung ist?

Herr Dupont. Die katholische Religion ist die einzige, deren Geistliche der Staat bezahlt. Und da sogar vermöge der Reform welche vorgeschlagen worden ist, dieselbe der Nation achtzig Millionen kosten wird; so muß sie wahrlich wohl die Religion der Nation seyn. Warum sollen wir uns über etwas berathschlagen, das Jedermann anerkennt?

Herr Cazales. Es hat auch niemand daran gezweifelt, daß Frankreich eine Monarchie sey, und dennoch habt Ihr es beschlossen. Warum sollte man nicht für die Religion thun, was man für die Regierung gethan hat?

Herr Karl (vormals Graf) von Lameth. Ich habe gar nichts gegen den Vorschlag des Herrn Bischofs von Nancy; aber ich setze mich aus allen Kräften gegen die Absicht des Apostels, welcher diesen Vorschlag gethan

hat. Wollet Ihr diese Absicht kennen lernen, so erinnert Euch nur an eine andere Gelegenheit. Als unter uns die Rede davon war, jene politischen Stände abzuschaffen, deren Existenz die gesunde Vernunft sowohl als das Volk beleidigte, rief man uns zu, daß wir die Monarchie umstürzen wollten. Jetzt, da die Rede davon ist, die Mönchsorden abzuschaffen, schreyt man, wir griffen die Religion an. Hier ist der Zufluchtsort aller Gewalt, das Heiligthum alles Ansehens. Wäre die Religion in Gefahr, so würde dieselbe hier ihre wahren Vertheidiger finden. Wir wollen nicht sowohl die Mönchsorden, als vielmehr die Mönchsunordnungen abschaffen: und dennoch kommen Männer, welche nur hier sind, um ihre Macht und ihren Reichthum zu vertheidigen, hieher, um von der Gottheit zu sprechen! Bringt entweder diese Mönchsorden zu ihrer ersten Reinigkeit und Einfachheit wiederum zurück, oder gesteht, daß es weise gehandelt ist, dieselben zu zerstören. Hat man die Absicht gehabt, den Aberglauben des Volks gegen seine Wohlthäter aufzuwiegeln, und den Fanatismus gegen das Werk der Vernunft und der Weisheit zu bewaffnen: so läßt sich im Voraus sagen, daß diese sträflichen Hoffnungen ungegründet seyn werden. Die Nation ist, durch Alles was sie ausgestanden hat, zu sehr erleuchtet, als daß sie die muthigen Vertheidiger ihrer Rechte für Feinde der Religion halten könnte. Nein! die Religion hat unter uns eben so wenig Feinde als das Ansehen des Königs! Und welch ein Zeitpunkt, um unsern Glauben verdächtig zu machen! Derjenige, in welchem wir dem höchsten Wesen zu danken schon beschlossen haben. Nein! nicht durch einen Beschluß, der für die Religion selbst beleidigend seyn würde, müssen wir beweisen, daß wir eine

Religion haben, sondern morgen, wenn man die Stellvertreter der Nation zu den Füssen des Altars niederfallen sehen wird; dann wird Frankreich, dann wird ganz Europa erfahren, daß die römischkatholische Religion die Religion der Nation sey.

(Langes, ununterbrochenes, und wenn es aufhörte von Neuem wieder angefangenes Beyfallklatschen, folgte auf diese Rede des Herrn Lameth. Von der rechten Seite her ein schrecklicher Lärm. Der Präsident klingelte an Einem fort. Er läutete die Sterbeglocke des Fanatismus, des Aberglaubens, der Dummheit; die Sterbeglocke der Mönchsorden.)

„In diesem Augenblicke warfen alle Ordensstifter sich vor dem Throne des Allmächtigen auf ihr Angesicht; sie verlangten von IHM ein Wunder, welches ihre Orden und ihre Kirchthürme retten sollte. Der heilige Dominikus und der heilige Bernhardus sprachen beynahe eben so heftig als der Bischof von Nancy. Die heilige Theresa fiel in Ohnmacht. Sie schrien alle auf Einmal, und riefen: „Nun feyert man meinen Festtag nicht mehr! Nun läutet man mir zu Ehren nicht mehr! Nun hält man mir keine Lobreden mehr!“ Der heilige Benediktus, mit einer Armee von 56,600 Heiligen seines Ordens, bat um Aufschub a). Aber der Allmächtige war unerbitt-

a) Im Jahre 424 stiftete der heilige Benedikt den Orden seines Namens. Kein Orden war jemals blühender. Ausser dem Titel eines Abts von Mont-Cassin, nannte er sich: einen Vice-Kaiser, Vice-Kanzler des Reichs in Italien, Kanzler des Königreiches beyder Sicilien, Kanzler von Jerusalem und von Hungarn. Er besaß 300,000 Thaler Einkünfte; er besaß zwey Fürstenthümer, zwey Herzogthümer, zwanzig Grafschaften, fünf und zwanzig

lich. Er schlug das Wunder ab — und die Mönchsorden wurden aufgehoben. b)"

Die Nationalversammlung gab folgendes Gesetz:

1. Die Nationalversammlung beschließt als einen Artikel der Konstitution, daß das Gesetz künftig keine feyerlichen Mönchsgelübde, weder des einen noch des andern Geschlechts, mehr anerkennen solle. Sie erklärt demzufolge, daß alle regelmäßigen Orden und Kongregationen, in denen solche Gelübde gethan werden, in Frankreich aufgehoben sind und aufgehoben bleiben sollen, ohne daß künftig ähnliche Orden wiederum errichtet werden könnten.

2. Alle Personen, des einen oder des andern Geschlechts, welche jetzt in den Klöstern und in den geistlichen Häusern vorhanden sind, können dieselben verlassen, wenn sie sich bey dem Bürgerrathe ihres Orts melden, und es soll unverzüglich, durch eine hinlängliche Pension, für ihren Unterhalt gesorgt werden. Eben so sollen auch Häuser angezeigt werden, in welche sich diejenigen zurückziehen können, welche der Erlaubniß des gegenwärtigen Be-

---

Städte, 1,400 Flecken, 250 Schlösser, drey und zwanzig Seehäfen, drey und dreyßig Inseln, dreyhundert Ländereyen, zweyhundert Mühlen, und 662 Kirchen. Genebrand erzählt, daß es einst 37,000 Abteyen, 15,000 Priorate und 15,000 Nonnenklöster dieses Ordens gegeben habe. Und einige andere Schriftsteller versichern, es würden von diesem Orden sechs und vierzig Päpste, ein und fünfzig Patriarchen, zweyhundert Kardinäle, 1,600 Erzbischöffe, und 56,600 kanonisirte Heilige gezählt.

b) Desmoulins révolutions de France et du Brabant.

schlusses sich nicht bedienen wollen. Ausserdem erklärt die Nationalversammlung, daß für jetzo in der Einrichtung der öffentlichen Erziehungshäuser und der Waisenhäuser nichts verändert werden solle, so lange bis die Versammlung über diesen Gegenstand beschlossen haben wird.

3. Die Nonnen können in den Häusern bleiben, in denen sie jetzt sich befinden, und die Versammlung nimmt dieselben namentlich von dem Artikel aus, der die Ordensleute verbindet sich aus mehreren Häusern in Einem zu vereinigen.

Am sechzehnten Februar übersandte der Siegelbewahrer, im Namen des Königs, an die Nationalversammlung eine Schrift, welche um soviel mehr in der Geschichte der französischen Staatsveränderung eine Stelle verdient, da derselben, und der Berathschlagung zu welcher sie Veranlassung gab, in dem Protokolle der Versammlung keine ausführliche Erwähnung geschehen ist. Diese Schrift lautet folgendermassen:

» Die Unordnungen, welche in mehrern Provinzen abermals ausgebrochen sind, und welche das Eigenthum, ja sogar das Leben der Staatsbürger bedrohen, sind für seine Majestät ein Gegenstand der tiefsten Betrübniß. Bewaffnete Räuber begehen ungestraft die größten Frevelthaten, und alles Eigenthum würde bald ein Raub derselben werden, wenn man nicht dahin gelangen könnte, endlich die Ordnung und die Regierung der Gesetze wiederum herzustellen. Die Sorge dafür ist die erste Pflicht des Monarchen, und Seine Majestät hat, um dieselbe zu erfüllen, nichts versäumt, was von Ihr abhieng. Die Nationalversammlung, welche von einem Theile

dieser Uebel unterrichtet ist, hat den König ersuchen lassen, daß er neue Befehle geben möge, damit der Beschluß vom zehnten August des vorigen Jahres, welchen Seine Majestät genehmigt haben, in Ausübung gebracht werden möge. Der König, um diesem gerechten Verlangen zu entsprechen, hat der Nationalversammlung bekannt machen wollen, was für Schwierigkeiten zu überwinden sind, und daß diese Schwierigkeiten, ohne die Mitwirkung aller Gewalt, nicht überwunden werden können. Als Seine Majestät den Beschluß des zehnten Augusts genehmigte, that Er dieses, in der Zuversicht, daß die Zivil- oder Bürgerbeamten keinen Anstand nehmen würden, die Hülfe der Truppen anzurufen, um allen Aufruhr zu dämpfen, welcher durch ihren Einfluß, und durch die Bürgermiliz, nicht würde gedämpft werden können. Aber unzählige Beyspiele beweisen, daß die Zivil- und Bürgerbeamten, weil sie sich vor diesen Aufrührern selbst fürchten, es nicht wagen den Beystand des Militairs zu verlangen. Die Nationalversammlung hat, als dieses ihr bekannt wurde, geglaubt, ihren Beschluß abändern zu müssen, um die freye Zirkulation der Lebensmittel destomehr zu begünstigen, und daher hat dieselbe, durch ihren, von dem Könige genehmigten Beschluß des fünften Oktobers, befohlen: „daß die ausübende Gewalt und das Militair möchten um Hülfe angerufen werden, so oft der Ausfuhr des Getreides Schwierigkeiten entgegengesetzt werden sollten.“ Neue Mißbräuche setzen jetzt das Eigenthum und das Leben der Staatsbürger in Gefahr, und ein vor Kurzem geschehener Vorfall verdient, in dieser Rücksicht, daß die Versammlung demselben ihre Aufmerksamkeit schenke. Die Stadt Beziers ist so eben der Schauplatz eines Auf-

ruhrs gewesen, welcher sehr traurige Folgen gehabt hat. Die Ursache desselben war die Beschlagnehmung einer Quantität Salz, welches die Schleichhändler einführen wollten. Zwey und dreyßig oder drey und dreyßig Mauthbediente hatten dieses Salz nach dem Rathhause gebracht, und sie blieben daselbst während der Nacht, um ihren Fang zu bewachen. Herr de Baudre, Oberster des Regiments Medoc, welches zu Beziers in Garnison liegt, ließ seine Truppen gegen das Rathhaus anrücken, um dasselbe in Schutz zu nehmen, und um die Patrouille zu unterstützen. Er that noch mehr. Da er die Gefahren des folgenden Tages voraus sahe, so versuchte er, aber vergeblich, die Rathsherren des Bürgerrathes zu bewegen, daß sie, während der Nacht, die Mauthbedienten, und Herrn Bernard, den Befehlshaber der Patrouille, möchten entwischen lassen; denn auch diesem vergab das aufgewiegelte Volk nicht, daß er die Mauthbediente in Schutz genommen hatte. Am folgenden Tage nahm die Gefahr zu, und Herr de Baudre bot von Neuem, doch abermals vergeblich, sich an, durch Hülfe seiner Truppen den Pöbel im Zaume zu halten. Er sagte den Rathsherren vorher: die Folge ihrer Unthätigkeit werde seyn, daß das Rathhaus angegriffen und die größten Frevelthaten verübt werden würden. Er verlangte, daß wenigstens Einer der Bürgermeister auf dem Rathhause bleiben möchte. Aber sein Eifer war fruchtlos. Die Bürgermeister entfernten sich, ohne irgend einen Befehl zu geben, und ohne die Hülfe des Militairs anzurufen. Bald nachher verlangte das erhitzte Volk, welches seine Stärke fühlte, Herr Baudre möchte ihm den Herrn Bernard und die Mauthbedienten ausliefern. Dieser Offizier, welcher während des ganzen

Vorfalls ausgezeichnete Proben von Verstand, Muth und Klugheit, gegeben hat, fand Mittel Zeit zu gewinnen, und machte sich dieselbe zu Nutze, um die Mauthbedienten, welche sich, nebst einigen ihrer Weiber, in einen Saal des Rathhauses geflüchtet hatten, zu besuchen. Er stellt ihnen die Gefahr vor, in der sie sich befinden; nöthigt sie, ihr Leben durch eine schnelle Flucht zu retten; und sagt ihnen, er mache sich Hoffnung den Eingang des Rathhauses, eine ganze Stunde lang, gegen den Einbruch des Volkes, zu vertheidigen. Indessen greift das Volk mit Steinwürfen die Wache vor dem Rathhause an, aber der Offizier will noch nicht erlauben, daß auf das Volk geschossen werden solle. Ein einziges Mittel blieb ihm nunmehr übrig, um die Wuth der Aufrührer zu mäßigen. Er läßt das Thor des Rathhauses zuschliessen und dasselbe inwendig verrammeln. Aber bald wird dieses Thor mit Axthieben eingesprengt, und nun zieht sich Herr de Baudre in den zweyten Hof zurück, schließt abermals das Thor zu, und verrammelt dasselbe inwendig. Während Herr de Baudre diese beyden Thore vertheidigte, glaubte er, daß die Mauthbedienten würden Zeit gefunden haben, zu entwischen. Er kam aus dem Rathhause, stellte seine Truppen auf dem Platze vor dem Rathhause in Schlachtordnung, ließ dieselben in dieser Stellung eine starke Viertelstunde lang stehen, und gab ihnen dann Befehl sich in ihr Quartier zurück zu begeben. Die Aufrührer hingegen verfolgten ihre Schlachtopfer und bemächtigten sich einiger Mauthbedienten. Sie verübten an diesen, und an den Weibern derselben, die schrecklichsten Mißhandlungen. Diese Unglücklichen sind auf eine Art verstümmelt worden, die man ohne Entsetzen nicht anhören kann. Fünfe von ihnen wurden

aufgehängt. Die Aufrührer, hiedurch noch nicht befriedigt, verlangen Waffen von dem Kommandanten. Dieser weigert sich standhaft welche zu geben, und zum Glücke besteht der Haufe nicht auf seiner Bitte. Eine solche Gesetzlosigkeit ließ alles mögliche Unglück befürchten. Die Einwohner der Stadt versammeln sich daher in einer Kirche, und daselbst thut ein Mann aus dem Volke, dessen Name bekannt zu seyn verdiente, den Vorschlag, den Kommandanten zu bitten, daß er die Ruhe wiederum herstellen und die Sorge für die Polizey der Stadt übernehmen möchte. Der Vorschlag wird einstimmig angenommen und befolgt. Herr de Baudre gewährt diese, durch das Zutrauen der Bürger an ihn geschehene Bitte, und sucht nunmehr, so viel von ihm abhängt, den schlimmen Folgen der Unthätigkeit und der Entfernung der Bürgermeister, zuvörzukommen. Diese würden, durch Bitte um den Beystand des Militairs, alles Unglück haben verhüten können. Eine Menge ähnlicher Beyspiele beweisen, daß große Unordnungen verhütet worden wären, wenn man zu dem Militair hätte Zuflucht nehmen wollen. Aber, so nothwendig, in ähnlichen Fällen, der thätige Beystand der Truppen auch seyn mag; so hat dennoch der König geglaubt, daß er seinen Unterthanen das Beyspiel der Unterwerfung unter das Gesetz schuldig sey. Seine Majestät hat für nothwendig gehalten, diese Thatsachen und diese Bemerkungen der Versammlung vorzulegen, und dieselbe auf die stärkste und dringendste Weise zu bitten, daß sie Mittel ausfinden möge, die wirksam genug seyen, um die Sicherheit der Staatsbürger, mit ihrer Freyheit, mit der Erhaltung ihres Eigenthums, und mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung zu vereinigen. Seine

Majestät kann nicht vertragen, daß Einer Seiner Unterthanen (welche sich alle mit Zutrauen auf Seine Wachsamkeit und Sein Ansehen müssen verlassen können) Gewaltthätigkeiten und grausamer Behandlung ausgesetzt seyn solle: denn gegen diese empört sich das gemeinschaftliche Interesse, eben sowohl als die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit. Die Nationalversammlung wird ohne Zweifel einsehen, daß eine längere Fortsetzung solcher Unordnungen die Anhänglichkeit des Volks an ihren wichtigen Arbeiten schwächen, und die Wohlthat der Gründung einer neuen Konstitution, welche der Gegenstand der Wünsche aller Derjenigen die das Vaterland lieben, seyn muß, aufhalten würde."

„Paris am 16 Februar 1790."

„Der Erzbischof von Bordeaux."

Die Vorlesung dieser Schrift machte einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der Mitglieder der Versammlung. Mehrere stiegen zu gleicher Zeit auf den Rednerstuhl, aber Herr Emery behielt das Wort, und er sagte:

Herr Emery. Solche Unordnungen haben allemal die Versammlung in tiefe Betrübniß versetzt, und es war von jeher ihr Zweck, denselben zuvorzukommen. Aber sollen wir die Grundsätze verlassen, auf welche die Konstitution gegründet ist? Ich habe jederzeit geglaubt, daß der König Macht genug in Händen habe, um die Unordnungen zu verhüten, von denen man spricht. Eure Konstitution giebt ihm das Recht, die ganze Gewalt des Militairs anzuwenden, vorausgesetzt daß diese Gewalt von den Zivil- oder Bürgerbeamten verlangt, und von diesen geleitet werde. Aber, sagt man, diese Beamten wollen die Hülfe des Militairs nicht anrufen, weil sie die

Folgen eines solchen Verlangens fürchten. Da müssen wir noch, ehe wir urtheilen, abwarten, wie sich die neugewählten Bürgerräthe verhalten werden. Ich glaube, daß wir auf ihren Patriotismus rechnen dürfen. Ich suche gar nicht das Unangenehme der Zeitumstände zu verbergen. Keine Administration der Abtheilungen und der Unterabtheilungen; keine Hülfe gegen die Nachlässigkeit der Bürgerbeamten! Aber diesem wird in kurzer Zeit abgeholfen seyn.

Marquis de Foucault. Ich, dem mehr daran gelegen ist, als irgend einem Andern, die Ursache der Unruhen, welche in dem Reiche vorhanden sind, und welche sich in den mittäglichen Provinzen, und vorzüglich in der Meinigen, am stärksten zeigen, zu erforschen; ich will Ihnen dieselben beschreiben. Die Gewaltthätigkeiten, welche in der Provinz Perigord an den Eigenthümern und an dem Eigenthume ausgeübt werden, sind im untern Limousin entstanden, haben sich von da, durch die Provinz Quercy, bis nach Perigord fortgepflanzt, und greifen noch täglich weiter um sich. Die thätigen Urheber dieser Unordnungen nahmen zum Vorwande die Aufhebung des Lehensystems und die Abschaffung alles Bodenzinses, und, um das Volk aufzuwiegeln, gaben sie vor, daß sie von dem Könige und von der Nationalversammlung Vollmacht erhalten hätten. Es war schwer, diese Unordnungen in ihrem Anfange zu ersticken; aber jetzt ist es schlechterdings unmöglich denselben, anders als durch ausserordentliche Mittel, Einhalt zu thun. Indessen muß man nicht sogleich Macht und Gewalt gebrauchen, sondern Vernunft und Unterricht, so lange bis die Bewohner der Provinz Perigord unterrichtet seyn werden, und die Beschlüsse der Ver-

sammlung begreifen können. Das Volk dieser Provinz ist das allerunerleuchtetste in ganz Frankreich, in allen Künsten am meisten zurück, und daher auch am leichtesten zu verleiten und irre zu führen. Das Volk an sich ist nicht strafbar. Es nimmt gute Eindrücke eben so leicht an, als schlimme, und nur diejenigen sind strafbar, welche es in Bewegung setzen. Die Gewaltthätigkeiten sind von mancherley Art, und diese nehmen täglich zu. Im Anfange begnügte man sich damit, Anschläge in den Kirchspielen zu machen, und Galgen auf den Landstraßen aufzurichten, welche für denjenigen bestimmt waren, der sich unterstehen würde, Bodenzins einzufordern, so wie auch für denjenigen der diesen Zins bezahlen würde. Diese Drohungen haben bloß allein die Wirkung gehabt, den Gläubiger und den Schuldner vorsichtig zu machen, und beyde schwiegen gegenseitig stille. Aber bald nachher, als diejenigen, welche das Volk aufwiegelten, sahen, daß dieses erste Mittel keinen Aufruhr verursacht hatte; da ergriffen sie andere Mittel, wobey sie sich immer auf den Befehl des Königs und der Nationalversammlung stützten. Sie versammelten das Volk, und machten bekannt, daß Gesandtschaften von einem Kirchspiele nach dem andern sich begeben sollten, um daselbst den Maybaum zu pflanzen und die Schlösser zu erleuchten. Nun fiengen die Unordnungen an. Die Sturmglocken werden geläutet, und die Bauern begeben sich zu den Herren, welchen die Kirchspiele gehören. Sie verlangen von ihnen, daß sie die Fahnen abnehmen, und ihnen sogleich ein Maß Korn, ein halbes Maß, und ein durchlöchertes Sieb geben sollen. Sie befehlen dem Herrn, daß er den schönsten Baum auf seinen Gütern ausreissen, und mitten im Dorfe, auf dem Platze vor

der Kirche, solle aufrichten lassen. Sie befehlen ihm ferner, zu einer bestimmten Stunde, Federn, Wein, Bänder und Lebensmittel aller Art, nach dem Platze, zu diesem Baume bringen zu lassen, und drohen, im Unterlassungsfalle, sein Schloß zu verbrennen. Darauf gehen sie zu dem Geistlichen, und verlangen von ihm, mit Schimpfen und Drohen, die Schlüssel der Kirche. In derselben verbrennen sie die Stühle, die Bänke, und oft sogar das Getäfer. Dann pflanzen sie, auf dem Platze vor der Kirche, den Maybaum, befestigen an diesem Baume die Fahnen, die Federn, das durchlöcherte Sieb, die beyden Maße und die Bänder. An dem Baume befestigen sie folgende Inschrift: „Auf Befehl des Königs und der Nationalversammlung, letzte Quittung des Bodenzinses." Nach dieser Zeremonie verzehren sie, die ihnen gesandten Lebensmittel, und erkundigen sich, im Rausche, ob Jemand den Zins bezahlt habe. Sie entheiligen die Kirchen, und fordern mit Gewalt Geld von dem Gutsherrn, von dem Priester, und von jedem, von welchem sie vermuthen, daß er Geld besitze. Weiber und Greise werden von ihnen abscheulich gemißhandelt. Wie kann man diesen Unordnungen Einhalt thun? Ich habe schon gesagt, daß man nicht sogleich Gewalt und Strenge anwenden müsse. Ich habe gesagt, daß weiter nichts erfordert werde, als das Volk zu unterrichten, und demselben die Beschlüsse der Versammlung erklären zu lassen. Die Sache ist dringend. Dennoch wird nöthig seyn, das Volk, durch einige Reiterey oder durch leichte Truppen, in Furcht zu setzen, und durch dieselben die Marechaussee, welche allein viel zu schwach ist, unterstützen zu lassen. Ich wiederhole es nochmals, und ich darf es versichern,

die blosse Gegenwart derselben würde die Ruhe herstellen, und sie würden dahin gesandt, mehr um Furcht einzujagen, als um thätig zu seyn. Uebrigens kann ich, meine Herren, Ihnen nicht oft genug wiederholen, und Ihnen nicht zu sehr einschärfen, daß das Volk, auf dem Lande, noch lange Zeit nicht im Stande seyn wird, den Sinn Ihrer Beschlüsse zu fassen. Man kann nicht genug dafür sorgen, daß diese Beschlüsse demselben, von rechtschaffenen Männern, erklärt werden, und es wird zu gleicher Zeit eine öffentliche Gewalt erfordert, um den Aufrührern Einhalt zu thun, welche sich den Beschlüssen der Nationalversammlung widersetzen, oder sich denselben nicht unterwerfen wollen.

Herr de la Fayette. (Sobald er auf den Rednerstuhl steigt wird ihm lauter Beyfall zugeklatscht, ehe er noch zu reden angefangen hat). Sie haben ohne Aufhören Ihren Unwillen über alle Unordnungen zu erkennen gegeben, und dessen ungeachtet dauern diese Unordnungen noch immer fort. Ja, ich möchte sagen, sie nehmen zu; zum großen Mißvergnügen der Freyheit, welche darunter leidet; zum großen Mißvergnügen der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit, welche dieselben zu verhindern wünschten; zum großen Mißvergnügen der Freunde des Volkes, deren Ruhe und deren Eigenthum in Gefahr ist. Das Volk will die Freyheit. Es verlangt Gerechtigkeit und Frieden. Es erwartet dieselben von den Bürgerbeamten, welche niemals ihre Pflicht einer vorübergehenden Popularität aufopfern sollten. Es erwartet dieselben, von der Thätigkeit der ausübenden Gewalt, welche man nicht mehr unter den Trümmern, sondern da wo sie ist, in der Konstitution, suchen darf. Uebertragen Sie daher Ihrem Ausschusse, Ihnen einen

Vorschlag zu einem Beschlusse zu machen, der fähig wäre, Alles dasjenige zu zerstören, was sich der Gründung unsrer Konstitution noch entgegensetzen könnte.

Es wurde auf der einen Seite von Neuem Beyfall geklatscht, und die Versammlung beschloß einstimmig: dem Ausschusse diesen Auftrag zu geben.

Am achtzehnten Februar las der Präsident der Nationalversammlung folgenden Brief vor, welchen er von dem Herzoge von Orleans erhalten hatte:

„London, am 15ten Februar 1790."

„Mein Herr Präsident!"

„Da ich, zufolge einer von der Nationalversammlung am 14. Oktober des vorigen Jahrs erhaltenen Erlaubniß, abwesend bin, um einen Auftrag auszurichten, welchen der König mir die Ehre gethan hat, meiner Besorgung anvertrauen zu wollen: so habe ich, seit jener Zeit, den Eifer, der mich für die Nation und für den Ruhm des Monarchen belebt, auf andere Gegenstände zu richten mich genöthigt gesehen. Aber ich bin nichts desto weniger mit meinem Verstande, und mit meinem Herzen, mit der erhabenen Versammlung verbunden geblieben, von welcher ich die Ehre habe ein Mitglied zu seyn. Und, es sey mir erlaubt, es zu sagen, ich habe an Ihren Arbeiten um so viel mehr Antheil genommen, da ich das Glück hatte, jederzeit meinen Privatwunsch, mit dem allgemeinen Wünsche, von welchem Ihre Beschlüsse der Ausdruck sind, übereinstimmend zu finden. Eben so nehme ich auch Antheil an den Empfindungen der Liebe und der Verehrung, welche der wirklich königliche und väterliche Schritt Seiner Majestät in der Versammlung

hervorgebracht hat, da der König, ohne ein anderes Gefolge als seine Tugenden, und ohne einen andern Bewegungsgrund als die Liebe zu seinem Volke, gekommen ist, um sich mit den Stellvertretern der Nation zu vereinigen; um die glückliche Wiederherstellung, durch welche das Glück und der Ruhm Frankreichs auf immer gegründet seyn wird, zu bestätigen, und wo möglich zu beschleunigen. Nichts war natürlicher, als daß an jenem merkwürdigen Tage jedes Mitglied der Versammlung eilte, um öffentlich die Grundsätze zu bekennen, nach welchen die Versammlung beständig gehandelt hat. Um mich darüber zu trösten, daß ich nicht Gelegenheit gehabt habe, an dieser großen und schönen Aufwallung Theil zu nehmen, war es nöthig, daß ich mich daran erinnerte, daß ich hier dem Vaterlande einigermassen nützlich seyn könne. Bey so bewandten Umständen bitte ich Sie, Herr Präsident, daß Sie die Nationalversammlung in meinem Namen ersuchen mögen, daß dieselbe meinen förmlichen Beytritt zu dem Eide, welchen die Mitglieder am vierten dieses Monats geschworen haben, annehmen, und erlauben wolle, daß ich, so wie Sie,

„Schwöre, der Nation, dem Gesetze, und dem Könige, getreu zu verbleiben, und aus allen meinen Kräften die, von der Nationalversammlung beschlossene, und von dem Könige genehmigte Konstitution, aufrecht zu erhalten.“

„L. P. J. d'Orleans.“

„Hierdurch erfülle ich, soviel in meinen Kräften steht, den, von der Nationalversammlung an dem vierten Februar dieses Jahres gefaßten Beschluß, und ich schätze mich glücklich, beständig mit ihr, durch

meine Gesinnungen eben sowohl als durch meine Grundsätze, vereinigt gewesen zu seyn. Ich bin u. s. w."

"L. P. J. d'Orleans."

Dieser Brief wurde, von dem größten Theile der Versammlung, mit lautem Beyfallklatschen aufgenommen, und es ward beschlossen, daß derselbe in das Protokoll der Versammlung eingerückt werden solle.

Am achtzehnten Februar wurde der Prozeß gegen den Marquis von Favras geendigt. Die Richter des Chatelet versammelten sich, um neun Uhr Vormittags. Das Vorlesen der Akten dauerte nahe an fünf Stunden. Dann wurde Favras in den Saal gebracht. Er antwortete auf alle Fragen, welche an ihn geschahen, kaltblütig und standhaft. Sein Blick war ruhig. Er beklagte sich heftig darüber, daß die Richter die Zeugen, welche seine Unschuld beweisen sollten, anzuhören sich weigerten, und daß man diejenigen, die ihn heimlich angegeben hatten, als Zeugen gegen ihn gelten lasse. Der Gefangene wurde weggeführt, und nunmehr hielt Herr Thilorier, der Advokat des Gefangenen, eine lange Rede, um die Unschuld desselben zu beweisen. Dann berathschlagten sich die Richter, und die Berathschlagung dauerte sechs Stunden. Der vor dem Hause in großer Menge versammelte Pöbel wurde ungeduldig, und verlangte, zu wiederholtenmalen, mit rasendem Geschrey, den Gefangenen. „Favras! Favras! Favras!" ertönte es von allen Seiten. Schrecklicheres läßt sich nichts denken, als dieses Geschrey eines Volkes, welches, vor

Ungeduld eine Hinrichtung zu sehen, den Richtern nicht einmal Zeit läßt, kaltblütig zu untersuchen, ob der Angeklagte schuldig sey oder nicht? In einem Anfalle von Wuth wollte der rasende Haufe mit Gewalt in das Haus einbrechen, den Gefangenen seinen Richtern entreissen, und die gräßlichen Auftritte, welche bey der Ermordung eines Foulon und eines Berthier vorgefallen waren, erneuern. Aber eine starke Wache der Bürgermiliz stellte sich dem andringenden Pöbel entgegen, und trieb denselben zurück. Endlich sprachen die Richter das Urtheil. Favras wurde für schuldig erklärt und für überwiesen, einigen Offizieren, Banquiers und andern Personen, den Plan einer Kontrerevolution mitgetheilt zu haben, dessen Urheber er selbst gewesen sey. Wegen dieses Verbrechens ward er verurtheilt, vor dem Thore der Hauptkirche, Kirchenbuße und Abbitte zu thun, und nachher auf dem Greveplatze gehangen zu werden. Dieser Urtheilsspruch wurde erst um Mitternacht ausgesprochen. Unter fünf und dreyßig Richtern, welche das Gericht ausmachten, stimmten acht und zwanzig zum Tode. Das Volk war, bis nach dem ausgesprochenen Urtheile, vor dem Hause versammelt geblieben, und als der Schreiber das Todesurtheil, bey dem blassen Scheine einer Fackel, aus dem Fenster dem Volke vorlas; da ertönte der ganze Platz (mit Entsetzen schreibe ich es nieder) von einem lauten Jubelgeschrey, Händeklatschen, und wiederholtem Rufen: „Bravo! Bravo! Bravo!“ Der blutdürstige Karakter der Pariser zeigte sich abermals; und jauchzend, jubelnd, und sich freuend auf das Schauspiel des folgenden Tages, giengen sie auseinander, und begaben sich nach Hause.

Favras erfuhr das über ihn gefällte Todesurtheil erst am folgenden Morgen um zehn Uhr, als der Scharfrichter in sein Gefängniß trat, und ihm das Ludwigskreuz, welches er trug, abriß. Um eilf Uhr wurde ihm sein Urtheil vorgelesen. Während des Vorlesens unterbrach er den Richter, zu wiederholtenmalen, und betheuerte seine Unschuld. Der Richter antwortete ihm: er möchte sich die Tröstungen der Religion nunmehr zu Nutze machen, als die einzigen, welche ihm in seiner Lage übrig blieben. Favras antwortete: „Ich tröste mich mit meiner Unschuld. Ich sterbe als das Schlachtopfer der Verläumdung zweyer Schurken. Ich verlange den Priester von St. Paul zu meinem Beichtvater.“ Der Priester erschien, und Favras schloß sich mit ihm anderthalb Stunden lang ein. Er bat, daß man ihm seine Hände loslassen möchte, aber vergeblich. Um halb vier Uhr stieg er, mit ruhigem Blicke, in den Karren, ergriff die brennende Wachskerze, und betrachtete, auf allen Seiten, die ungeheure Volksmenge, welche ihn mit Händeklatschen und mit Bravorufen empfieng. Eine sehr zahlreiche Wache der Bürgermiliz begleitete ihn; und in allen Strassen, durch welche er geführt wurde, war eine unzählbare Menge Volks versammelt, welches jauchzend seine Freude über das angenehme Schauspiel zu erkennen gab, das ein unglücklicher Verbrecher, der zum Tode geführt wurde, ihm gewährte. Diejenigen Zuschauer, welche nicht alles Gefühl verlohren hatten, wurden durch dieses Freudengeschrey bis in das Innerste ihrer Seele erschüttert, und mit Abscheu und Unwillen gegen den so tief gesunkenen Pöbel angefüllt, dessen angenehmstes Schauspiel die Hinrichtung eines, vielleicht unschuldigen Nebenmen-

schen, zu seyn schien. Favras blieb ruhig und gelassen, und die Freude des Volkes schien ihn weder zu erzürnen noch ihn zu betrüben. Vor dem Thore der Hauptkirche stieg er von dem Karren, nahm sein Todesurtheil, welches er vorlesen sollte, in die Hand, und sagte mit starker Stimme: „Hört, ihr Leute, hört was ich Euch sagen will. Die Gründe dieses Urtheils sind durchaus falsch. Ich bin unschuldig. Ja, ich bin unschuldig, so gewiß als ich jetzt vor Gott erscheinen werde. Ich gehorche der menschlichen Justiz, welche, wie Ihr selbst wißt, nicht unfehlbar ist.“ Nun las er, laut und vernehmlich, sein eigenes Todesurtheil ab, stieg wiederum in den Karren, und sprach: „Führt mich nach dem Rathhause. Ich will dort wichtige Geheimnisse entdecken.“ Nachdem er diese Worte gesagt hatte, erblaßte er; aber seine Standhaftigkeit verließ ihn nicht. Man brachte ihn nach dem Greveplatze. Er stieg aus dem Karren und gieng die Treppe des Rathhauses hinauf. Er trat in den Saal, grüßte die Richter, und bat um Erlaubniß, sein Testament diktiren zu dürfen. Diese Erlaubniß erhielt er: und nunmehr diktirte er dem Schreiber, laut und vernehmlich, mit der größten Gegenwart des Geistes, folgendes Testament:

„Weder im Julius, noch im September, noch im Oktober, als ich mich an den Herrn Grafen de St. Priest wandte, konnte irgend eine meiner Handlungen, irgend eine meiner Reden, irgend einer meiner Planen, Gelegenheit zu dem Verdachte einer so schrecklichen Verschwörung geben, wie diejenige ist, welche man mir Schuld giebt; nemlich: den König

zu entführen, die Nationalversammlung zu zerstören, und drey der vornehmsten Personen im Staate umzubringen. Ich schwöre, im Gegentheil, vor Gott, daß ich, mehr als Einmal, Denjenigen, welche dergleichen Plane machten, mein Mißfallen bezeigt habe: nicht zwar gerade zu; denn ich habe niemals solche Personen gekannt. Aber ich verabscheute sogar den Gedanken eines solchen Plans; vorzüglich aber alle Gewaltthätigkeiten gegen den König: denn meine Meynung war es, daß der König niemals den Ort seines gewöhnlichen Aufenthalts hätte verlassen sollen, und daß man Ihn eher hätte daselbst erhalten, als von da wegbringen sollen. Ich habe diese meine Denkungsart öffentlich gestanden, und dieselbe gar nicht heimlich gehalten. An dem fünften Oktober willigte ich ein, nachdem die größte Anzahl derjenigen Personen, welche sich in den Zimmern des Königs befanden, mich darum ersucht hatten, und ehe man noch gewiß wußte, ob die Pariser Miliz nach Versailles kommen würde: ich willigte ein, mit dem Herrn de St. Priest zu sprechen (welcher sich damals in dem Kabinette des Königs befand, und welcher aus demselben herauskam, um mit mir zu reden) und ihn zu fragen: ob man sich der Pferde aus den königlichen Marställen bedienen dürfe, um einem bewaffneten Haufen, welcher von Paris gekommen war, und welcher die Ruhe der Stadt Versailles während der Nacht bedrohte, die Kanonen wegzunehmen. Es sollte nur in dem Falle geschehen, daß Herr de St. Priest die Einwilligung des Königs dazu würde erhalten können. Dieses Verlangen war an sich so un-

schuldig, daß ich nicht einmal im Stande bin, Jemand von denen zu nennen, welche mich dazu bewogen haben. Gott hört mich, und Er weiß, daß ich die Wahrheit sage. Da ich indessen dieses Verlangen zu einer Zeit äusserte, in welcher ich schon bey dem Herrn Marquis de la Fayette angegeben, und demselben als ein Verschworner vorgestellt war: so scheint es, als wenn dieses Verlangen jenen Verdacht bestärkt hätte. Der Verdacht war ungegründet; und seit jener Zeit ist von einem solchen Vorhaben gar nicht weiter die Rede gewesen. Es waren bittere Feinde des öffentlichen Wohls, und persönliche Feinde des Königs, welche jenen Aufruhr am fünften Oktober veranlaßt haben. Es war der Zweck dieser Feinde, wie man allgemein sagte, die ganze königliche Familie zu ermorden. Ich liebte meinen König; und mit dieser Gesinnung will ich sterben. Ich war von derselben innig durchdrungen: aber niemals war es mein Wille, niemals habe ich einen Versuch gemacht, gegen die neue Ordnung der Dinge gewaltsame Mittel anzuwenden. Ich habe keine Pension, kein Geschenk erhalten. Meine Angelegenheiten, und die Angelegenheiten der Meinigen, sind im Auslande. Durch die neue Ordnung der Dinge habe ich nichts verloren; und ich, für meine Person, hatte Hoffnung dabey zu gewinnen. Als der König nach Paris gebracht worden war, da gaben die, gegen Ihn Verschwornen, den Wunsch keinesweges auf, den Streich noch auszuführen, welcher ihnen zu Versailles mißlungen war. Um dieses zu thun, und um zu ihrem Zwecke zu gelangen, wiegelte man das Volk auf,

und man erregte denjenigen Aufruhr, welcher, im Monate November, die Stadt Paris auf das Neue bedroht hat. Bey dieser Gelegenheit verlangte ein vornehmer Herr, aus einem Hause, das den Rang gleich nach unsern Prinzen hat, und welcher eine Stelle am Hofe bekleidet, mich zu sprechen. Ich gieng zu ihm. Da sagte er: ihm seyen alle heimliche Ränke genau bekannt. Auch sagte er, in der ersten Unterredung: die Art, wie ich, am fünften Oktober, zu Versailles, das Leben des Königs habe beschützen wollen, hätte ihm eine große Meynung von meiner Anhänglichkeit an Seine Majestät gegeben; und wenn ich irgend ein Mittel wüßte, um den schrecklichen Streich abzuwenden, welcher dem Könige drohe, so ersuche er mich, alles anzuwenden, um das Leben des Königs zu erhalten; denn es befinde sich dasselbe in der allergrößten Gefahr: und wenn ich erfahren könne, wie weit der Aufstand in der Vorstadt St. Antoine gediehen sey, so bitte er mich, ihm davon Nachricht zu geben; denn, da sich meine Wohnung in der Nähe dieser Vorstadt befände, so würde es mir leichter werden, als ihm, zu erfahren, was daselbst vorgehe. Einige Bemerkungen, welche ich über seine Besorgnisse machte, veranlaßten ihn, mir die Versicherung zu geben, daß ihm das ganze Komplott bekannt seye. Nachher (ohne daß er weiter etwas von mir verlangt hätte, als daß ich ihm von dem Zustande der Unruhen in der Vorstadt St. Antoine Nachricht geben solle) sagte er: er wisse, daß ich nicht reich sey; da nun die verlangte Untersuchung vielleicht Ausgaben verursachen könne, so böte er mir, für die ihm zu

verschaffenden Nachrichten, hundert Louisd'ors an; mein Ehrgefühl dürfe sich, durch die Annahme dieses Geldes, nicht für beleidigt halten, denn der Ort, an welchem er mir diese Summe übergeben würde, werde alle Zweifel gänzlich heben. Um diese Zweifel zu heben, bat er mich, an dem Abende desselben Tages mich bey dem Könige einzufinden: dort wolle er mir das Geld übergeben, nachdem er dazu von dem Könige den Befehl würde erhalten haben. Ich gieng hin, nach dem angezeigten Orte. Der Herr befand sich daselbst. Als ich aus dem Kabinette des Königs kam, übergab er mir die hundert Louisd'ors, in zweyen Rollen, deren eine jede fünf und zwanzig doppelte Louisd'ors enthielt. Wir verliessen das Schloß zu gleicher Zeit. Er führte mich, in seinem Kabriolet, bis nach der Straße Vivienne, und sprach, auf dem Wege, von nichts, als von der Gefahr, welche dem Leben des Königs drohe, wenn der Aufruhr statt finden sollte. Dieser Herr sagte mir zwar nicht, daß die hundert Louisd'ors von seiner Majestät herkämen: aber er sagte genug, um mir dieses wahrscheinlich zu machen. a) Ich wiederhole, daß von nichts anderem die Rede war, als von dem mehr oder weniger grössern Anschein eines Aufruhrs, welchen man befürchtete. Ich versprach ihm recht eifrig zu wachen. Ich zog die genaueste Erkundigung ein. Die Unruhe war groß; aber ich hielt dieselbe nicht für gefährlich. Das sagte ich ihm. Er hingegen hielt dafür, ich sey unrecht

a) Der Herr, dessen Namen der Marquis de Favras nicht nennen wollte, war der Herzog von Luxemburg.

recht berichtet. Ihm schien die Gefahr dringend; so sehr, daß er nicht mehr in seinem Hôtel schlief, sondern die Nacht in den Thuillerien zubrachte, woselbst er ein Zimmer hatte: um, wie er mir sagte, desto näher bey dem Könige zu seyn. Als ich ihn, einige Tage nachher zu beruhigen suchte, weil ich erfahren hatte, daß er die königliche Familie, die ganze Nacht über, nicht hatte zu Bette gehen lassen; da sagte er mir folgende Worte: „Ihre Nachrichten sind ungegründet. Der Aufruhr wird entstehen. Er wird nach den Thuillerien zu kommen. Das Leben des Königs befindet sich in der allergrößten Gefahr. Ich weiß ganz zuverläßig gewiß, daß wenn er sich fürchtet, wenn er aus seinem Zimmer geht, Befehl gegeben ist, auf Ihn zu schiessen.“ Ich erschrack über diese Nachricht. Er wiederholte dieselbe zwey bis drey mal. Ich war, den ganzen Tag über, wie ausser mir. Gegen Abend gieng ich nach der Vorstadt St. Antoine. Ich mischte mich in mehr als zwanzig versammelte Haufen: und überall hörte ich, ohne daß mir Jemand den Grund davon hätte erklären können, daß die aufrührische Menge sich nach den Thuillerien hin begeben werde. Dieses verstärkte noch, in meiner Seele, die Furcht, welche man derselben, wegen der Gefahr, die dem Leben des Königs drohe, eingeprägt hatte. Ich kam ganz erschrocken nach Hause. An demselben Abende besuchten mich die Herren Turcati und Morel. Es war kein Wunder, daß ich ihnen meine Besorgnisse zu erkennen gab. Es wurde von weiter nichts gesprochen, und gar keines Komplottes erwähnt. Wenn ich nicht gehofft hätte, den befürchteten Auflauf verhindern zu können, so würde ich viel-

leicht ihnen vorgeschlagen haben, mir, durch die Mittel, von denen sie sagten, daß dieselben in ihrer Macht wären, Hülfe zu schaffen. Aber davon war keine Rede. Ich verlangte die, mir, zu Gunsten eines fremden Landes angetragene Hülfe, nicht, und ich vergebe jenen beyden Männern, so wie ich wünsche, daß ihnen Gott ebenfalls ihre Unwahrheiten vergeben möge. Der Eine von ihnen hat mich, noch an demselben Tage, ausführlich, einer Verschwörung wegen, angeklagt. Der andere hat die Anklage für unwahr erklärt. An dem folgenden Tage nahm ich mir vor, die Gährung unter dem Volke zu besänftigen: und als die Nacht weit ruhiger vorüber gegangen war, als ich erwartet hatte; da sprach ich mit dem Priester von St. Margarethen, als mit einem ehrwürdigen Geistlichen. Ich erkundigte mich bey ihm, ob er niemand kenne, der das Volk beruhigen, und dasselbe zum Frieden vermahnen könnte. Er antwortete: Nein; und dieses verursachte mir großen Kummer. Auch gab ich mir Mühe, die königliche Familie, durch meine Nachrichten, zu beruhigen. Diese Nachrichten fanden sich jederzeit durch den Erfolg bestätigt: so, daß jener Herr, welcher den König in weit größerer Furcht erhielt, keinen Glauben mehr erhalten konnte. . . . . (Hier folgen einige unbedeutende Nebenumstände) . . . . Ich bitte diejenigen Bürger des Staates, welche mir zuhören, und auf welche meine wahre Erzählung einigen Eindruck machen kann, daß sie in derselben die Unschuld eines Mannes aufsuchen mögen, welcher eben jetzt zum Tode gehen wird. Sie mögen ihn bedauern, als ein ausgesuchtes Schlachtopfer, welches aber ganz entschlossen stirbt. . . .

Jener vornehme Herr sagte zu mir, in Gegenwart eines Zeugen: seine Besorgnisse hörten, Gott sey Dank! auf! der König werde bald, das, ihm zugehörige, rechtmäßige Ansehen, ohne irgend einen gewaltsamen Vorfall, ohne irgend eine Volksbewegung, wieder erhalten. Es brauche weiter nichts, als daß man einen Connetable ernenne, und der Pariser Bürgermiliz einen andern Kommandanten gebe. Ich machte hierüber eine Bemerkung, welche vielleicht mißfiel, nemlich: beyde seyen noch zu jung, für die ihnen bestimmte Stelle. Man drehte mir den Rücken, und man gab mir zu erkennen, daß man mit mir unzufrieden sey. Seit dieser Zeit habe ich jenen Herrn nicht mehr als ein einziges mal besucht: und da bat er mich, ferner nicht zu ihm zu kommen, weil ich anfienge verdächtig zu werden. Ich habe mich auch seither dessen enthalten. a) Unter uns ist niemals die Rede von einer abscheulichen Verschwörung gewesen. Diese Aussage zeigt den Grund meiner Handlungen, und daß dieselben durch Liebe zu meinem Könige geleitet wurden, ohne daß mich irgend jemand zum Werkzeuge gebraucht hätte. Ich hatte keinen andern Auftrag, als mich nach den Unruhen zu erkundigen. Dennoch bringt mich eine solche ehrenvolle, und pflichtmäßige Aufführung auf das Schaffot: aber sie läßt mir wenigstens eine heitere Seele und ein ruhiges Gewissen; sie ist mein Trost in meinem Unglücke. Ich zweifle nicht, daß der Betrug der Zeugen aufgedeckt

a) Der Herzog von Luxemburg schlug la Fayette zum Connetable, und sich selbst zu dem Kommandanten der Pariser Bürgermiliz vor.

werden, und ich bitte für sie um Gnade. Daß sich ja nicht etwa jemand, wegen eines ungegründeten Komplottes fürchte. Ein jeder mag die Aussagen der Zeugen untersuchen. Die zwey Angeber eines nicht vorhandenen Komplotts berauben mich des Lebens. Ich vergebe Ihnen; ich wiederhole es. Ich bedaure die Verirrung der Justiz; denn es kann dieselbe, zum Theil, einem, unter dem Volke gangbaren Gerüchte, zugeschrieben werden, durch welches das Volk betrogen worden ist, und daher jetzo meinen Tod verlangt. Ich werde mein Leben, um etwas früher, dem höchsten Wesen, welches mir dasselbe geschenkt hat, zurückgeben, und der Höchste wird mir, wenn er mich zu Gnaden aufnimmt, nach seiner Gerechtigkeit, vielleicht, wegen der entehrenden Hinrichtung, die mein Leben endigt, einige Vergeltung schenken. Ich empfehle mein Andenken der Hochachtung der geehrten Staatsbürger, welche mich anhören; ich empfehle denselben meine unglückliche Gemahlin, welche, wegen der römischkatholischen Religion, zu der sie sich bekennt, das Unglück gehabt hat, die Liebe eines Vaters, und einer Familie zu verlieren, mit welcher eine Verbindung selbst unsere Könige nicht entehren würde. Ich empfehle zwey unglückliche Kinder, die ich zurücklasse, allen denjenigen, die da irgend einmal in ihrem Leben, im Stande seyn möchten, denselben den Verlust eines Vaters zu ersetzen, der zu ihrer Erziehung und zu ihrem Fortkommen so nothwendig war. Ich habe diese, meine gegenwärtige Aussage, bloß allein darum gethan, um mich von dem sträflichen Flecken einer Verschwörung zu reinigen, wozu meine verborgene Aufführung den Verdacht hat erwecken mögen. Die großmüthige Vorsorge

des Herrn Pfarrers zu St. Paul, meines verehrungswürdigen Geistlichen, ist für mich ein grosser Trost. Ich habe denselben, in der gegenwärtigen traurigen Zeit, zu mir gerufen, um die Bekümmernisse meiner Seele zu lindern. Ich bitte die Justiz, zu erlauben, daß mein Körper, so bald meine Seele denselben wird verlassen haben, diesem Geistlichen übergeben werde, damit derselbe, nach römischkatholischer und apostolischer Weise begraben werden möge; denn Gott erzeigt mir die Gnade, mich in den Gesinnungen eines wahren Christen, mit der Treue, welche ich meinem Könige schuldig bin, und demselben geschworen habe, sterben zu lassen. Ich nehme die Hoffnung mit mir ins Grab, daß die neue französische Konstitution das Volk so glücklich machen werde als ich es wünsche. Ich wage es, den Herrn Pfarrer von St. Paul zu ersuchen, daß er meinen Körper fordere, sobald derselbe weiter nichts als Materie seyn wird, und daß er die Freundschaft, welche er mir, in diesen meinen letzten Augenblicken beweist, auch dadurch zeigen möge, daß er meinen Körper anständig begraben lasse. Ich habe der Justiz genug gethan, durch die Buße, zu welcher sie mich verurtheilt hat, und welche ich, vor der Hauptkirche, dem Urtheile gemäß, geleistet habe. Alle, und jeder Einzelne, müssen derselben Gehorsam leisten. Aber, ehe ich noch meine Seele in die Hände Gottes übergebe, bezeuge ich, daß ich keinen Plan gemacht habe, um den König nach Peronne, oder anders wohin zu führen; daß ich niemals den Vorsatz gehabt habe, die Nationalversammlung aufzuheben, oder Gewalt gegen dieselbe zu gebrauchen, eben so wenig, als gegen irgend ein Mitglied derselben; daß mir die schreck-

lichen Ermordungen, deren man mich beschuldigt hat, und der Plan, das Leben dreyer der vorzüglichsten Köpfe des Reiches zu bedrohen, niemals in den Sinn gekommen ist; daß ich niemals habe diese Stadt aushungern wollen; und daß ich sogar nicht einmal begreife, was zu einer so sonderbaren Beschuldigung mag Veranlassung gegeben haben. Sprach ich von der Unzufriedenheit der Provinzen, so sprach ich davon als von einer bekannten Sache, die sogar gedruckt zu lesen war, woran ich aber nicht die mindeste Schuld hatte. Jedoch, weil man ein Schlachtopfer haben will, so ist es mir lieber, daß die Wahl auf mich gefallen sey, als auf Jemand anders. Ich bin bereit, nach dem Schaffote zu gehen, zu welchem die Justiz mich verurtheilt hat, um daselbst für Verbrechen zu büssen, welche ich nicht begangen habe, aber deren das Volk mich schuldig glaubt. Zu Gott werde ich meine letzten Gedanken erheben, in jenem schrecklichen Augenblicke, vor welchem die Natur zurücke bebt."

Favras unterschrieb eine jede Seite dieses Testamentes. Er bemühte sich so sehr, eine völlige Seelenruhe zu zeigen, daß er sogar einzelne Ausdrücke und Sprachfehler des Schreibers, abänderte und verbesserte. Nunmehr übergab Favras dem Pfarrer von St. Pauli seinen Beutel, welcher zwanzig Louisd'ors, nebst einigem Silbergelde enthielt, mit der Bitte, denselben seiner Gemahlin zu übergeben.

Indessen war es ganz finster geworden. Einige eifrige Demokraten, welche des Schauspiels gerne recht geniessen wollten, theilten unter das Volk, auf dem Platze, brennende Lämpgen aus, und setzten sogar

einige derselben auf den Galgen. Der Haufe schrie unaufhörlich: „Favras! Favras! Favras!“ Endlich erschien er. Mit festem Schritte gieng er die Treppe des Rathhauses herunter. Das versammelte Volk empfieng ihn mit wildem Jauchzen und Jubelgeschrey. Am Fusse des Galgens sagte er: „Mitbürger, ich sterbe unschuldig; bittet Gott für mich.“ Als er oben auf der Leiter angelangt war, da sprach er: „Stillschweigen, Mitbürger; ich wiederhole, daß ich unschuldig sterbe! Bittet Gott für mich. Und ihr, (indem er sich zu dem Scharfrichter wandte) thut Eure Pflicht.“ Der Pöbel antwortete, auf diese Anrede, durch ein Hohngelächter und rief ihm zu: Saute Marquis! Saute Marquis! Der Scharfrichter knüpfte ihn auf und warf ihn von der Leiter; und der Pöbel rief indessen das, bey einem solchen Auftritte entsetzliche Wort: „Noch einmal! noch einmal!“ a)

Nachdem er eine Zeitlang gehangen hatte, wurde sein Körper abgenommen und seiner Familie übergeben. Der Pöbel drang wüthend auf den Leichnam zu, um sich desselbigen zu bemächtigen und ihn durch die Straßen der Stadt zu schleifen. Aber die Bürgermiliz trieb den Haufen mit Gewalt zurück: und so wurde dann der Leichnam dieses, mehr unglücklichen als schuldigen Mannes, alles Widerstandes ungeachtet, endlich begraben.

Ueber die Geschichte des Favras liegt bis jetzt noch ein undurchdringliches Geheimniß. War er schuldig? War er unschuldig? Wenn er schuldig war, worinn bestand

---

a) Bis! Bis! Révolutions de Paris No. 33. p. 21.

des Generals Dalton an den Kaiser: „Ich sehe lieber brennende Dörfer, als aufrührische Dörfer." a) Dieß ist der Kodex eines Diktators! Und so etwas wagt man noch einer Versammlung vorzuschlagen, welche zweymal, im Junius und im Julius des verwichenen Jahres, den Staat vor diktatorischen Proklamationen gerettet hat! Und da mahlt man uns das Gemählde der Tugenden unsers erhabenen Monarchen mit den schönsten Farben aus; Tugenden, welche wir selbst, mehr als einmal, mit Recht gelobt haben! Lassen wir dem Könige Gerechtigkeit wiederfahren, aber gestehen wir auch zugleich, daß die Diktatur für die Kräfte eines Einzigen zu groß ist; wie groß auch übrigens sein Karakter, seine Tugenden und seine Geisteskräfte seyn mögen.

Herzog von Aiguillon. Wir können nicht mit zuviel Gelindigkeit verfahren. Darum schlage ich vor, die Berathschlagungen über alle gewaltsamen Mittel, bis auf eine unbestimmte Zeit, aufzuschieben.

Herr Cazales. Wenn man den Räubern, welche jetzt die Schlösser zerstören, nicht Einhalt thut; so wird bald kein Eigenthum mehr vor denselben sicher seyn. Wir werden dann einen Krieg Derjenigen welche Nichts besitzen, gegen Diejenigen welche Etwas besitzen, überall ausbrechen sehen.

(Lärm. Tumult. Geschrey: „Stimmt! Stimmt! Stimmt! keine weitere Berathschlagung!" Klingeln des Präsidenten. Es wird erst nach einer Stunde wieder völlig ruhig.)

---

a) J'aime mieux voir des villages incendiés, que des villages révoltés.

Nach langen unordentlichen und uninteressanten Debatten, gab endlich die Versammlung ein Gesetz, um den, in den Provinzen ausgebrochenen Unruhen und Unordnungen Einhalt zu thun.

Am fünf und zwanzigsten Februar wurde ein Brief des Herrn Marggrafen von Anspach an die Nationalversammlung vorgelesen. Der Herr Marggraf wünscht der Versammlung zu dem Erfolge ihrer Arbeiten Glück, lobt die Weisheit ihrer Beschlüsse, und macht bekannt, daß er an der französischen Regierung die Summe von 572,000 Livres, wegen einiger, im siebenjährigen Kriege gethaner Lieferungen, zu fordern habe.

Die Nachrichten, welche um diese Zeit aus den Kolonien ankamen, waren äusserst beunruhigend. Auf der Insel St. Domingue nöthigten die Einwohner den Kommandanten zu fliehen, und mißhandelten die übrigen Offiziere. Den Herrn Moreau de St. Mery hängten sie im Bildnisse auf, weil sie erfahren hatten, daß er sich zu Paris mit der Gesellschaft vereinigt hätte, welche die Abschaffung des Sklavenhandels verlangte. Seinen Schwager führte man auf einem Esel in der Stadt herum, und am andern Tage ward, aus Freude über die erlangte Freyheit, das Te Deum gesungen. Der Gouverneur der Festung wurde gefangen genommen, und sein erster Offizier ward aufgehängt. Im Januar 1790 nahmen die Unruhen zu St. Domingue bis auf einen fürchterlichen Grad zu. Das Zeughaus wurde erbrochen, und die Waffen mit Gewalt herausgenom-

men; eine Bürgermiliz wurde errichtet, und das Regiment du Cap mit dieser Miliz verbunden. Der königliche Staatsrath ward aufgehoben, und ein Bürgerrath an dessen Stelle gesetzt. Um sich einen Begriff zu machen, wie groß der Enthusiasmus der Freyheit auf der Insel St. Domingue war, darf man nur folgenden Brief lesen, welchen Herr Bacon de la Chevalerie, Präsident der Volksversammlung zu Cap François, an Herrn de Peynier, den königlichen Kommandanten, am 31 Dezember 1789 schrieb.

„Herr General. Nichts ist ehrenvoller, als das Zutrauen seiner Mitbürger zu besitzen; nichts ist demüthigender, als dieses Zutrauen nicht zu verdienen; nichts ist sträflicher, als dasselbe zu verrathen. Sie wollen wissen was St. Domingue sey? Wir antworten: es ist ein schönes und weitläufiges Land, welches sich freywillig mit Frankreich verbunden hat; aber unter der Bedingung, daß es keine andern Auflagen bezahlen dürfe, als solche die es sich selbst auflegt. Nun fragen wir, unsrerseits, ob man diesen Vertrag gehalten habe? Durch den ersten Beschluß der Nationalversammlung, vom 17ten Junius 1789, sagen Sie, seyen alle alten Auflagen beybehalten und bestätigt worden. Aber zu diesem Beschlusse haben unsere Abgesandten nicht beygetragen. Sie sind erst am 20. Junius zu der Versammlung zugelassen worden. Eine große Gesellschaft, welche sich von Denjenigen, denen ihre Verwaltung anvertraut ist, verlassen, gedrückt oder verrathen sieht, hat unstreitig von der Natur das Recht erhalten, sich selbst Gesetze zu ihrer Sicherheit zu geben, Strafen festzusetzen, treulose Briefe aufzufangen, und sich verdächtiger Personen zu bemächtigen. Hätte der Minister nicht, durch heimliche, sträfliche

Neuntes Buch.

Geschichte der französischen Staatsveränderung, von der Hinrichtung des Marquis de Favras, bis zu dem großen Bundesfeste.

Berathschlagungen in der Nationalversammlung, wie der Anarchie abzuhelfen sey. Brief des Herrn Marggrafen von Anspach. Unruhen in den Kolonien. Beschluß der Nationalversammlung, die Kolonien betreffend. Zuschrift von Bordeaux an die Nationalversammlung. Zuschrift von Montpellier. Geleisteter Eid im Dauphine; in Bretagne. Mademoiselle Theroigne de Mericourt. Geleisteter Eid in Burgund, und Zuschrift, an den König. Lächerliche Verordnung des Bürgerrathes zu Duplines. Aufhebung der Verhaftbriefe. Gerichtshof des Chatelet. Die französische ostindische Kompagnie. La Fayettes Rede über die Konstitution. Gesandtschaft der Versammlung an den König, wegen des Todes des Kaisers Joseph. Das rothe Buch. Rückkunft des Prinzen von Conty. Berathschlagung über einen Brief des Königs. Berathschlagungen wegen der patriotischen Steuer. Unbesonnenes Betragen des Marquis Dambert zu Marseille. Patriotische Geschenke. Priester predigen Aufruhr. Der Kardinal Rohan. Berathschlagungen über die ostindische Gesellschaft. Zuschrift der Graubündtner. Patriotisches Geschenk der Frankreicher zu Smyrna. Brief des Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg. Gegenrevolution des Herrn von Maillebois. Schwacher Karakter des Herrn Necker. Berathschlagungen über die Vorrechte der römischkatholischen Religion. Paoli vor der Nationalver-

sammlung. Hundertjähriger Friede mit dem Dey zu Algier. Ausgaben für das Seewesen in dem Jahre 1790. Proklamation des Königs, die Assignate betreffend. Gefecht der Schweizer mit den Jägern. Anekdote die Königinn betreffend. Unruhen zu Marseille, zu Montpellier, zu Toulouse, zu Alais, zu Vitteaux, zu Valence, in Korsika, zu Toulon, zu Montauban, in den Kolonien. Der Chevalier de Bonne. Savardin wird gefangen. Seine Unterredung mit dem Herrn de St. Priest. Anekdoten die königliche Familie betreffend. Unruhen zu Avignon. Berathschlagung über die Unruhen zu Marseille. Berathschlagungen über das Recht Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Frevelthaten des Pariser Pöbels. La Fayettes Heldenmuth. Vertheidigung des Gerichtshofes des Chatelet, gegen ungegründete Beschuldigungen. Briefwechsel zwischen Karl Lameth und La Fayette. Frevelthaten des Pöbels zu Bordeaux. Geldmangel zu Paris. Der General Paoli. Herrliche Versprechungen des Herrn Necker. Proklamation des Königs wegen der Nationalkokarde. Reise des Königs nach St. Cloud. Abschaffung der Etikette am Hofe. Brief des Königs, die Zivilliste betreffend. Berathschlagung über die neue Einrichtung der Geistlichkeit. Beschluß wegen des Bundesfestes. Franklins Tod. Brief der Einwohner von Paris an die Frankreicher. Anarchie zu Avignon. Unruhen zu Perpignan. Religionskrieg zu Nismes. Zustand der Armee. Baron Cloots, ein Don Quixotte der Freyheit. Bilderstürmerey. Abschaffung des Erbadels und der adelichen Titel. Bürgerkrieg zu Avignon. Stürmische Sitzung der Nationalversammlung. Brief des Herzogs von Orleans an die Versammlung. Berathschlagungen über das Zeremoniel am Bundesfeste. Vergütung des den vertriebenen Protestanten geschehenen Unrechts. Der Herzog von Orleans zu Paris, und in der Nationalversammlung. Zubereitungen zu dem Nationalfeste. Verhalten der Edelleute bey der Abschaffung ihrer Titel.

Speaking of Government he cited the Arcadia. „Princes are to remember whom they govern: men, rational creatures, who soon scorn at follies, and repine at injuries.“ Adding, of his own: that it was an unparalleled arrogance and fanaticism in any one man, to believe, that God, from eternity, had appointed all creatures for his pleasure, men for his ambition, women for his lust; and that the doctrine of Preces et Lacrymæ ought to be discreetly handled, lest the people believed they made themselves slaves when they became Christians; and lest Princes should so far mistake, as to believe their subjects made up of Knees and eyes, and no hands.

Memorable Sayings of Mr. HOBBES.

Am zwey und zwanzigsten Februar berathschlagte sich endlich die Nationalversammlung, über die Mittel, welche angewandt werden könnten, um den, immer mehr zunehmenden Unordnungen, Einhalt zu thun.

Herr Robespierre. Wozu ein Gesetz gegen die Unordnungen? Diese sind ja gar nicht der Rede werth. Einige verbrannte Schlösser, darinn besteht Alles. Das Volk ist besorgt, es seufzt; aber es verhält sich ruhig. Man höre auf das Volk zu verläumden! Nur die Feinde der Revolution werfen demselben Grausamkeit vor! Ich hingegen, ich behaupte, daß niemals eine Revolution weniger Blut gekostet hat; als die unsrige.

(Die eine Seite der Versammlung, und alle Zu-

schauer auf den Gallerien, klatschen dem Redner lauten Beyfall zu.)

Abbe Maury. Was soll das Klatschen? Wir spielen keine Komödie!

Herr Robespierre (fährt fort). Welch ein schönes Schauspiel! Ein Volk, Herr seines Schicksals, sieht um sich her alle die Gewalt, durch welche es so lange gedrückt worden war, fallen; und dennoch begiebt es sich von selbst zur Ruhe und verlangt eine Konstitution! Seine Sanftmuth und seine unveränderliche Mäßigung haben die Ränke seiner Feinde zerstört. Wozu wollt Ihr Gewalt anwenden? Es giebt ja, wie Ihr seht, in Frankreich zwey Parthieen: die Parthie des Volkes, und die Parthie der Aristokraten, oder des Despotismus. Und warum wollt Ihr dann Ruhe auf Unkosten der Freyheit herstellen? Wollt Ihr etwa zu der ausübenden Gewalt sagen: „Sende deine Soldaten da oder dorthin; bringe Schrecken in die Städte und auf das Land!“ Das hiesse ja offenbar die Aristokraten begünstigen. Stellen wir dem Volke vor, daß es menschlich und gerecht handeln muß; aber schrecken dürfen wir dasselbe nicht!

Herr von Clermont Tonnerre. Vor dem Reiche der Freyheit schmeichelte man den Königen. Man wagte es nicht, in ihrer Gegenwart, die Wörter Volk und Nation zu nennen; und wer es hätte wagen dürfen, mit ihnen von den Rechten ihrer Unterthanen zu sprechen, der würde als ein Aufrührer behandelt worden seyn. Hüten wir uns nunmehr dieses Beyspiel nachzuahmen, indem wir dem Volke schmeicheln. Sagen wir demselben jederzeit, nicht was seinen Leidenschaften gefällt, sondern was wahr, und was ihm zu hören nothwendig ist. Wollt ihr den Triumph der Freyheit durch

eben die Ungerechtigkeit beflecken, deren sich der Despotismus schuldig gemacht hat? Mein Vorgänger sagt: keine Revolution habe so wenig Blut gekostet als die unsrige. Aber, wäre auch nur ein einziger Blutstropfen vergossen, ein einziger Mann aufgeopfert worden: so würde dieses ein Verbrechen seyn, das bestraft werden müßte. Jetzt werden die Auflagen nicht bezahlt, die ausübende Gewalt ist ohne Kraft, das Volk überläßt sich dem Aufruhr: und dennoch kann das Volk seine Rechte nicht anders erhalten, als wenn es seine Pflichten erfüllt. Bleibt der König ohne Gewalt; so werden die Auflagen nicht bezahlt werden, der Aufruhr wird fortdauern, und die größten Uebel werden daraus entstehen.

Herr Duport. Man hat uns oft das Beyspiel der Engländer vorgehalten: aber der Engländer weicht der Straße aus, auf welcher er Räuber fürchtet, ehe er zugeben sollte, daß eine Marechaussee errichtet würde, um die Strassen sicherer zu machen. Man sagt Euch: um die Ruhe herzustellen müsse eine zurückhaltende Gewalt vorhanden seyn. Dieses ist das Mittel des Despotismus. Unter dem Reiche der Freyheit wird die Ruhe durch die Gerechtigkeit und durch billige Gesetze erhalten werden; jede andere Ruhe ist weiter nichts als die Geduld der Sklaverey.

Graf Mirabeau. Was? Sehen denn Diejenigen, welche uns die Republik (ich meyne das öffentliche Wesen) in Gefahr zeigen, kein anderes Mittel als die Diktatur? Die Diktatur, in einem Lande von vier und zwanzig Millionen Menschen! Die Diktatur eines Einzigen! und zwar zu einer Zeit, wo die Nation ihre rechtmäßigen Stellvertreter hat, und an einer Konstitution arbeitet! Leset, leset die mit Blut geschriebenen Zeilen

des Generals Dalton an den Kaiser: „Ich sehe lieber brennende Dörfer, als aufrührische Dörfer.“ a) Dieß ist der Kodex eines Diktators! Und so etwas wagt man noch einer Versammlung vorzuschlagen, welche zweymal, im Junius und im Julius des verwichenen Jahres, den Staat vor diktatorischen Proklamationen gerettet hat! Und da mahlt man uns das Gemählde der Tugenden unsers erhabenen Monarchen mit den schönsten Farben aus; Tugenden, welche wir selbst, mehr als einmal, mit Recht gelobt haben! Lassen wir dem Könige Gerechtigkeit wiederfahren, aber gestehen wir auch zugleich, daß die Diktatur für die Kräfte eines Einzigen zu groß ist; wie groß auch übrigens sein Karakter, seine Tugenden und seine Geisteskräfte seyn mögen.

Herzog von Aiguillon. Wir können nicht mit zuviel Gelindigkeit verfahren. Darum schlage ich vor, die Berathschlagungen über alle gewaltsamen Mittel, bis auf eine unbestimmte Zeit, aufzuschieben.

Herr Cazales. Wenn man den Räubern, welche jetzt die Schlösser zerstören, nicht Einhalt thut; so wird bald kein Eigenthum mehr vor denselben sicher seyn. Wir werden dann einen Krieg Derjenigen welche Nichts besitzen, gegen Diejenigen welche Etwas besitzen, überall ausbrechen sehen.

(Lärm. Tumult. Geschrey: „Stimmt! Stimmt! Stimmt! keine weitere Berathschlagung!“ Klingeln des Präsidenten. Es wird erst nach einer Stunde wieder völlig ruhig.)

---

a) J'aime mieux voir des villages incendiés, que des villages révoltés.

Nach langen unordentlichen und uninteressanten Debatten, gab endlich die Versammlung ein Gesetz, um den, in den Provinzen ausgebrochenen Unruhen und Unordnungen Einhalt zu thun.

Am fünf und zwanzigsten Februar wurde ein Brief des Herrn Marggrafen von Anspach an die Nationalversammlung vorgelesen. Der Herr Marggraf wünscht der Versammlung zu dem Erfolge ihrer Arbeiten Glück, lobt die Weisheit ihrer Beschlüsse, und macht bekannt, daß er an der französischen Regierung die Summe von 572,000 Livres, wegen einiger, im siebenjährigen Kriege gethaner Lieferungen, zu fordern habe.

Die Nachrichten, welche um diese Zeit aus den Kolonien ankamen, waren äusserst beunruhigend. Auf der Insel St. Domingue nöthigten die Einwohner den Kommandanten zu fliehen, und mißhandelten die übrigen Offiziere. Den Herrn Moreau de St. Mery hängten sie im Bildnisse auf, weil sie erfahren hatten, daß er sich zu Paris mit der Gesellschaft vereinigt hätte, welche die Abschaffung des Sklavenhandels verlangte. Seinen Schwager führte man auf einem Esel in der Stadt herum, und am andern Tage ward, aus Freude über die erlangte Freyheit, das Te Deum gesungen. Der Gouverneur der Festung wurde gefangen genommen, und sein erster Offizier ward aufgehängt. Im Januar 1790 nahmen die Unruhen zu St. Domingue bis auf einen fürchterlichen Grad zu. Das Zeughaus wurde erbrochen, und die Waffen mit Gewalt herausgenom-

die niemals stirbt, so lange sie sich nur unter der Fahne der Freyheit aufopfert.“ a)

In demselben Tone fährt diese Zuschrift noch lange fort, und ladet alle europäischen Nationen ein, dem Beyspiele Frankreichs zu folgen, und ein allgemeines Bündniß zu einem ewigen Frieden zu machen.

Die Einwohner von Montpellier schrieben an die Nationalversammlung: „Wir haben den Eid geschworen, welcher uns die heiligste Pflicht auflegt. Der Himmel war Zeuge. Mögen die Worte dieses Eides bis zu Ihren Ohren gelangen; möge er Ihre Standhaftigkeit erhalten! Die Schwerdter, mit denen der Patriotismus, in den Tagen des Schreckens, unsere Hände bewaffnet hat, sollen sich gegen die Meineidigen kehren, und wir werden nie zugeben, daß der, Ihnen schuldige Gehorsam, im Mindesten verletzt werde; eben so wenig als die Treue, welche wir der Nation, dem Gesetze, und dem Könige geschworen haben.

Im Dauphine versammelten sich 18,500 bewaffnete Bürger, unter freyem Himmel, und schworen folgenden Eid: „Wir französische Bürger, Bewohner der Alpen, die wir hier, am Ufer des Drome, versammelt, und, durch Liebe zu dem allgemeinen Besten und zu der Freyheit, vereinigt sind, schwören, in Gegenwart des Vaters der Menschen, und auf den Altar des Vaterlandes, bey unserm Gewissen, bey unsern Waffen, und bey allem was uns am Theuersten ist: von dem gegenwärtigen Augenblicke an, mit allen guten

a) In der französischen Sprache läßt sich dieses weit stärker ausdrücken, weil da das Wort Vaterland (la patrie) weiblichen Geschlechts ist.

Neuntes Buch.

Geschichte der französischen Staatsveränderung, von der Hinrichtung des Marquis de Favras, bis zu dem großen Bundesfeste.

Berathschlagungen in der Nationalversammlung, wie der Anarchie abzuhelfen sey. Brief des Herrn Marggrafen von Anspach. Unruhen in den Kolonien. Beschluß der Nationalversammlung, die Kolonien betreffend. Zuschrift von Bordeaux an die Nationalversammlung. Zuschrift von Montpellier. Geleisteter Eid im Dauphine; in Bretagne. Mademoiselle Theroigne de Mericourt. Geleisteter Eid in Burgund, und Zuschrift, an den König. Lächerliche Verordnung des Bürgerrathes zu Duplines. Aufhebung der Verhaftbriefe. Gerichtshof des Chatelet. Die französische ostindische Kompagnie. La Fayettes Rede über die Konstitution. Gesandtschaft der Versammlung an den König, wegen des Todes des Kaisers Joseph. Das rothe Buch. Rückkunft des Prinzen von Conty. Berathschlagung über einen Brief des Königs. Berathschlagungen wegen der patriotischen Steuer. Unbesonnenes Betragen des Marquis Dambert zu Marseille. Patriotische Geschenke. Priester predigen Aufruhr. Der Kardinal Rohan. Berathschlagungen über die ostindische Gesellschaft. Zuschrift der Graubündtner. Patriotisches Geschenk der Frankreicher zu Smyrna. Brief des Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg. Gegenrevolution des Herrn von Maillebois. Schwacher Karakter des Herrn Necker. Berathschlagungen über die Vorrechte der römischkatholischen Religion. Paoli vor der Nationalver-

Bund zu brechen wagt! Fortdauernder Wohlstand Demjenigen, der denselben heilig beobachtet!"

Die berüchtigte Mademoiselle Theroigne de Mericourt, welche, am fünften und sechsten Oktober, zu Versailles eine so auffallende Rolle spielte, hatte seither auch zu Paris öftere patriotische Versammlungen gehalten. Im März that sie dem Distrikte der Cordeliers, in welchem ihre Wohnung lag, den Vorschlag: einen Pallast für die Nationalversammlung auf den Ruinen der Bastille zu erbauen. „Können den die wahren Patrioten" rief sie aus, „noch länger zugeben, daß die ausübende Gewalt in den schönsten Pallästen der Welt wohne; während die gesetzgebende Gewalt, welche den einzigen und wahren Oberherren vorstellt, unter Zelten wohnt, und sich bald mit einem Ballhause, a) bald mit einer Reitschule b) behelfen muß, und der es geht, wie Noahs Taube, welche keinen Ort fand, wo sie ihren Fuß hinsetzen konnte." Der Vorschlag dieser Dame wurde mit grossen Beyfallbezeigungen aufgenommen, und es ward beschlossen, daß an alle Bürgergerichte geschrieben, und daß zu dem Bau eines Pallastes, für die Sitzungen der Nationalversammlung, Subskriptionen angenommen werden sollten.

Am 21. Februar versammelte sich, zu Dole im Burgund, die bewaffnete Bürgermiliz der Franche

a) Wie zu Versailles am 20. Junius 1789.

b) Das Haus, in welchem die Nationalversammlung zu Paris ihre Sitzungen hielt, war vorher eine Reitbahn gewesen.

Comté, eines Theils des Elsasses, und der Provinz Champagne. Diese patriotische Armee, von 150,000 Mann, schwor unter freyem Himmel den Bürgereid, und bezeigte einstimmig ihre Anhänglichkeit an die Beschlüsse der Nationalversammlung, und ihre Liebe für den König. Sie übersandte der Nationalversammlung eine Zuschrift, und schrieb an den König folgenden Brief:

„Wenn das Herz Eurer Majestät sich bey der Erinnerung alles des Unglücks betrübt, das wir eben sowohl gefühlt haben als Sie, so mögen Sie Sich zu gleicher Zeit sagen, daß diesen Unordnungen überall Einhalt gethan worden, oder daß dieselben auch ganz unterblieben sind, aus Furcht Ihnen zu mißfallen; und daß dieser Grund niemals ohne Wirkung ist vorgetragen worden, selbst nicht in der Verirrung und in den schrecklichsten Unruhen. Wenn, mitten in der Gährung der Anarchie, die Tugenden Eurer Majestät, und die Verehrung welche dieselben Ihrem Volke einflössen, dem Schwindel der heftigsten Leidenschaften haben Einhalt thun können; was werden Sie dann nicht, Sire, für den Wohlstand und das Glück Ihres Königreiches vermögen, wenn die Liebe der Frankreicher für Sie bis auf einen unaussprechlichen Grad gestiegen seyn wird, und Sie Sich denselben nicht mehr anders als mit Gesetzen umgeben, welche gerecht, und der Ausdruck des Willens der ganzen Nation sind, darstellen werden!“

Einige von den neuerrichteten französischen Bürgergerichten gaben im Anfange äusserst sonderbare, zum Theil auch höchst lächerliche Verordnungen. So erschien z. B.

am achtzehnten März, von dem Bürgerrathe zu Duplines, im französischen Flandern, folgende Verordnung:

„Nachdem wir Maire und Bürgerräthe schon lange bemerkt haben, daß die Aristokraten, von denen diese Gegend voll ist, den Despotismus begünstigen, und auf eine sträfliche Weise unterstützen; wie auch, daß sie sich Mühe geben, durch ihre Reden die ruhigen Einwohner unserer Stadt zu betrügen, und kränkende Unruhe über eine Zukunft zu verbreiten, welche so grosses Glück verspricht; daß sie uns mit antinationalen Broschüren überschwemmen; daß diese Betrüger aussprengen, die Plane der Nationalversammlung seyen zwar gut in der Theorie, in der That aber unausführbar (ungeachtet alle hier schon in Ausübung gebracht sind); der König genehmige nur weil er nicht frey sey (ungeachtet uns der König selbst die Ehre angethan hat, uns seine Rede vom vierten Februar zuzusenden, um uns das Gegentheil zu beweisen). Da wir nun gerechter Weise aufgebracht sind, daß man Ludwig den Sechszehnten, den guten Bürgerkönig, den Wiederhersteller der Freyheit, den Besten der Könige, auf diese Weise zu verläumden wagt; so haben wir verboten, und verbieten ausdrücklich, aristokratische Reden zu führen, und Schriften zu lesen, die dahin abzwecken könnten, die Bürger von Duplines über die Folgen der glücklichen Revolution unruhig zu machen, oder die Hochachtung, und die schnelle und unbedingte Unterwürfigkeit, unter die weisen Beschlüsse der erhabenen Nationalversammlung, zu vermindern; bey Strafe gegen die Ungehorsamen, für Störer der Ruhe und für Feinde des Vaterlandes angesehen, und als Verbrecher der beleidigten Nation bestraft zu werden. Und da die Publizität die Schutzwehr des Volkes ist,

so haben wir zu gleicher Zeit befohlen, daß diese unsere Verordnung in der Kirche verlesen, gedruckt, bekannt gemacht, und überall, wo es nöthig seyn wird, angeschlagen werden solle."

Am dreyzehnten März gab die Versammlung, allen Denjenigen, die durch Verhaftbriefe ungerechter Weise waren gefangen gehalten worden, durch folgende Verordnung die Freyheit:

"Die Nationalversammlung hat beschlossen, und beschließt, wie folgt: Innerhalb sechs Wochen, nach der Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses, sollen alle Personen, welche in Schlössern, Klöstern, Zuchthäusern, Polizeyhäusern, oder andern Gefängnissen, von welcher Art dieselben seyn möchten, durch Verhaftbriefe, oder auf Befehl der Agenten der ausübenden Gewalt, ohne durch ein gerichtliches Urtheil dazu verurtheilt zu seyn, gefangen gehalten sind, wenn nicht gegen sie eine Klage über ein Kapitalverbrechen vorhanden ist, oder wenn sie nicht um des Wahnsinns willen eingeschlossen sind, auf freyen Fuß gesetzt werden."

Nach der Hinrichtung des Marquis de Favras untersuchte das Gericht des Chatelet zu Paris die Anklagen, welche gegen die übrigen, in den Gefängnissen aufbehaltenen Staatsgefangenen, vorhanden waren. Man fand dieselben unschuldig, und gab ihnen ihre Freyheit. Aber die Demokraten waren mit dieser Gelindigkeit sehr unzufrieden, und rächten sich an den Richtern, durch Pasquille, durch Schimpfwörter und Epigrammen, von welchen letztern wir Eines zur Probe hersetzen wollen.

am achtzehnten März, von dem Bürgerrathe zu Duplines, im französischen Flandern, folgende Verordnung:

„Nachdem wir Maire und Bürgerräthe schon lange bemerkt haben, daß die Aristokraten, von denen diese Gegend voll ist, den Despotismus begünstigen, und auf eine sträfliche Weise unterstützen; wie auch, daß sie sich Mühe geben, durch ihre Reden die ruhigen Einwohner unserer Stadt zu betrügen, und kränkende Unruhe über eine Zukunft zu verbreiten, welche so grosses Glück verspricht; daß sie uns mit antinationalen Broschüren überschwemmen; daß diese Betrüger aussprengen, die Plane der Nationalversammlung seyen zwar gut in der Theorie, in der That aber unausführbar (ungeachtet alle hier schon in Ausübung gebracht sind); der König genehmige nur weil er nicht frey sey (ungeachtet uns der König selbst die Ehre angethan hat, uns seine Rede vom vierten Februar zuzusenden, um uns das Gegentheil zu beweisen). Da wir nun gerechter Weise aufgebracht sind, daß man Ludwig den Sechszehnten, den guten Bürgerkönig, den Wiederhersteller der Freyheit, den Besten der Könige, auf diese Weise zu verläumden wagt; so haben wir verboten, und verbieten ausdrücklich, aristokratische Reden zu führen, und Schriften zu lesen, die dahin abzwecken könnten, die Bürger von Duplines über die Folgen der glücklichen Revolution unruhig zu machen, oder die Hochachtung, und die schnelle und unbedingte Unterwürfigkeit, unter die weisen Beschlüsse der erhabenen Nationalversammlung, zu vermindern; bey Strafe gegen die Ungehorsamen, für Störer der Ruhe und für Feinde des Vaterlandes angesehen, und als Verbrecher der beleidigten Nation bestraft zu werden. Und da die Publizität die Schutzwehr des Volkes ist,

so haben wir zu gleicher Zeit befohlen, daß diese unsere Verordnung in der Kirche verlesen, gedruckt, bekannt gemacht, und überall, wo es nöthig seyn wird, angeschlagen werden solle."

Am dreyzehnten März gab die Versammlung, allen Denjenigen, die durch Verhaftbriefe ungerechter Weise waren gefangen gehalten worden, durch folgende Verordnung die Freyheit:

"Die Nationalversammlung hat beschlossen, und beschließt, wie folgt: Innerhalb sechs Wochen, nach der Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses, sollen alle Personen, welche in Schlössern, Klöstern, Zuchthäusern, Polizeyhäusern, oder andern Gefängnissen, von welcher Art dieselben seyn möchten, durch Verhaftbriefe, oder auf Befehl der Agenten der ausübenden Gewalt, ohne durch ein gerichtliches Urtheil dazu verurtheilt zu seyn, gefangen gehalten sind, wenn nicht gegen sie eine Klage über ein Kapitalverbrechen vorhanden ist; oder wenn sie nicht um des Wahnsinns willen eingeschlossen sind, auf freyen Fuß gesetzt werden."

Nach der Hinrichtung des Marquis de Favras untersuchte das Gericht des Chatelet zu Paris die Anklagen, welche gegen die übrigen, in den Gefängnissen aufbehaltenen Staatsgefangenen, vorhanden waren. Man fand dieselben unschuldig, und gab ihnen ihre Freyheit. Aber die Demokraten waren mit dieser Gelindigkeit sehr unzufrieden, und rächten sich an den Richtern, durch Pasquille, durch Schimpfwörter und Epigrammen, von welchen letztern wir Eines zur Probe hersetzen wollen.

Addresse au Châtelet.

Vous, qui lavez Broglie, Augéard,
Qui lavez Bésenval, qui laveriez la peste,
Vous êtes le papier brouillard.
Vous enlevez la tâche, et la tâche vous reste.

Am achtzehnten März fieng die Nationalversammlung an, sich über die Frage zu berathschlagen: ob das ausschliessende Privilegium der französischen ostindischen Kampagnie ferner fortdauern solle, oder nicht?

Im Jahre 1664. war der Handel nach Ostindien in Frankreich noch sehr geringe, als Colbert es für nützlich hielt, diesen Handel ausschlissenderweise einer Gesellschaft zu überlassen. Diese Gesellschaft gab, im Jahre 1769, dem Staate ihr Privilegium wiederum zurück, weil sie fand, daß sie zu schwach sey, um sich desselben ferner bedienen zu können. Privatpersonen trieben den ostindischen Handel, mit mehr oder weniger Glück, von 1769. bis 1785. In diesem Jahre gab die Regierung einer neuen Gesellschaft abermals das ausschliessende Vorrecht dieses Handels. Alle Handlungs- und Manufakturstädte des Königreiches, und mit ihnen die Insel Isle de France in Ostindien, thaten Vorstellungen gegen dieses Verfahren der Minister.

Von der Zeit der Aufhebung der alten ostindischen Gesellschaft, bis zu der Errichtung der neuen Gesellschaft, so lange der Handel frey war, das heißt von dem Jahre 1769 bis zu dem Jahre 1785, sind aus den französischen Seehäfen 340 Schiffe, zusammen genommen 148,945 Tonnen hältend, nach Ostindien abgegangen.

Dieß giebt, im Durchschnitte genommen, für jedes Jahr, 21 Schiffe und 9,309 Tonnen. In den vier Jahren von 1774 bis 1777, sind 118 Schiffe von 57,190 Tonnen abgegangen, und dieses giebt für jedes Jahr 29 Schiffe und 14,297 Tonnen.

Hingegen hat die neuerrichtete ostindische Gesellschaft, in den vier Jahren, 1785, 1786, 1787 und 1788, weit weniger Schiffe weggeschickt. Im Jahre 1785 nur drey, im Jahre 1786 neun, im Jahre 1787 zehen, und im Jahre 1788 nur sieben; zusammengenommen 29 Schiffe oder 17,038 Tonnen. Dieß giebt, im Durchschnitte genommen, für jedes Jahr sieben Schiffe, und 4,258 Tonnen. Zu der Zeit da der ostindische Handel frey war, betrugen die eingeführten Waaren, in denjenigen Jahren, in welchen die Einfuhr am stärksten war, nahe an drey und dreyßig Millionen; die Gesellschaft hingegen hat ihre Einfuhr niemals über drey und zwanzig Millionen in Einem Jahre bringen können.

Die Berathschlagung über das ausschliessende Vorrecht der ostindischen Gesellschaft wurde von der Versammlung bis auf den dreyßigsten März verschoben.

Am ein und zwanzigsten März las Herr Bacon de Menou einen Plan zu den künftigen Arbeiten der Versammlung vor. Er hielt der Versammlung eine Lobrede; und bemerkte: dieselbe sey weiter gegangen, als irgend eine andere Nation zu gehen bisher habe unternehmen dürfen. Sie habe es gewagt, alle Irrthümer, alle vorhandenen Einrichtungen, alle Mißbräuche, alle Gewohnheiten zu zerstören; sie habe es gewagt, durch Vernunft und Gerechtigkeit, auf den Trümmern des Privatvortheils, die Grundlage zu einer neuen Ordnung der

Dinge zu legen. „Diejenigen“ sagte er „welche unsere Arbeiten tadeln, werfen uns vor, daß wir Alles umgeworfen hätten. Wozu hat sich dann die Nation versammelt, als dazu, auf einmal alle diese Mißbräuche abzuschaffen und den Bankerot zu verhindern, welchem dieselben uns zuführten? Es war keine Zeit mehr, Palliativmittel zu gebrauchen: Alles war fehlerhaft, und Alles mußte zerstört werden. Sie werfen uns vor, wir hätten die Monarchie zerstört. Aber wenn sie unsere Arbeiten betrachten, so werden sie finden, daß dieselben dahin abzwecken, eine Monarchie zu gründen, welche frey durch die Gesetze seyn soll. Was für ein Recht hatte der König ehe die Nationalversammlung versammelt war? Das Recht der Gewalt. War der Monarch glücklich? Nein! Mit einer ungeheuren Last beladen, deren Gewicht er allein zu tragen nicht im Stande war, betrogen, von den Höflingen tyrannisirt, hatte er weiter nichts als den Schein der Macht, ohne die Würde derselben zu haben. Was wird jetzt geschehen? Der König, als Mittelpunkt aller Gewalt, als Oberhaupt der ausübenden und der verwaltenden Gewalt, wird der ganzen politischen Maschine den Stoß geben. Jederzeit wird man ihm gehorchen; den er wird im Namen des Gesetzes befehlen, und alle Staatsbürger werden diejenigen Gesetze beschützen, welche sie selbst gegeben haben. Er wird Macht haben Gutes zu thun, und das glückliche Unvermögen Böses thun zu können. Als Oberhaupt eines freyen Volks, wird er der mächtigste Monarch in der ganzen Welt seyn. Aber (wirft man uns vor) die Nationalversammlung spricht von nichts als von Freyheit, von Ruhe, und von dem Ansehen des Königs: und von alle diesem ist nichts vorhanden. Antwortet, verkehrte

Menschen, die ihr Zwietracht streuet, kann der König alle das Ansehen, alle die Freyheit, welche die Konstitution ihm zugestehen wird, erhalten, ehe diese Konstitution noch geendigt ist? Darum schlage ich vor, daß wir einen neuen Plan machen, um die Konstitution so bald als möglich zu Ende zu bringen."

Hr. de la Fayette. Ich unterstütze den Vorschlag des Hrn. Menou, und jeden andern Vorschlag, welcher unsre Fortschritte begünstiget, die Unruhe dämpft, und die Verläumdung verstummen macht. In der That, was können unsere Tadler sagen, wenn die Nationalversammlung in ihren Berathschlagungen Allem ausweicht was nicht zu der Sache gehört, wenn ihre Sitzungen nicht mehr unfruchtbar und nicht mehr stürmisch sind, wenn sie ihre Pflichten und ihre Arbeiten auf folgende zwey Worte einschränkt: Finanzen und Konstitution? Finanzen, denn die Revolution muß, indem sie dem Volke alle seine Rechte zurückgiebt, zu gleicher Zeit die Wohlfahrt desselben auf immer befestigen; und man kann nicht läugnen, daß jetzt das Volk leidet; daß die Handlung in Unthätigkeit ist; daß die Handwerker ohne Arbeit sind; und daß jeder Aufschub uns dem Verderben zuführt. Konstitution, denn mit derselben hat man alles. Stellvertretende Gesetzgeber, welche Gesetze mit Weisheit geben; eine Justiz, deren Grundlagen die Geschwornen (die engländischen Jurys) sind; Volkswahlen; disciplinirte Armeen, von denen kein Mißbrauch gemacht werden kann; eine Erziehung, welche die Grundsätze einschärft, und die Anlagen ausbildet; eine ruhige Nation, unter den Waffen der Freyheit; einen König, mit aller der Macht begabt, welche eine große Monarchie erfodert,

und mit allem dem Glanze, welcher sich für die Majestät eines grossen Volks schickt; endlich, eine festgesetzte und vollständige Einrichtung der Regierungsform, und jene genaue Bestimmung einer jeden Art von Gewalt, welche allein die Tyranney verbannt. Ich versichere die Versammlung, daß die Bürgermiliz, deren Eifer eben so anhaltend als kräftig ist, sehr darnach verlangt, in Unseren Beschlüssen ihre konstitutionsmäßige Stelle zu finden, und in denselben ihre Pflichten zu lesen. Doch gestehe ich, daß die vorläufige Einrichtung der Justiz noch um so viel nothwendiger ist, da das Gesetz nur zu oft noch, selbst in denjenigen, denen die Ausübung desselben übertragen ist, Widersacher findet, und da es noch immer Aufwiegler aller Art giebt, welche in ihren sträflichen Verirrungen, den Versuch machen könnten, Schwierigkeiten oder Vorwände (prétextes) der Gründung der öffentlichen Ruhe entgegen zu setzen. Und vielleicht verzeiht man Ungeduld die Konstitution geendigt zu sehen, demjenigen, der dem Volke versprochen hat: nicht ihm zu schmeicheln, sondern dasselbe zu vertheidigen; und der sich selbst verspricht, daß das Ende der Revolution, indem es ihn genau wieder auf diejenige Stelle setzt, auf welcher er war ehe dieselbe anfieng, ihn ganz der Reinheit seiner Erinnerung überlassen werde."

Am ein und zwanzigsten März sandte die Nationalversammlung eine Gesandschaft an den König und an die Königin, um beyden Majestäten ihr Beyleid über den Tod des Kaisers zu bezeigen. Der Präsident, Hr. Rabaud de St. Etienne, hielt folgende Anrede an den König.

„Sire!“

„Die Nationalversammluug rechnet es mit unter ihre heiligsten Pflichten, unangenehme Vorfälle, welche Eure Majestät betreffen, mit ihnen zu theilen, und ihnen die Gesinnuugen eines zahlreichen Volkes, dessen Stellvertreter sie ist, zu überbringen. Wir haben von ihr den Auftrag erhalten, Eurer Majestät die Theilnahme zu bezeigen, welche dieselbe an dem Verluste nimmt, den Eure Majestät erlitten haben. Wir erfüllen, Sire, diese traurige Pflicht. Ihr Herz hat großer Tröstungen vonnöthen, und die Nationalversammlung ist dieselben Eurer Majestät schuldig. Indem sie sich ohne Aufhören damit beschäftigt, die Konstitution zu endigen, deren Grundsätze Eure Majestät angenommen hat; indem sie sich damit beschäftigt, Ordnung in die Finanzen zu bringen; hofft sie zuverläßig, das öffentliche Zutrauen, welches durch hundert übertriebene Schreckbilder verirrt worden ist, gegen Eure Majestät wiederum herzustellen. Dann wird die Nationalversammlung Eurer Majestät, als einen Tribut, Versicherungen überbringen, die Ihres gefühlvollen Herzens würdig sind: die Herstellung des öffentlichen Kredits, ein wiedergebohrnes Reich, eine neue Ordnung von Dingen, welche aus den Trümmern hervorgeht, und glückliche Völker, unter der Regierung des besten und des großmüthigsten aller Könige.“

Der König antwortete:

„Meine Herren. Versichern sie die Nationalversammlung, daß ich über den Antheil, welchen dieselbe an meinem Verluste nimmt, sehr gerührt bin. Sie kennt mein Herz, wenn sie glaubt, daß das zuverläßigste Mittel, meinen Schmerz zu trösten, darinn bestehe, daß

sie thätig für das Wohl meines Volkes arbeite."

Zu der Königin sprach der Präsident:

„Madame."

„Die Nationalversammlung hat uns aufgetragen, Ihnen den Antheil zu bezeigen, welchen sie an dem gerechten Schmerze nimmt, den Eure Majestät über den Verlust Seiner Kaiserlichen Majestät, Ihres erhabenen Bruders, empfunden haben. Indessen glaubt die Versammlung, sich nicht von der Achtung zu entfernen, welche dieselbe Ihrer Betrübniß schuldig ist, wenn Sie Eure Majestät ersucht, Ihren Schmerz zu vergessen, und sich gänzlich einem großen Volke zu widmen, welches mit Zuversicht seine Blicke auf sie gerichtet hat. Es setzt seine Hoffnung in jene Größe des Karakters, durch welche Eure Majestät Sich so sehr über Ihr Geschlecht erhebt. Es hofft, Madame, Ihren Trost und den seinigen in eben den Gefühlen der Natur zu finden, welche jetzt die Ursache ihrer Trauer sind, und welche, indem sie sich mit desto größerer Zärtlichkeit auf das königliche Kind lenken, das Eure Majestät zum Glücke der Frankreicher erzieht, Ihnen Veranlassung gegeben haben, uns anzukündigen, daß sie für jenes und für diese gleiches Schicksal verlangen. Die Nationalversammlung, indem sie die Bekümmernisse Eurer Majestät mit Ihnen theilt, zweifelt nicht, Madame, daß sie nicht auch an dem was uns bekümmert Antheil nehmen sollten; und sie hofft, daß, nach den großen Bewegungen, welche das Schicksal Frankreichs gehoben und gleichsam aufgehalten haben, dasselbe bald wiederum seinen Lauf, zum festen Ruhme des Throns, und zu der Wohlfahrt der Nation nehmen werde."

Die Königin antwortete:

„Ich bin sehr gerührt, über den Antheil, den die Versammlung an dem Verluste nimmt, welchen ich erlitten habe. Ich bin von den Gesinnungen derselben gegen mich überzeugt, und ich bitte Sie ihr meine Dankbarkeit zu bezeigen.“ a)

Eines der merkwürdigsten Ereignisse um diese Zeit war die öffentliche Bekanntmachung des sogenannten rothen Buches, oder des Verzeichnisses der geheimen Pensionen und Gnadengehalte, welche aus dem königlichen Schatze, an die große Menge der Höflinge, der Pflastertreter, Schmarozer und Blutigel, ausgezahlt wurden. Unwille bemächtigt sich der Seele des Menschenfreundes, welcher dieses, von dem blutigen Schweiße tief gebeugter und zu Boden gedrückter Unterthanen roth gefärbte Buch, in die Hand nimmt; und wenn er es weglegt, so lobpreißt er die Vorsehung, welche diesem Unfuge endlich ein Ende gemacht, und den stolzen und schmarotzenden Hofadel in Frankreich auf immer zerstört hat!

Das rothe Buch war ein Verzeichniß von Ausgaben. In rothen Saffian gebunden, bestand es aus 122 Blättern. Das Papier war das schönste Holländische, aus den Manufakturen des D. et C. Blauw mit den Worten im Papier: Pro Patria et Libertate. Die ersten zehen Blätter enthielten die Ausgaben der

---

a) Je suis très sensible a la part que l'Assemblée prend à la perte que je viens de faire. Je suis persuadée de ses sentiments pour moi, et je vous prie de lui en témoigner ma reconnoissance.

Regierung Ludwigs des Fünfzehnten. Die zwey und dreyßig folgenden gehörten zu der Regierung Ludwigs des Sechszehnten; die übrigen waren noch unbeschrieben. Der erste Artikel der jetzigen Regierung war vom 19. May 1774, über 200,000 Livres, welche den Armen, bey Gelegenheit des Todes Ludwigs des Fünfzehnten ausgetheilt worden waren. Der letzte Artikel war vom 16. August 1789, über 7500 Livres, als ein Vierteljahr der Pension der Madame d'Ossun. Der König verlangte, daß diejenigen Blätter, welche die Ausgaben seines Vorfahren beträfen, nicht gelesen, sondern versiegelt werden sollten; und dieses ist auch geschehen.

Alle geheimen Ausgaben der gegenwärtigen Regierung lassen sich unter zehen Klassen bringen:

1. Den Brüdern des Königs .	28,364,000
2. Geschenke und Gnadenbezeugungen	6,174,000
3. Pensionen und Gehalte . .	2,221,000
4. Almosen	254,000
5. Entschädigungen und Vorschüsse	15,254,000
6. Gekaufte Stellen . . .	20,868,000
7. Finanzsachen	5,825,000
8. Auswärtige Geschäfte und Posten	135,804,000
9. Verschiedene Ausgaben . .	1,794,000
10. Ausgaben für die Person des Königs und der Königin . .	11,423,000
Summe	227,981,000

Wenn man diese ungeheure Summe betrachtet, so darf man dabey nicht vergessen, daß dieses nur ein kleiner Theil der Königlichen Ausgaben ist; nur die ge-

heimen

heimen Ausgaben. Die nicht geheimen sind in der, vorher schon gedruckten, ebenfalls ungeheuren Pensionsliste, von welcher oben Meldung geschah, und in dem Verzeichnisse der Ausgaben des Departements der auswärtigen Geschäfte (dessen ebenfalls schon erwähnt wurde) zu finden. Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, daß dieses nur das rothe Buch des Finanzministers ist; denn jeder Minister hatte ein eigenes rothes Buch, in welches er die geheimen Ausgaben eintrug, das heißt, diejenigen Ausgaben, welche er anzugeben sich geschämt hätte, oder welche er zu beweisen unmöglich fand. Außerdem gab es noch sogenannte Ordonnances de Comptant, und diese beliefen sich, von dem Jahre 1779 bis zum Jahre 1787, jedes Jahr von 87 bis zu 136 Millionen.

Es sey uns erlaubt, über jede Klasse der Ausgaben des rothen Buchs einige Bemerkungen zu machen.

Erste Klasse. Den Brüdern des Königs. Monsieur, oder der Graf von Provenze, hat, von dem Jahre 1782 bis zum Jahre 1787, aus dem königlichen Schatze genommen: 14,614,000 Livres. Der Graf von Artois, in demselben Zeitraume: 13,750,000 Livres. Ueberdieß nahm der König, am 28. December 1783, den Vorschlag des Calonne an, die Schulden des Grafen von Artois aus dem königlichen Schatze zu bezahlen. Außer demjenigen, was schon bezahlt worden ist, hatte sich der Schatz noch anheischig gemacht, für den Grafen, im Jahre 1789, 1,600,000 Livres, im Jahre 1790 eben soviel, und im Jahre 1791 zwey Millionen zu bezahlen. Nun besaßen die Brüder des Königs, noch außerdem, Apanagen, königliche Schlösser, Güter, beträchtliche Leibrenten, und unge-

heure Schulden. Wahrlich! wenn man alles dieses bedenkt, so wundert man sich nicht, daß jener Kammerherr am französischen Hofe, als er die Geburt eines Prinzen erfuhr, überlaut ausrief: „Abermals ein junger Wolf!"

Zweyte Klasse. Geschenke und Gnadenbezeugungen. Auch hier steht die Familie Polignac, so wie auf der Pensionsliste, oben an. Man findet hier, daß sie die Grafschaft Fenestrange, 1,200,000 Livres an Werth, geschenkt erhalten haben. Der erste Präsident des Pariser Parlaments d'Aligre, bekam, in sieben verschiedenen Artikeln, zusammen 64,500 Livres. Der Rheingraf von Salm hatte 400,000 Livres erhalten. Die Gräfin Lameth, die Mutter der beyden demokratischen Grafen Lameth, 40,000 Livres. Um die Schulden der Prinzessin Christina zu bezahlen 150,000 Livres. Dem Hrn. Sartine 200,000 Livres.

Dritte Klasse. Pensionen und Gehalte. Unter diesen geheimen Pensionären findet man den Prinzen von Condé, den Prinzen von Zweybrücken, Thierry den Kammerdiener des Königs, und sehr viele Hof- und Gesellschaftsdamen der Königin: z. B. die Damen de Pile, d'Albani, de Clermont Tonnerre, d'Andlau, d'Ossun, de Briosne, und andere.

Vierte Klasse. Almosen. Hier steht z. B. „Dem Volke, bey der Ankunft des Königs zu Paris, 15,000 Livres."

Fünfte Klassee Entschädigungen und Vorschüsse. Der Marschallin Mirepoix 125,000 Livres, als eine Entschädigung. Der Prinzessin Conty eine Entschädigung von 2400 Livres. (Unglaublich! eine Prinzessin, und nur hundert Louisdors! Wahrlich

dies war der Mühe nicht werth!) Herrn Furth, am 21. Februar 1778, zur Entschädigung für die ganze Auflage eines Pasquills, 22,680 Livres. Der Madame du Barry, zur Entschädigung, 5,250,000 Livres.

Sechste Klasse. Gekaufte Stellen. Hier erfährt man etwas sehr Sonderbares. Der König von Frankreich hatte Leibrenten! Sieben Millionen und fünfmal hundert tausend Livres hatte der Prinz von Conde auf den Kopf des Monarchen gesetzt. Das heißt: er ließ sich das Interesse dieser Summe zu neun Procent bezahlen, und behielt das Kapital in seiner Brieftasche.

Siebente Klasse. Finanzsachen. An die Pariser Bankiers 5,825,000 Livres, für Seiner Majestät geleistete, und derselben bekannte Dienste.

Achte Klasse. Auswärtige Geschäfte und Postsachen. Diese Klasse ist die unbegreiflichste von allen. Man findet hier, daß das sogenannte Postgeheimniß, das heißt, das Erbrechen öffentlicher Treue anvertrauter Briefe, der französischen Regierung jährlich dreymalhundert tausend Livres kostete. Von allen Ministern Frankreichs war keiner, welcher sich nicht des Mittels bedient hätte, Briefe auf der Post eröffnen zu lassen; sogar Necker nicht, wie folgende Anekdote beweißt. Vor einigen Jahren forderte ein Kaufmann aus Bordeaux von Herrn Necker eine beträchtliche Summe, für den Verlust eines ihm zugehörigen, und mit seiner ganzen Ladung im Dienste des Königs aufgeopferten Schiffes. Necker suchte die Sache in die Länge zu ziehen, und machte Schikanen über Schikanen. Einst wurde der Kaufmann, im Gespräche mit dem Minister, sehr dringend und zuletzt heftig. Hierauf warf ihm Necker

vor, daß er von ihm sehr unanständig gesprochen hätte, und wiederholte seine eigenen Ausdrücke. — „Nein!" antwortete der Kaufmann unwillig, „auf diese Weise habe ich mit Niemand von Ihnen gesprochen; aber meinem Vater habe ich es geschrieben, und sie können es unmöglich auf eine andere Weise erfahren haben, als dadurch, daß Sie meine Briefe auf der Post haben erbrechen lassen." Der Minister schwieg stille, schien verwirrt, und brach die Unterredung ab.

Die geheimen Ausgaben des auswärtigen Departements belaufen sich, von dem Jahre 1774 bis 1788, auf hundert und siebzehn Millionen. Wo ist dieses Geld hingekommen? Dieß scheint ein unauflösliches Räthsel zu seyn. Wir haben oben gesehen, daß unter den bestimmten, festgesetzten Ausgaben des auswärtigen Departements, 200,000 Livres für geheime Ausgaben, und 450,000 Livres für unvorhergesehene Ausgaben, jährlich berechnet wurden. Mit dieser Summe könnte man ja alle Spione in ganz Europa bezahlen, und die Hälfte der Sekretairs bestechen. Wo ist dann jene ungeheure Summe hingekommen? Mit Gewißheit kann man diese Frage nicht beantworten: und Vermuthungen würden hier vermessen seyn. Merkwürdig scheint es, daß diese geheimen, auswärtigen Ausgaben, in den Jahren 1787 und 1788 um einige Millionen zugenommen haben, da doch Frankreich in diesen Jahren keinen Krieg führte, sondern des ruhigsten Friedens genoß.

Neunte Klasse. Vermischte Ausgaben. Enthält keine beträchtlichen Ausgaben. Mit Erstaunen sieht man, daß die Reise des Königs nach Cherbourg nur 148,000 Livres gekostet hat.

Zehnte Klasse. Ausgaben, welche die Person des Königs und der Königin angehen. Nicht mehr als eilf Millionen, seit der Thronbesteigung des Königs! gewiß eine äußerst mäßige Summe!

Der Prinz von Conty, welcher im Anfange der Revolution, mit den übrigen Prinzen geflohen war, kam am Ende des Märzmonats wiederum nach Paris zurück. Er kam in die Versammlung der Bürger desjenigen Distrikts in welchem seine Wohnung war, schwor den Bürgereid, und schenkte den Armen seines Distrikts zweytausend Livres. Er wurde mit den größten Freudenbezeugungen aufgenommen. Das Volk zu Paris hat diesen Prinzen von jeher mehr als alle übrigen geliebt: denn er war beynahe der Einzige, welcher Handwerksleute, die für ihn arbeiteten, richtig bezahlte.

Herr Necker hatte, in einer, am vierten März an die Versammlung gesandten Abhandlung, verlangt, daß die Versammlung einige Glieder aus ihrer Mitte wählen solle, damit diese, mit ihm zugleich, die Aufsicht über die Finanzen haben, und einen Finanzrath (Bureau de Tresorerie) ausmachen möchten, dessen Präsident er seyn würde. Diese Bitte wiederholte er, am zwölften März, in einem Briefe an die Versammlung. Aber die Versammlung berathschlagte sich über diesen Vorschlag gar nicht, weil derselbe einem ihrer Beschlüsse entgegen war; nemlich demjenigen, der da verbietet, daß ein Mitglied der Versammlung irgend eine Stelle von der Regierung annehmen könne. Nun erhielt am fünf und zwanzigsten März, der Präsident der Ver-

sammlung folgenden Brief von dem Könige, welchen er der Versammlung vorlas:

„Mein Herr. Ich habe mit Erstaunen erfahren, daß die Versammlung, über das Verlangen, welches mein Finanzminister derselben bezeugt hat, einen Finanzrath zu errichten, dessen Mitglieder ich beynahe alle aus der Nationalversammlung zu nehmen gedenke, sich noch nicht berathschlagt habe. Die Ausführung dieses Verlangens wird täglich wichtiger, und darum wünsche ich, daß dieser Gegenstand in Berathschlagung genommen werden möge.“

„LUDWIG.“

Die Versammlung beschloß, daß der Präsident sich zu dem Könige begeben solle, um Seiner Majestät zu sagen: die Versammlung würde am folgenden Tage seinem Verlangen entsprechen, und sich über seinen Vorschlag berathschlagen. Am sechs und zwanzigsten März entstanden, über diesen Gegenstand, in der Versammlung folgende Debatten.

Herr Reubel. Es ist jetzt noch nicht Zeit, zu untersuchen, ob der Minister nicht sein Erstaunen bis auf die Zeit hätte verschieben sollen, in welcher die Versammlung den unkonstitutionsmäßigen Vorschlag, den er uns gethan hat, annehmen wird.

Herr de Lepaux (nachdem er ausführlich bewiesen hatte, daß der Vorschlag des Herrn Neckers der Konstitution entgegen sey, und folglich nicht angenommen werden könne, fuhr folgendermaßen fort:) „Noch sey es mir erlaubt, über den nicht konstitutionsmäßigen Brief, welchen die Minister dem Besten der Könige eingegeben haben, einige Bemerkungen zu machen. Dieser Brief müßte von einem Minister unterschrieben seyn. Der Herr Sie-

gelbewahrer hat sich strafbar gemacht, dadurch, daß er uns denselben übersandt hat, indem er uns in die zweydeutige Lage versetzt, entweder unsern Grundsätzen und dem Wohl des Volkes entgegen zu handeln, oder einen König zu betrüben, welcher unserer Liebe so würdig ist. Fürsten die Wahrheit sagen; dieß heißt beweisen, er sey würdig dieselbe zu hören; es ist die schönste Lobrede, welche ein König nur verlangen kann. Sagen wir daher freymüthig, daß wir den Vorschlag Seiner Majestät nicht in Berathschlagung nehmen können. Wachet über die Minister! Wachet meine Herren, über die Minister!"

Herr Barnave. Der Finanzrath, welchen man Euch vorschlägt, ist euren Beschlüssen entgegen; er zielt nur dahin ab, den Ministern die Verantwortlichkeit abzunehmen, und dieselbe den Mitgliedern der Versammlung zu übertragen. Diese enthält, wie der Minister sich ausdrückt, die vorzüglichsten Kenntnisse. Aber Ihr gebt ja die Gesetze. Und was braucht es denn für Kenntnisse dazu, um diese Gesetze auszuüben? Ueberdieß lasset ihr dem Finanzminister, so oft er etwas vorzutragen hat, den Zutritt in die Versammlung. Die Gemeinschaft zwischen ihm und der Versammlung, welche er verlangt, ist dem zufolge schon vorhanden. Ein Finanzrath würde also nicht nur gefährlich, sondern auch unnütze seyn. Darum schließe ich, daß dieser Vorschlag keine Berathschlagung verdiene.

Herr Demeunier. Auch ich bin der Meynung meiner Vorgänger, und ich schlage vor, folgenden Beschluß zu fassen: „Die Nationalversammlung, nachdem dieselbe den Aufsatz des Hrn. Necker vorlesen gehört hatte, wollte einen Beweis ihrer Rücksicht auf den

sammlung folgenden Brief von dem Könige, welchen er der Versammlung vorlas:

„Mein Herr. Ich habe mit Erstaunen erfahren, daß die Versammlung, über das Verlangen, welches mein Finanzminister derselben bezeugt hat, einen Finanzrath zu errichten, dessen Mitglieder ich beynahe alle aus der Nationalversammlung zu nehmen gedenke, sich noch nicht berathschlagt habe. Die Ausführung dieses Verlangens wird täglich wichtiger, und darum wünsche ich, daß dieser Gegenstand in Berathschlagung genommen werden möge.“

„Ludwig.“

Die Versammlung beschloß, daß der Präsident sich zu dem Könige begeben solle, um Seiner Majestät zu sagen: die Versammlung würde am folgenden Tage seinem Verlangen entsprechen, und sich über seinen Vorschlag berathschlagen. Am sechs und zwanzigsten März entstanden, über diesen Gegenstand, in der Versammlung folgende Debatten.

Herr Reubel. Es ist jetzt noch nicht Zeit, zu untersuchen, ob der Minister nicht sein Erstaunen bis auf die Zeit hätte verschieben sollen, in welcher die Versammlung den unkonstitutionsmäßigen Vorschlag, den er uns gethan hat, annehmen wird.

Herr de Lepaux (nachdem er ausführlich bewiesen hatte, daß der Vorschlag des Herrn Neckers der Konstitution entgegen sey, und folglich nicht angenommen werden könne, fuhr folgendermaßen fort:) „Noch sey es mir erlaubt, über den nicht konstitutionsmäßigen Brief, welchen die Minister dem Besten der Könige eingegeben haben, einige Bemerkungen zu machen. Dieser Brief müßte von einem Minister unterschrieben seyn. Der Herr Sie-

gelbewahrer hat sich strafbar gemacht, dadurch, daß er uns denselben übersandt hat, indem er uns in die zweydeutige Lage versetzt, entweder unsern Grundsätzen und dem Wohl des Volkes entgegen zu handeln, oder einen König zu betrüben, welcher unserer Liebe so würdig ist. Fürsten die Wahrheit sagen; dieß heißt beweisen, er sey würdig dieselbe zu hören; es ist die schönste Lobrede, welche ein König nur verlangen kann. Sagen wir daher freymüthig, daß wir den Vorschlag Seiner Majestät nicht in Berathschlagung nehmen können. Wachet über die Minister! Wachet meine Herren, über die Minister!"

Herr Barnave. Der Finanzrath, welchen man Euch vorschlägt, ist euren Beschlüssen entgegen; er zielt nur dahin ab, den Ministern die Verantwortlichkeit abzunehmen, und dieselbe den Mitgliedern der Versammlung zu übertragen. Diese enthält, wie der Minister sich ausdrückt, die vorzüglichsten Kenntnisse. Aber Ihr gebt ja die Gesetze. Und was braucht es denn für Kenntnisse dazu, um diese Gesetze auszuüben? Ueberdieß lasset ihr dem Finanzminister, so oft er etwas vorzutragen hat, den Zutritt in die Versammlung. Die Gemeinschaft zwischen ihm und der Versammlung, welche er verlangt, ist dem zufolge schon vorhanden. Ein Finanzrath würde also nicht nur gefährlich, sondern auch unnütze seyn. Darum schließe ich, daß dieser Vorschlag keine Berathschlagung verdiene.

Herr Demeunier. Auch ich bin der Meynung meiner Vorgänger, und ich schlage vor, folgenden Beschluß zu fassen: „Die Nationalversammlung, nachdem dieselbe den Aufsatz des Hrn. Necker vorlesen gehört hatte, wollte einen Beweis ihrer Rücksicht auf den

Wunsch des Königs, so wie ihrer Verehrung und ihrer Liebe für die Person Seiner Majestät, geben; sie hat daher die Beweggründe ihrer Beschlüsse, vom 7. Nov. 1789, und vom 26. Januar 1790, aufs Neue untersucht, und sie erklärt, daß sie bey denselben beharre.“

Dieser Vorschlag wurde angenommen, und die Versammlung faßte den Beschluß wörtlich so ab, wie Herr Demeunier denselben vorgetragen hatte. Nun entstanden aber neue Debatten.

Graf Mirabeau. Stellet dem Könige vor, daß keiner seiner Vorschläge, als von ihm kommend, der Versammlung vorgelegt werden kann, wenn derselbe nicht von einem Minister unterzeichnet ist.

(Man klatscht Beyfall auf der einen Seite der Versammlung.)

Herr Garrat der Aeltere. Ich verwerfe den Vorschlag, welchen Herr von Mirabeau als konstitutionsmäßig uns vorträgt. Und ich verwerfe denselben mit der Konstitution in der Hand. Der dreyzehnte Artikel derselben lautet: „Der König kann die Versammlung einladen, einen Gegenstand in Berathschlagung zu nehmen; aber Gesetze vorzuschlagen, dieß kommt den Stellvertretern der Nation allein zu.“ Der achtzehnte Artikel lautet wie folgt: „Die Minister und Agenten der ausübenden Gewalt sollen für ihr Departement verantwortlich seyn. Kein Befehl des Königs kann ausgeübt werden, wenn derselbe nicht von dem Könige unterschrieben, und von dem Minister des Departements unterzeichnet ist.“ Ihr sehet demzufolge, meine Herren, daß die Unterschrift des Ministers nur die Befehle des Königs betrift, aber auf keine Weise die Einladungen des Königs an die Nationalversammlung, und daß Ihr Eurer Konstitu-

tion zuwider handeln würdet, wenn Ihr diesen Grundsatz festsetztet. In der That, was würde daraus entstehen? Alle persönliche Gemeinschaft, zwischen dem Könige und zwischen den Stellvertretern der Nation, würde aufgehoben: und wie könnte Eure Vernunft oder Euer Herz, so etwas zugeben? Würde der König betrogen, und Ihr wolltet ihn zurechtweisen, was könntet Ihr da wohl für ein anderes Mittel haben, als ihn vor den Rathschlägen der Minister zu warnen? Es ist nöthig, daß er Euch geradezu seine Meynung bekannt mache, und daß Ihr ihm, ohne Umschweife, die Wahrheit und das Interesse seines Volkes müsset vorstellen können. Darum schliesse ich, daß man über den Vorschlag des Herrn von Mirabeau sich gar nicht berathschlagen solle.

Herr von Mirabeau. Aus den Artikeln der Konstitution, welche mein Vorgänger vorgelesen hat, folgt das nicht, was derselbe daraus schliessen will. Da die Person des Königs geheiligt ist, und da das Gesetz ihm eine idealische Unfehlbarkeit zugesteht, so frage ich: ob es nicht nöthig sey, daß jederzeit Jemand vorhanden sey, der für den Rath des Königs stehe. Ich schliesse, daß dem Präsidenten aufgetragen werden soll, dem Könige verehrungsvoll vorzustellen: sein Brief habe gar keinen Karakter der Gesetzmäßigkeit, und es sey derselbe dem Lehrsatze der Verantwortlichkeit entgegen.

Großer Lärm und Tumult. Auf der einen Seite wird Beyfall geklatscht; auf der andern Seite wird Aufschub der Berathschlagung über diesen Gegenstand verlangt. Endlich beschloß die Versammlung: daß sie sich gar nicht darüber berathschlagen wolle.

Die, von der Versammlung ausgeschriebene, patriotische Steuer, welche den vierten Theil der Einkünfte

eines jeden Staatsbürgers ausmachen, und welche freywillig seyn sollte, wurde so langsam, so saumselig und so nachläßig bezahlt, daß endlich vorgeschlagen wurde: diese freywillige Steuer in eine gezwungene, die Bitte in einen Befehl zu verwandeln.

Herr Robespierre. Wenn Ihr die freywillige Kontribution in die drückendste aller Auflagen verwandeln wollt, was wird dann ein solcher Schritt auf die Gemüther für Wirkung hervorbringen? Gebt Ihr nicht dadurch den Feinden des öffentlichen Wohls selbst die Waffen in die Hände?

Herr Roederer. Der Vorschlag, den man heute thut, streitet gegen zwey von Euern Beschlüssen. Ihr habt verlangt, daß die patriotische Steuer allen Schein des Patriotismus haben solle; Ihr habt beschlossen, daß keine Eintreibung derselben Statt finden solle. Warum schlägt man Euch dann heute vor, diese freywillige Steuer in eine gezwungene zu verwandeln? Nein! auf eine solche Weise darf keine Auflage ausgeschrieben werden. Dieß hiesse der Ehrlichkeit der Staatsbürger eine Falle legen. Verlanget nur freywillige Opfer, und lasset, zur Belohnung, die Ehre, dieselben gebracht zu haben.

Es wurde beschlossen: daß das Verzeichniß Derjenigen, welche die patriotische Steuer bezahlt hätten, gedruckt werden solle.

Am ein und zwanzigsten März trug sich ein sonderbarer Vorfall zu. Der Marquis d'Ambert, der Oberste des Regiments Royal Marine, welches zu Marseille in Garnison lag, kam mit Extrapost nach Marseille. Am Thore wurde er, von der Bürgerwache, so wie jeder andere Reisende, angehalten, und um seinen

Namen gefragt. Er weigerte sich denselben zu sagen. Nun kam der Offizier des Postens und wiederholte die Frage. Er weigerte sich abermals, und sagte dem Offizier Grobheiten. Der Offizier antwortete in demselben Tone. Hierauf sprang d'Ambert aus seiner Chaise, ergriff den Offizier bey dem Kragen, und sagte zu ihm: „Wollen Sie Krieg? Meinetwegen! ich rücke mit meinem Regimente aus, und mache mich anheischig, diese ganze Kanaille auszurotten. Sie können dem Bürgerrathe sagen, daß der Maire und die übrigen Räthe zum T . . . . gehen mögen." Herr d'Ambert wurde, wegen dieser Frechheit, in das Gefängniß gebracht, und der Vorfall ward an die Nationalversammlung und an den König berichtet. Der König, über dieses Betragen des Herrn d'Ambert aufgebracht, befahl, daß er solle so lange im Gefängnisse bleiben, bis ihm nach Kriegsrecht der Prozeß gemacht seyn würde; und der Bürgermiliz zu Marseille, so wie dem Bürgerrathe dieser Stadt, ließ der König, für ihr vernünftiges und kluges Betragen bey diesem Vorfalle, danken. Die Nationalversammlung bestätigte dieses Urtheil, und dankte, auch in ihrem Namen, dem Bürgerrathe und der Bürgermiliz der Stadt Marseille.

Der unglaublich große Enthusiasmus für Freyheit, welcher Frankreich von einem Ende bis zum andern belebte, zeigte sich vorzüglich in der ungeheuren Menge patriotischer, freywilliger Geschenke, welche, von allen Orten her, an die Nationalversammlung gesandt wurden. Da war keine Stadt, kein Dorf, kein Klub, keine Gesellschaft von irgend einer Art, welche nicht ein, mehr oder weniger beträchtliches Geschenk, dem Staate

gemacht hätte, um den bedrängten Finanzen aufzuhelfen, ausser den grossen Summen, die von einzelnen Personen dem Staate geschenkt wurden. Im Märzmonate 1790 war die Summe, welche diese Geschenke zusammen genommen ausmachten, schon so beträchtlich, daß die Nationalversammlung sich darüber berathschlagte, auf welche Weise dieselben wohl am besten möchten anzuwenden seyn? Es wurde beschlossen, daß von diesen patriotischen Geschenken die kleinen Leibrenten, von fünfzig Livres und darunter, bezahlt, und mit dieser Bezahlung sogleich der Anfang gemacht werden solle.

Während die Ruhe in Frankreich hergestellt schien; während die Nationalversammlung sich eifrig damit beschäftigte, die neue Konstitution fest zu gründen; während das Volk mit dem größten Enthusiasmus alle Beschlüsse dieser Versammlung in Ausübung brachte: während dieser Zeit bemüheten sich die Mißvergnügten, und vorzüglich die Geistlichen, Unordnung und Zwietracht anzufachen, und zu erneuern. Sie predigten in den Provinzen Frankreichs einen Kreutzzug gegen die Stellvertreter der Nation. Sie wollten das Volk bewaffnen, und einen bürgerlichen Krieg veranlassen, um den vormaligen Despotismus wiederum herzustellen, damit sie im Weinberge der Kirche ferner ungestört zechen könnten. Sie predigten dem Volke: die Religion sey in Gefahr; man wolle Aufklärung verbreiten; Philosophie einführen; die Heiligen abschaffen; die Reliquien nicht mehr küssen; und keine Seelmessen mehr bezahlen. Die Priester lasen, auf dem Lande, den Bauern vorgebliche Beschlüsse der Nationalversammlung vor, und ermahnten sie, sich für die Sache Gottes zu bewaffnen, und den

König zu befreyen, welchen man zu Paris gefangen halte, und welcher nur auf seine Befreyung warte, um sich alsdann an die Spitze seiner getreuen Unterthanen zu stellen, den Glauben zu beschützen, und sich des Namens eines Allerchristlichsten Königs würdig zu zeigen. Diese Predigten beschlossen die Priester mit einem Gebete für die königliche Familie, in welchem gesagt wurde: „Gott! errette den König aus den Händen der Gottlosen, und von dieser Sekte der neuen Philosophen, welche an dem Unglücke Frankreichs Schuld sind!“ Zum Glücke erreichten diese aufruhrpredigenden Priester ihren Zweck nicht.

An dem neun und zwanzigsten März erschien der Kardinal von Rohan in der Versammlung, und bat um Erlaubniß, als Mitglied der Versammlung, den Bürgereid leisten zu dürfen. Diese Bitte wurde ihm gewährt, und er schwor den Eid.

Am ein und dreyßigsten März wurden die wichtigen Berathschlagungen über das Vorrecht der französischen ostindischen Kompagnie angefangen, und an den folgenden Tagen fortgesetzt und geendigt.

Herr von Noailles. Jedes ausschließende Vorrecht ist eine Ungerechtigkeit. Das Vorrecht der ostindischen Gesellschaft schadet dem Handel: denn das stärkste Handlungsjahr der ostindischen Gesellschaft steigt nicht höher als ein und zwanzig Millionen; ein Jahr des freyen Handels betrug hingegen drey und dreyßig Millionen. Die ostindische Gesellschaft kommt dem Staate sehr theuer zu stehen. Wir haben derselben Palläste, Kontore u. s. w. geschenkt. Warum sollen wir die Mühe, ein solches Vorrecht zu geben, so theuer bezahlen, da es so

viele Staatsbürger giebt, welche diesen Handel umsonst zu treiben bereit sind? Meine Meynung ist, daß das ausschliessende Vorrecht der ostindischen Gesellschaft aufgehoben werden solle.

Herr de la Jacqueminiere. Je mehr der ostindische Handel ausgedehnt und blühend ist, desto mehr wird die Handlung im Innern des Königreiches, und die Betriebsamkeit der Nation abnehmen. Man bringt uns Waaren für den Luxus, und man führt unser baares Geld aus dem Königreiche. Daher glaube ich, daß die Freyheit dieses Handels zwar einigen Kaufleuten nützlich, aber für den Staat schädlich seyn würde.

Herr de Sinetty. So lange nur davon die Rede ist, einem Volke einen, bisher noch unbekannten Handlungszweig, zu eröffnen; so lange kann vielleicht eine, mit dem Vorrechte versehene Gesellschaft, nützlich seyn: aber wenn der Handlungszweig erst einmal bekannt ist, dann ändert sich die Lage der Dinge gänzlich. Dieses ist nunmehr der Fall mit dem ostindischen Handel, und darum glaube ich auch, daß das Vorrecht der Gesellschaft müsse aufgehoben werden.

Abbe Maury. Hier ist nicht die Rede von einer Handlungsaufgabe, sondern der Gegenstand betrift den Vortheil des Staats. Drey Nationen handeln nach Ostindien, England, Holland und Frankreich. Die beyden ersten haben eine freye Regierungsform, und dessen ungeachtet eine ostindische Gesellschaft. Dreymal schon ist diese Frage, in England und in Holland, vor den geschicktesten Kaufleuten aufgeworfen, und dreymal zu Gunsten des ausschliessenden Vorrechtes entschieden worden. Vorrechte im Handel sind nothwendig, und thun den Rechten des Menschen keinen Eintrag. Ich ge-

sehr gerne, daß der ostindische Handel eine Plage ist, die den Staat drückt. Dieser Handel hat den Luxus eingeführt, und durch denselben sind eine Menge künstlicher Bedürfnisse entstanden. Ihr kennet jenes alte Sprichwort des Sully: „So oft du einen Menschen mit goldenen Tressen siehst, wirst du jederzeit einen mit Lumpen bedeckten Mann neben ihm erblicken.“ Der Handel mit Ostindien kann bloß allein mit baarem Gelde geführt werden: den die Indianer, mäßig in ihrer Nahrung, einfach in ihrer Kleidung, verlangen nichts als Geld, welches sie, nach ihrem Tode, mit ihrem Körper einscharren lassen, in Hoffnung, in jener Welt sich dasselbe zu Nutze machen zu können. Nun verlieren wir schon drey und dreyßig Millionen jährlich in der Balanz unsers Handels mit England und der Schweitz. Die Schweitz allein liefert uns jährlich für fünfzehn Millionen Mousseline; und wir verkaufen derselben für nicht mehr als vier Millionen Baumwolle, welche wir aus Ostindien holen. Mit England verlieren wir zwey und zwanzig Millionen. Und Ihr wundert Euch noch, daß das Geld so rar ist! Wahrlich! wenn es noch zehen Jahre auf diese Weise fortdauert, so geht der Staat zu Grunde. Es ist daher meine Meynung, daß ein so schädlicher Handel nicht frey gegeben werde, sondern daß das Vorrecht der Gesellschaft beybehalten werden solle; aber unter der Bedingung, daß dieselbe allen Gewinnst, welcher mehr als acht Prozent beträgt, mit dem Staate theile.

Herr Rerac. Ich will die Rede meines Vorgängers Wort für Wort widerlegen, und beweisen, daß er von der ganzen Sache nichts versteht . . . .

(Der Präsident ruft: „Ordnung! Ordnung!“)

(Heftig.) Ja! ich habe Recht; ich will den Kauf-

mannsstand gegen die Beleidigungen vertheidigen, welche mein Vorgänger demselben zugefügt hat. Ich verstehe mehr davon als der Abbe Maury, und spreche mit mehr Aufrichtigkeit. Die Kaufleute sind nützliche Menschen, welche täglich dahin arbeiten, das Vaterland zu bereichern: aber was hat denn Er für dasselbe gethan?

Herr von Clermont Tonnerre. Ich habe über diese grosse, den Staat betreffende Frage, weiter nichts als Zweifel vorzubringen. Weder die Rede des Herrn Abbe Maury, noch die Widerlegung meines Vorgängers, haben mich überzeugt. Die erste schien mir bloß eine traurige Erdichtung, und die zweyte ein schöner Traum zu seyn. Ich sehe, nach Allem was bisher gesagt worden ist, weiter nichts, als Erläuterungen die zu verlangen, und Thatsachen die zu beweisen wären. Und wenn ich nicht wüßte, daß das engländische Parlament drey Monate mit Debatten über diese Frage zugebracht, und daß es alle unterrichtete Personen darüber verhört hat; so müßte ich mich meiner Unwissenheit schämen. Freylich sollte keine Gesellschaft das Vorrecht dieses Handels allein besitzen. Wie ist es aber möglich, diesen Mißbrauch jetzt abzuschaffen? Die Erfahrung entscheidet nichts; denn sie beweist sogar, daß in England eine mächtige Gesellschaft dem Reiche sehr nützlich ist. Der Herr Abbe Maury hat nicht bewiesen, daß der ostindische Handel für Frankreich schädlich, und noch weniger, daß die gänzliche Vernichtung desselben möglich sey. Dazu wäre doch nöthig, vorher zu wissen, in welchem Verhältnisse dieser Handel mit unsern Manufakturen stehe. Diese Data haben wir nicht. Wir können dieselben gegenwärtig nicht bekommen; folglich sind wir auch nicht im Stande, die Frage zu entscheiden. Der Abbe Maury

hat Colbert, den dreymal grossen Colbert genannt! Auch ich verehre das Andenken Colbers: aber die Nachwelt hat das Recht, alle Menschen strenge zu richten, und nun will ich Euch einen Brief vorlesen, welchen dieser Minister an einen Gouverneur in Ostindien schrieb, und in welchem er demselben vorwirft, daß er die Kolonie unter der Gestalt von Reichsständen zusammenberufen habe; wobey er zugleich bemerkt, es sey der Wunsch des Königs, daß das Andenken an die Reichsstände sich nach und nach verlieren möge, mit dem beygefügten Befehle, sogar die Stelle eines Syndikus aufzuheben, damit man die Unterthanen allmählig gewöhne, daß jeder nur für sich spreche, und daß keiner berechtigt sey, im Namen Aller zu sprechen.

Auszug eines Briefes des Herrn Colbert, an Herrn de Camprenac, Gouverneur zu . . .

„Sie haben nicht wohl gethan, die Einwohner Ihrer Kolonie in drey Ständen zu versammeln; denn dieses bringt die Reichsstände in das Gedächtniß zurück; eine Art von Versammlung, welche in dem Königreiche abgeschafft ist, und von welcher die Könige, zu ihrem eigenen Besten, für gut gehalten haben, daß sich das Andenken an dieselbe allmählig verlieren möge. Suchen Sie, mit der Zeit, den Syndikus abzuschaffen, welcher, im Namen der Einwohner, Bittschriften überreicht. Es ist besser, daß jeder für sich, und keiner im Namen Aller spreche.“

Da wir nun also mit dem Gegenstande noch nicht hinlänglich bekannt sind, so schlage ich vor, daß über denselben für jetzt noch nichts beschlossen, sondern daß der Beschluß so lange verschoben werde, bis Euer Kommerz-

ausschuß sich die nöthigen Erläuterungen wird haben verschaffen können.

Herr Begouen. Ich will den Kaufmannsstand gegen den Herrn Abbe Maury vertheidigen. Nicht nur einige geldgierige Kaufleute, sondern alle grossen Städte des Königreiches, verlangen einstimmig die Freyheit des Handels. Unstreitig kann der ostindische Handel Europa schädlich werden; aber dies läßt sich leicht verhindern. Leget Zölle auf die, aus Ostindien eingeführten Waaren, vorzüglich auf die Waaren des Luxus. Hingegen auf diejenigen Waaren, welche aus Frankreich wiederum ausgeführt werden, leget keine Zölle: dieß ist das wahre Mittel den Schaden dieses Handels aufzuheben.

(Lärm und Tumult. Viele Mitglieder rufen: „Stimmt! Stimmt! keine weitern Debatten!“ Aber der größte Theil der Versammlung ruft: „Nein! Nein! fahren wir mit den Berathschlagungen fort!“)

Herr de Cazales. Man hat euch gesagt, der ostindische Handel sey schädlich, weil durch denselben das Geld aus dem Lande geführt wird, aber die Ausfuhr des Geldes ist nicht allemal ein Unglück. Je mehr Geld im Lande ist, desto theurer wird die Handarbeit, und zuletzt können die inländischen Manufakturen den Konkurs mit den auswärtigen nicht mehr aushalten. Wir haben einen beträchtlichen Handel mit Spanien. Wenn nun das Geld, welches wir aus diesem Lande ziehen, nicht nach Ostindien ausgeführt werden könnte; so würde sich dasselbe zu sehr anhäufen, und dadurch an seinem Werthe verlieren: und dann würden auch diejenigen Manufakturen, welche jetzt Waaren liefern, die nach Spanien geführt und gegen die Metalle umgetauscht werden, verloren seyn. Seit der Revolution hat sich Alles verändert.

Durch die Auswanderungen, und durch das Papiergeld, ist das baare Geld verschwunden, und vielleicht wäre daher gegenwärtig der ostindische Handel schädlich. Aber ein zufälliger Umstand darf uns nicht verleiten, einen Beschluß zu fassen, dessen Folgen fortdauernd seyn würden. So lange bis das Zutrauen und das Geld wieder kommen, können wir, weder die Verhältnisse des Geldes zum Handel, noch die Verbindungen, welche die verschiedenen Handlungszweige unter einander haben, genau bestimmen. Daher können wir auch nicht entscheiden, ob der Handel begünstigt oder eingeschränkt werden solle, noch auf welche Weise dieses geschehen müsse. Daher schlage ich vor, diese Frage den künftigen Gesetzgebern zur Entscheidung zu überlassen.

Herr Despremenil a). Das Vorrecht der ostindischen Gesellschaft ist ein Eigenthum, das wenigstens so lange nicht angetastet werden darf, bis der Pachtkontrakt zu Ende ist. So lange der ostindische Handel frey gegeben war, wurde zwar Handlung dahin getrieben, aber nicht auf eigene Rechnung, und gerade dadurch wurde der Handel sehr schädlich für den Staat. Man muß in Ostindien für die Waaren welche man einkaufen will, ein Jahr zuvor den Kontrakt schliessen; man muß den Preis derselben voraus bezahlen. Kleine Kaufleute, welche nicht Kapital genug besitzen, um so beträchtliche Ausla-

a) Herr Despremenil, oder, wie er eigentlich heißt, Duval, wurde zu Pondichery in Ostindien gebohren. Er ward in Frankreich erzogen, und war ein eifriger Anhänger Mesmers und Cagliostros. Er erhielt die Stelle eines Parlamentsrathes, und heyrathete eine vormalige Maitresse des Finanzministers de Clugny.

gen zu machen, kaufen weiter nichts als Ausschußwaaren, oder Waaren von der englischen ostindischen Gesellschaft. Alle diese Thatsachen sind wichtig. Die Würde der Versammlung erfordert, daß sie dieselben untersuche, und darum verlange ich, daß die Entscheidung dieser Frage noch aufgeschoben werde. Der ostindische Handel kann nicht anders, als durch eine souveraine und bewaffnete Gesellschaft geführt werden, und durch eine Gesellschaft, welche Land besitzt. Ich beweise dieses durch Thatsachen und durch die Erfahrung. Die ostindische Regierung ist ganz despotisch. Nichts ist dort gewöhnlicher, als daß, unter dem leichtesten Vorwande, willkührliche Auflagen gefordert werden: und dieses ist den ersten Kompagnien, so lange dieselben noch schwach waren, und auch den einzelnen Kaufleuten, oft wiederfahren. Geschlossene Kontrakte müssen dort durch eine Armee unterstützt werden, wenn sie gültig seyn sollen. Ueberdieß verlangt die Natur dieses Handels Besitzungen im Lande selbst, deren Ertrag auf der Stelle gehoben werden könne: damit hiedurch die allzugrosse Ausfuhr des Geldes aus dem Königreiche vermindert, und die Indianer genöthigt werden, ihre Waaren mit ihrem eigenen Gelde zu bezahlen.

Herr Malouet. Wir kennen nicht einmal den Zustand unserer politischen Verbindungen mit Ostindien. Neulich ist daselbst eine grosse Macht entstanden. Tipo Saib, an der Spitze einer Armee von hundert tausend Mann, und Herr von einem gewaltigen Reiche, hat verlangt mit uns ein Bündniß zu schliessen. Mit den Maratten hat er, durch die Hülfe des Herrn de Cossigny, des französischen Befehlshabers, einen nützlichen Frieden geschlossen. In seinen Staaten werden größten-

theils diejenigen Mousselinen und Baumwollentücher verfertigt, die am meisten geschätzt sind. Vielleicht sind wir in der Nothwendigkeit unsere Kontore unter den Schutz dieses Fürsten setzen zu müssen. Die Gewißheit, daß, gleich nach dem ersten Ausbruche eines Krieges, unsere Truppen von Madras verjagt werden würden, verbunden mit ökonomischen Gründen, haben uns bewogen unsere Garnisonen wegzuziehen. Wenn nun, zu eben der Zeit da wir unsere Truppen wegnehmen, die Kompagnie genöthigt wird, ihre Agenten zurück zurufen und ihre Waarenhäuser zu leeren: so wird Tipoo Saib glauben, wir verwürfen seine Allianz, und wir gäben, freywillig oder gezwungen, den ganzen ostindischen Handel auf. Wir können also diese Frage nicht entscheiden, ehe wir nicht vorher mit dem Minister des Seewesens uns über diesen Gegenstand berathschlagt haben. Darum verlange ich, daß die Entscheidung noch aufgeschoben werde.

Herr le Coulteux de Canteleu. Wird das Privilegium unserer ostindischen Gesellschaft aufgehoben, so geht unser Handel zu Grunde und fällt in die Hände der Engländer. Aber, sagt man, das ausschliessende Privilegium streitet gegen die Bekanntmachung der Rechte des Menschen! Ich sehe aber schon zum voraus, daß Ihr niemals im Stande seyn werdet irgend einen Gegenstand, welcher auswärtige politische Verbindungen betrift, diesen Grundsätzen anzupassen. Das habt Ihr ja schon gesehen, als von den Kolonien die Rede war. Und übrigens glaube ich, es sey der Bekanntmachung der Rechte gemäß, daß der Vortheil des ganzen Königreiches dem Vortheile einiger einzelnen Kaufleute vorgezogen werde. Alles läuft jetzt hier, in dieser Hauptstadt,

durcheinander. Abgesandte aus England, von Ostende, aus Holland und von Brüssel, sind hier angekommen. Sie verbreiten sich in allen Gesellschaften, in allen Klubs, in allen Distrikten. Sie gehen in ihren Freyheitsgrundsätzen weiter als selbst wir gehen. Lasset uns gegen diese hinterlistigen Maaßregeln mißtrauisch seyn! Die Engländer jubeln schon laut vor Freude über den Beschluß, den sie erwarten das wir fassen werden. Ueberdem hat die Kompagnie dreyßig Millionen aufgenommen. Müßte sie diese auf einmal zurückbezahlen, so würde dadurch der Wechselhandel unglaublich leiden. Daher ist meine Meynung, daß die Entscheidung dieser Frage bis auf eine unbestimmte Zeit verschoben werde.

(Geschrey von allen Seiten: „Stimmt! Stimmt! Stimmt! wir wollen nichts mehr hören!“)

Herr de Tracy. Ein verabscheuungswürdiger Minister, der uns Schande macht, Calonne hat die ostindische Gesellschaft gestiftet; und sein Geist belebt noch jetzt diejenigen, welche den Handel tadeln und welche das ausschliessende Vorrecht vertheidigen!

(Lautes und wiederholtes Beyfallklatschen.)

Am dritten April wurde endlich beschlossen: „Daß der Handel nach Ostindien, jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung, für alle Frankreicher offen stehen solle.“

Zwey Eilbothen von London warteten, vor der Thüre des Versammlungssaales, auf die Entscheidung dieser, so höchst wichtigen Frage, und reisten sogleich ab, um die angenehme Nachricht so schnell als möglich nach England zu überbringen.

Die drey Bünde der, mit der Schweizerrepublik im Bündnisse stehenden Republik Graubündten, sandten an die Nationalversammlung folgende Zuschrift:

„Meine Herren!"

„Unstreitig genügt es Ihnen, zu Ihrer Zufriedenheit, aus allen Theilen des grossen Reiches, dessen Stellvertreter Sie sind, wiederholte Danksagungen, und unaufhörliche Versicherungen der Anhänglichkeit an Ihre Beschlüsse, erhalten zu haben. Dennoch erlauben Sie, daß zwischen so viel Ruhm, sich, bis zu Ihnen, die Stimme eines Volkes erhebe, welches zwar einfach in seinen Sitten ist, aber die Ehre zu haben wünscht, eines der ersten in der glücklichen Brüderschaft zu seyn, welche Sie zwischen allen freyen Nationen gestiftet haben. Die hohen Gebirge des alten Rhätiens, welche wir bewohen, sind wie ein heiliger Tempel, in welchem, begünstigt durch eine reine Demokratie, seit vielen Jahrhunderten, der heilige Keim der Freyheit sich erhalten hat. Wir genossen die Früchte desselben allein, und es war dem sinnreichsten Volke des Erdbodens vorbehalten, zum Besten der Welt, derselben zu Hülfe zu kommen. Das haben Sie jezt gethan, meine Herren, durch die Rechte welche Sie bekannt gemacht, durch die Grundsätze, auf welche Sie ihre Konstitution gegründet haben. Durch dieselbe haben die Menschen den Zweck kennen gelernt, zu dem sie gebohren sind; die Bedingungen unter denen sie die Erde bewohnen sollen; und den Vertrag, welcher sie in Gesellschaft vereinigen muß. Ihre Beschlüsse, und Ihre kraftvollen Ausdrücke über die Freyheit, haben das Gefühl derselben in allen Herzen welche dieselbe bereits bey sich trugen, aufs neue angefacht, und durch dieselben ist sie sogar in solchen Herzen entstanden, denen sie vorher

unbekannt gewesen war. Aber indem Sie jetzt die Huldigungen für so viele Wohlthaten erhalten, welche die Wiedergebährung Ihres Reiches dem menschlichen Geschlechte bringen wird, ist es nothwendig, meine Herren, daß Ihnen nicht unbekannt bleibe, daß die Gebrechen Ihrer vormaligen Regierungsform ihren traurigen Einfluß bis in solche Staaten erstreckt haben, deren Lage sie von derselben unabhängig zu machen schien. Dieses hat unsere Republik erfahren; und es wird Ihnen leicht werden, und ehrenvoll für Sie seyn; dieselben zu vernichten. Aber hören Sie ein Wort über unsere Konstitution. Die Republik Graubündten besteht aus sieben und zwanzig freyen Gemeinheiten, welche in allem, sogar in ihrer Verwaltung und in ihrer Privatpolizey, unabhängig sind, und deren Oberhäupter und Richter von dem Volke gewählt werden. Mehrere einzelne Gemeinschaften machen vereinigt größere Gemeinschaften, welche nach demselben Grundsatze regiert werden. Die Stellvertreter, oder Abgesandten der Gemeinschaften, vereinigen sich unter dreyen Abtheilungen, welche Bünde genannt werden, und nachher in einer einzigen Versammlung, welche die allgemeine Tagsatzung genannt wird. Diese übt das Recht der Oberherrschaft über die ganze Verbündung aus. Erlauben Sie uns den Stolz, unsere Gemeinschaften mit Ihren Bürgergerichten, unsere größern Gemeinschaften mit Ihren Unterabtheilungen, unsere drey Bünde mit Ihren Abtheilungen, und unsere Tagsatzung mit Ihrer Nationalversammlung vergleichen zu dürfen. Scharfsinnige Gesetzgeber haben Ihre Konstitution gebildet; einfache Menschen, bloß allein durch die Nothwendigkeit der Unterdrückung zu entgehen geleitet, haben, seit dem Jahre 1400, die unserige angefangen; und die Uebereinstimmung beyder beweist hin-

länglich, wie genau Sie die Natur und die Rechte derselben gekannt haben. Einen einzigen Unterschied forderte die Größe Ihres Reiches, und Sie haben denselben, glücklicherweise, in der Existenz, und in der bestimmten Thronfolge, eines obersten und unabsetzlichen Oberhauptes gefunden, welcher selbst großmüthig zu Ihrem erhabenen Werke mit beygetragen hat. Aber von so vielen Mißbräuchen, welche Sie vernichtet haben, möchten leicht noch einige Spuren in unserm Vaterlande übrig bleiben, und fortfahren in demselben unserer Freyheit schädlich zu werden. Das System der geheimen Subsidien verträgt sich nicht mit Ihren Grundsätzen. Nun sind aber, unter den ausserordentlichen Ausgaben, welche die französische Regierung in unsern Staaten macht, einige, welche ihrer Natur und der Art ihrer Vertheilung nach, unsere Regierungsform zu Grunde richten, ohne Frankreich nützlich zu seyn; und dieses ist ein Uebel das Sie kennen mußten. Ein anderes hat eben diese Wirkung. Die Neigung des Graubündtischen Volkes zu dem Soldatenstande, seine Anhänglichkeit an Frankreich, und die uneingeschränkte Freyheit, welche unsere Konstitution ihm gewährt, sich diesen beyden Neigungen zu überlassen, erlauben uns, eine gewisse Anzahl Truppen in Ihrem Solde zu haben. Aber, ausser den Graubündtischen Kompagnien, die sich unter den Schweizerregimentern befinden, hat ein ganzes Regiment die Ehre den Namen unserer Nation zu tragen; und dennoch vergiebt in demselben der Befehlshaber alle Aemter, alle Kompagnien, alle Stellen der Staabsoffiziere, zufolge einer Einrichtung, an welcher unsere Republik keinen Theil hat. Wenn Sie bedenken, daß dieser Befehlshaber jederzeit einer unserer Mitbürger ist, so werden Sie leicht einsehen, welchen gefährlichen Einfluß in unsere

innern Angelegenheiten demselben solche Mittel geben müssen; indem dieses zu gleicher Zeit eine Einrichtung ist, welche die wahren militärischen Grundsätze von Grund aus zerstöhrt. Wir hoffen daher, meine Herren, daß die neue Art von Fortrückung, welche Sie einzuführen vorhaben, sich, vermöge eines Ihrer Beschlüsse, auch auf unsere Truppen erstrecken werde, und daß durch dieselbe zugleich die berühmten Zeiten der französischen Armee und die Zeiten unserer vormaligen Milizen, wiederum werden eingeführt werden. Nichts ist einer solchen Anordnung entgegen. Unsere Republik hat mit Frankreich keine Kapitulation, und unsere Truppen sind in ihren Armeen bloß allein vermöge eines gegenseitigen Zutrauens vorhanden. Dieses sind, nach unsern Huldigungen, diejenigen Gegenstände, welche wir die Nationalversammlung in Ueberlegung zu nehmen, und der ausübenden Gewalt zu empfehlen bitten. Wir setzen noch unsere aufrichtigen Wünsche für den Wohlstand der französischen Monarchie hinzu, mit welcher die Grundsätze, nach denen dieselbe jetzt regiert wird, uns nur noch enger verbunden haben. Diese Grundsätze werden auf uns jederzeit kräftiger wirken als die ganze Kunst der Diplomatik. Denn ein freyes Volk kann nur allein dort wahre Freunde zu finden hoffen, wo der gesellschaftliche Vertrag auf jenem heiligen Grundsatze ruht: **Die Stimme des Volkes ist die Quelle des Gesetzes.** Wir wünschen uns Glück, daß sich uns die Gelegenheit dargeboten hat, um Sie von der tiefen Verehrung zu versichern, mit welcher wir die Ehre haben zu seyn u. s. w.

„**Die Mitglieder von Graubündten, drey und fünfzig an der Zahl.**“

Die zu Smirna, in der Levante ansäßigen Frankreicher, sandten der Nationalversammlung ein patriotisches Geschenk von 31,500 Livres, mit einem Briefe, in welchem sie ihre Anhänglichkeit an die neue Konstitution bezeigten.

Am achten April wurde, in der Versammlung, ein Brief des Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg an den Präsidenten, vorgelesen, in welchem Derselbe eine Summe von 1,500,000 Livres, für, im siebenjährigen Kriege gelieferte Fouragen verlangte.

Die Ruhe, welche seit einiger Zeit in Paris hergestellt schien, wurde jetzt aufs Neue durch das Gerücht einer Verschwörung gegen die Freyheit und des vorhandenen, und zum Theil schon ausgeführten Plans einer Gegenrevolution, gestöhrt. Dießmahl war es Herr von Maillebois, welcher, von seinem eigenen Sekretair, bey dem Untersuchungsausschusse, als Urheber des Plans, heimlich angegeben wurde; und kaum blieb ihm noch Zeit genug übrig, um durch die Flucht einem schmählichen Tode zu entgehen.

Der Sekretair des Grafen von Maillebois, Herr Massot Grandmaison, sagte, am vier und zwanzigsten März, vor dem Untersuchungsausschusse, Folgendes aus: „In der Mitte des verwichenen Februars kam der Chevalier de Bonne Savardin, Kapitain in holländischen Diensten, unter der Legion Maillebois, zu mir, und übergab mir einen, von dem Herrn von Maillebois, eigenhändig geschriebe-

nen Aufsatz, mit der Bitte, denselben für ihn abzuschreiben, weil er mit einer sehr unleserlichen Hand geschrieben wäre. Ich versprach dem Chevalier diese Bitte zu erfüllen; aber nach dem Durchlesen dieses Aufsatzes bin ich über den Inhalt desselben erschrocken. Indessen habe ich denselben dem Herrn de Bonne übergeben, unter der Bedingung, daß dieser denselben, in seiner Gegenwart, abschreiben lassen, und mir meine eigene Handschrift zurückgeben sollte. Es geschah, und nachher warf ich meine Abschrift in das Feuer, und gab Herrn de Bonne das Original zurück. Am zwey und zwanzigsten Februar verreiste Herr de Bonne nach Turin, und ich, dem das Andenken dessen was ich gelesen hatte beständig vorschwebte, schrieb nur die Hauptideen des Plans auf, und faßte sogleich den Entschluß, die Dienste des Herrn de Maillebois zu verlassen, um nicht in eine so wichtige Sache mit verwickelt zu werden. Dem zufolge schrieb ich meiner Mutter: sie möchte mich, unter irgend einem Vorwande, zu sich rufen. Dieses that ich, damit Herr von Maillebois nicht auf den Verdacht kommen möchte, daß ich von seinem Vorhaben unterrichtet sey. Herr von Maillebois sagte mir, bald nachher, es würden Briefe von Herrn Bonne Savardin, unter folgender Addresse ankommen: A Monsieur de Grandmaison Nr. 91. Rue de Grenelle-Saint-Germain. Da die Hand des Herrn de Bonne Savardin mir bekannt war, so bat er mich, ich möchte diese Briefe uneröffnet ihm zustellen, welche ich, noch ausserdem, daran kennen könnte, daß dieselben mit zwey Sternchen bezeichnet seyn würden. Ich erhielt zwey solche Briefe und übergab dieselben dem Herrn von Maillebois. Meine Furcht wegen dieses Briefwechsels war sehr groß, und nahm noch mehr zu, als

ich durch einen Zufall entdeckte, daß diese Briefe des Herrn de Bonne gleichsam an mich geschrieben waren, und daß er mich in denselben: mein lieber Grandmaison nannte. Sonnabends am zwanzigsten März verließ ich heimlich das Schloß Thury, wo Herr von Maillebois wohnte, und am Podagra krank lag. Ich übersandte den Schlüssel meines Zimmers dem Kammerdiener des Herrn von Maillebois, mit der Bitte, daß er meine Brieftasche zu sich nehmen, und verwahren möge. Als ich zu Paris ankam, nahm ich mir vor, Herrn von Maillebois hier zu erwarten, und ihm zu sagen, ich würde ihn verlassen, da mir sein Projekt bekannt sey, und ich würde ihn angeben, wenn er von demselben nicht abstehe. Als ich aber gestern die Madame de Maillebois besuchte, erfuhr ich von ihr: am verwichenen Sonntage habe Herr von Maillebois, als er bemerkte, daß ich nicht wieder zurück kam, und erfuhr, daß ich befohlen hätte meine Brieftasche in Verwahrung zu nehmen, Verdacht geschöpft; daher habe er sich meine Brieftasche geben lassen, dieselbe aufgebrochen, und sey nachher, am Montag frühe, verreist, ohne zu sagen, wohin er reise. Ich weiß, daß der Sardinische Gesandte von dem ganzen Plane unterrichtet, und mit Herrn von Maillebois einverstanden ist. Ich thue diese Anzeige aus bloßem Patriotismus und verlange keine Belohnung. Das Projekt, welches ich für Herrn de Bonne abgeschrieben habe, ist folgendes:

„Ein geübter Offizier (Herr von Maillebois) bietet dem Herrn Grafen von Artois seine Dienste an, um ihn auf eine, Seiner würdige Weise, wiederum nach Frankreich zurück zu bringen. Dieser Offizier, welcher die Sache für sehr möglich hält, schlägt vor, den König

von Sardinien dahin zu bewegen, daß er fünf und zwanzig tausend Mann Truppen leihen, und sechs Millionen Livres vorschießen möge. Ferner: daß Spanien an dem Projekte Theil nehme, entweder, indem es Truppen liefere, oder aber 8 Millionen Livres vorschieße; bey dem Kaiser anzufragen, ob nicht vielleicht auch er geneigt sey, diesen Plan auf die eine oder die andere Weise, zu unterstützen. Es scheint beynahe gewiß, daß der Herzog von Zweybrücken, der Marggraf von Baden und der Landgraf von Hessen Darmstadt, aus allen Kräften dieses Projekt unterstützen werden, weil sie entschlossen sind, ihre Rechte im Elsaß gelten zu machen. Wenn diese Verbündung geschehen ist, dann wird es nöthig seyn in dem Kabinet des Prinzen ein Manifest zu verfertigen, welches von den Herren Mounier und Lally Tolendal aufgesetzt, und auf die Erklärung des drey und zwanzigsten Junius gegründet seyn muß. Dieses Manifest müßte, nachdem dasselbe von dem Offiziere durchgesehen wäre, vor dem Anfange des Krieges, bekannt gemacht werden. Man würde den Anfang damit machen, daß man gegen Lyon anrückte, wo man nur wenige Schwierigkeiten zu finden hofft, vermöge der Vorrechte, welche dieser Stadt, für ihren Handel, sogleich würden bewilligt werden. Eine andere Division müßte durch Flandern einrücken; und die dritte Division durch Lothringen. Es ist voraus zu sehen, daß diese drey Divisionen der Armee sich auf ihrem Marsche, durch die Menge der Antipatriotischgesinnten, sehr vergrößern müßten. Man würde durch die heimlichen Maßregeln verschlagener Leute, und durch Geldaustheilungen, die Truppen gewinnen, welche auf den Gränzen stehen. Die drey Divisionen der Armee würden bis Corbeil, Senlis und Meaux vorrü-

ten, auf ihrem Marsche und in der Nähe desselben, alle Bürger entwaffnen, dieselben dem Könige den Eid schwören lassen, und sie zwingen, ihre Abgesandten bey der Nationalversammlung zurück zu berufen, vorausgesetzt, daß die Reichsstände alsdann ihre Sitzungen noch fortsetzen sollten. Paris würde blokirt werden; und durch dieses Mittel hofft man dann die Nation zu Paaren zu treiben."

„Gestern erhielt ich einen an mich addressirten, und für Herrn von Maillebois bestimmten Brief des Herrn Bonne. Ich eröffnete denselben, und fand, daß er von Novalese datirt ist, aber keine wichtigen Nachrichten enthält. Ich überliefere denselben hiemit."

Bald nachher erschien auch Lenoir Duclos, der Kammerdiener des Herrn von Maillebois, vor dem Untersuchungsausschusse, und sagte:

„Vor ungefähr drey Wochen hörte ich von Herrn Masson Grandmaison, dem Sekretair des Herrn von Maillebois, bey welchem ich Kammerdiener war, daß Herr von Maillebois an einer Gegenrevolution arbeite; und wir versprachen uns gegenseitig, daß wir seinen Dienst verlassen wollten. Nachdem Herr Massot sich aus dem Schlosse Thury entfernt hatte, übersandte er mir den Schlüssel seines Zimmers, und bat mich seine Brieftasche in Verwahrung zu nehmen. Ich gieng in sein Zimmer, nahm die Brieftasche, und wollte dieselbe auf mein Zimmer tragen, als ich Herrn von Maillebois antraf, welcher mir sie abforderte. Ich gab ihm dieselbe; und sogleich schloß er sich mit Madame de Cassini auf sein Zimmer ein. Am Montag früh, als, ich meiner Gewohnheit gemäß, zwischen 8 und 9 Uhr des Morgens, zu Herrn von Maillebois in das Zimmer trat, um ihm

von Sardinien dahin zu bewegen, daß er fünf und zwanzig tausend Mann Truppen leihen, und sechs Millionen Livres vorschießen möge. Ferner: daß Spanien an dem Projekte Theil nehme, entweder, indem es Truppen liefere, oder aber 8 Millionen Livres vorschieße; bey dem Kaiser anzufragen, ob nicht vielleicht auch er geneigt sey, diesen Plan auf die eine oder die andere Weise, zu unterstützen. Es scheint beynahe gewiß, daß der Herzog von Zweybrücken, der Marggraf von Baden und der Landgraf von Hessen Darmstadt, aus allen Kräften dieses Projekt unterstützen werden, weil sie entschlossen sind, ihre Rechte im Elsaß gelten zu machen. Wenn diese Verbündung geschehen ist, dann wird es nöthig seyn in dem Kabinet des Prinzen ein Manifest zu verfertigen, welches von den Herren Mounier und Lally Tolendal aufgesetzt, und auf die Erklärung des drey und zwanzigsten Junius gegründet seyn muß. Dieses Manifest müßte, nachdem dasselbe von dem Offiziere durchgesehen wäre, vor dem Anfange des Krieges, bekannt gemacht werden. Man würde den Anfang damit machen, daß man gegen Lyon anrückte, wo man nur wenige Schwierigkeiten zu finden hofft, vermöge der Vorrechte, welche dieser Stadt, für ihren Handel, sogleich würden bewilligt werden. Eine andere Division müßte durch Flandern einrücken; und die dritte Division durch Lothringen. Es ist voraus zu sehen, daß diese drey Divisionen der Armee sich auf ihrem Marsche, durch die Menge der Antipatriotischgesinnten, sehr vergrößern müßten. Man würde durch die heimlichen Maßregeln verschlagener Leute, und durch Geldaustheilungen, die Truppen gewinnen, welche auf den Gränzen stehen. Die drey Divisionen der Armee würden bis Corbeil, Senlis und Meaux vorrü-

ken, auf ihrem Marsche und in der Nähe desselben, alle Bürger entwaffnen, dieselben dem Könige den Eid schwören lassen, und sie zwingen, ihre Abgesandten bey der Nationalversammlung zurück zu berufen, vorausgesetzt, daß die Reichsstände alsdann ihre Sitzungen noch fortsetzen sollten. Paris würde blokirt werden; und durch dieses Mittel hofft man dann die Nation zu Paaren zu treiben."

„Gestern erhielt ich einen an mich addressirten, und für Herrn von Maillebois bestimmten Brief des Herrn Bonne. Ich eröffnete denselben, und fand, daß er von Novalese datirt ist, aber keine wichtigen Nachrichten enthält. Ich überliefere denselben hiemit."

Bald nachher erschien auch Lenoir Duclos, der Kammerdiener des Herrn von Maillebois, vor dem Untersuchungsausschusse, und sagte:

„Vor ungefähr drey Wochen hörte ich von Herrn Masson Grandmaison, dem Sekretair des Herrn von Maillebois, bey welchem ich Kammerdiener war, daß Herr von Maillebois an einer Gegenrevolution arbeite; und wir versprachen uns gegenseitig, daß wir seinen Dienst verlassen wollten. Nachdem Herr Massot sich aus dem Schlosse Thury entfernt hatte, übersandte er mir den Schlüssel seines Zimmers, und bat mich seine Brieftasche in Verwahrung zu nehmen. Ich gieng in sein Zimmer, nahm die Brieftasche, und wollte dieselbe auf mein Zimmer tragen, als ich Herrn von Maillebois antraf, welcher mir sie abforderte. Ich gab ihm dieselbe; und sogleich schloß er sich mit Madame de Cassini auf sein Zimmer ein. Am Montag früh, als, ich meiner Gewohnheit gemäß, zwischen 8 und 9 Uhr des Morgens, zu Herrn von Maillebois in das Zimmer trat, um ihm

seine Chokolate zu bringen, fand ich ihn in großer Unruhe. Ungefähr eine Viertelstunde nachher befahl er mir, seinen Reisewagen fertig zu halten, und ihn anzuziehen. Als er sich niedergesetzt hatte, um sich rasiren zu lassen, sprang er hastig wiederum auf, sagte nichts, und gieng nach dem Zimmer der Madame de Cassini. Bald nachher kam er zurück, und schien jetzt noch viel unruhiger als vorher zu seyn. Während des Rasirens stieg ihm die Hitze in das Gesicht. Nachdem er fertig war, stand er auf, stützte sich auf das Kamin, und sagte zu mir: „Massot hat mich schrecklich hintergangen." Dann zog er sich an, stieg in seinen Wagen, wiederholte noch einmal dieselben Worte, und befahl mir, nach Paris zu reisen, und der Madame de Maillebois zu sagen, daß Massot ihn betrogen habe, und daß er deswegen verreist sey."

Sobald diese Anklagen bey dem geheimen Untersuchungsausschusse geschehen waren, gab sich derselbe Mühe, den andern Mitschuldigen, Herrn de Bonne Savardin, auf seiner Reise irgendwo auffangen zu lassen, und denselben in seine Gewalt zu bekommen. Man sandte zu dem Ende eine Beschreibung seines Aussehens an die meisten Städte des Königreiches.

Der Plan einer solchen Gegenrevolution war wohl der ungereimteste Plan dieser Art, der nur hätte ausgedacht werden können. Die Deutschen Fürsten sollten das Elsaß einnehmen; der König von Sardinien sollte, mit 25,000 Mann und mit vierzehn Millionen Livres Frankreich erobern; Legionen von unzufriedenen Frankreichern sollten die, aus sechs bis siebenmal hundert tausend Mann bestehende Bürgermiliz, niedermetzeln; Lyon sollte eingenommen; die Weiber und die Kinder der Widerspenstigen

sollten

sollten ermordet; und endlich Paris blokirt, ausgehungert, geplündert, eingenommen und verbrannt werden: damit der Glanz und die Pracht dieser Hauptstadt wiederum hergestellt, und die Herzen der Frankreicher mit Liebe für ihre Ueberwinder erfüllt werden möchten. Welch ein ungereimter Plan! Auch verwarf der Graf von Artois denselben geradezu, als er ihm vorgelegt wurde; und das Projekt diente in der That zu weiter nichts, als dem Urheber desselben, dem Herrn von Maillebois, Verfolgungen zuzuziehen, und dem geheimen Untersuchungsausschusse der Stadt Paris auf einige Zeit Beschäftigung zu geben.

Nichts war ein grösserer Beweis des schwachen, furchtsamen, unbeständigen, und zur Unzeit hartnäckigen und eigensinnigen Karakters, des Herrn Necker, als sein Betragen um diese Zeit. Bald gab er der Nationalversammlung, in Allem, was dieselbe verlangte, nach, bald verweigerte er ihr Alles. Zuweilen nahm er sogar zu den kleinsten und unanständigsten Ausflüchten seine Zuflucht. Drey Monate lang hatte er sich geweigert das rothe Buch herauszugeben, aber endlich gab er dasselbe dennoch; und so verfuhr er auch jetzt, als die Rechnungen der vorigen Verwaltungen der Finanzen von ihm gefordert wurden. Schon seit dem neunzehnten März hatte der Pensionsausschuß der Nationalversammlung diese Rechnungen von dem Minister verlangt. Er zögerte, ohne eine bestimmte Antwort zu geben, bis zum dritten April. An diesem Tage schrieb er endlich an den Ausschuß: „Die Mitglieder desselben möchten am sechsten April, um sechs Uhr des Abends, sich zu Herrn

Dufresne de St. Leon verfügen, um daselbst diese Rechnungen zu sehen, welche ihnen vorgelegt werden sollten. Um halb sieben Uhr schrieb Herr Dufresne an den Ausschuß: „er sehe sich genöthigt, auszugehen, zu Herrn Necker, und er könne demzufolge ihren Besuch nicht annehmen.“ Die Mitglieder des Ausschusses begaben sich dessen ungeachtet zu ihm, und als sie ihn nicht zu Hause fanden, da schrieben sie einen Brief an Herrn Necker. Der Minister bat sie in seiner Antwort, daß sie nach seiner eigenen Wohnung kommen möchten. Sie giengen hin, und da gestand Herr Necker, er habe Herrn Dufresne befohlen, nicht zu Hause zu seyn, damit sie die Rechnungen nicht sehen könnten; denn da sie das rothe Buch hätten drucken lassen, so wolle er ihnen diese Rechnungen nicht eher zeigen, als bis er über diesen Gegenstand mit dem Könige gesprochen, und den Befehl Seiner Majestät erhalten hätte. Die Mitglieder des Ausschusses gaben zur Antwort: „sie fänden es sehr sonderbar, daß Herr Necker ihnen seine Gesinnungen nicht geradezu und offenherzig bekannt gemacht, sondern zu dem armseligen Mittel seine Zuflucht genommen hätte, seinen Schreiber aus dem Hause zu schicken.“ Herr Necker beklagte sich hierauf, daß der Ausschuß das rothe Buch habe drucken lassen, ohne hiezu, weder von der Nationalversammlung noch von dem Könige, Befehl erhalten zu haben. Die Mitglieder des Ausschusses antworteten: „Was die Nationalversammlung betreffe, so seyen sie Niemand anders als der Versammlung, über die Beweggründe, durch welche sie zu diesem Schritte wären bewogen worden, Rechenschaft schuldig. Und was den König angehe, so seyen sie nicht seine Stellvertreter, und daher wären sie ihm auch, von dem Aus-

trage den sie im Namen der Nationalversammlung ausgeführt hätten, keine Rechenschaft schuldig." Die Versammlung beschloß hierauf: daß der Finanzminister gehalten seyn solle, alle Rechnungen, welche im Namen der Versammlung von ihm gefordert würden, unverweigert zum Einsehen dem Ausschusse mitzutheilen.

Die Sitzung welche die Nationalversammlung am dreyzehnten April hielt, war eine der stürmendsten und lärmendsten, die seit langer Zeit waren gehalten worden. Partheyhaß und Wuth stiegen auf den höchsten Grad, und man erwartete schon den Augenblick, in welchem die Mitglieder der Versammlung untereinander handgemein werden würden. Dom Gerle, ein Kartheusermönch, schlug vor: „Damit man nicht ferner der Nationalversammlung den ungerechten Vorwurf mache, der größte Theil ihrer Mitglieder habe keine Religion, und aus dieser Ursache hätte sie sich der Güter der Geistlichen bemächtigt; so möchte die Versammlung beschließen, daß die Römischkatholische und Apostolische Religion die herrschende Religion des Königreichs, und der öffentliche Gottesdienst derselben der einzige gesetzmäßige sey." Hierauf las der Abbe Samarie eine lange Rede vor, in welcher er ausführlich bewieß, daß die Römischkatholische Religion vor allen andern Religionen den Vorzug verdiene. Dann stand der Baron de Menou auf, und sprach:

„Meine Herren. Mit großem Mißvergnügen sehe ich die gegenwärtige Frage zur Berathschlagung aufgeworfen. Ich fange damit an, öffentlich mein Glaubensbekenntniß abzulegen. Innig verehre ich die Römischkatholische und Apostolische Religion; ich halte dieselbe für

die einzige wahre, und unterwerfe ihr meinen Verst[…] und mein Herz. Aber meine Ueberzeugung, in R[…]sicht auf diese Religion und die Art des Gottesdiens[…] den ich dem höchsten Wesen leiste, sind nicht, und k[…]nen nicht die Folgen eines Beschlusses, oder eines [G]setzes seyn. Nein, gewiß nicht! Meine Meynungen [und] mein Gewissen gehören mir allein, und ich bin n[icht] schuldig Jemand anders, als dem Gott welchen ich [an]bete, darüber Rechenschaft zu geben. Weder Ges[etze] noch Regierungsformen, noch Menschen, haben i[n] Rücksicht auf diesen Gegenstand, irgend einige Ge[walt] über mich. Ich darf Niemand in seinen Religions[mey]nungen stören; aber auch mich darf Niemand in [den] meinigen stören. Diese Grundsätze sind in Eurer [Be]kanntmachung der Rechte feyerlich anerkannt wor[den]; denn diese Bekanntmachung sichert allen Menschen [bür]gerliche, politische und religiöse Freyheit zu. Wa[rum] sollte ich denn, aus derjenigen Religion, welche ich [ver]ehre, die herrschende Religion meines Landes ma[chen] wollen? Wenn das Gewissen und die Meynungen [kei]nem Gesetze unterworfen seyn können; wenn alle M[en]schen an Rechten gleich sind: wie darf ich mir dann [das] Recht anmaßen, meine Gebräuche, meine Meynun[gen,] meine religiösen Zeremonien herrschend machen zu [wol]len? Könnte nicht ein Anderer zu mir sagen: „Mei[nen] Meynungen gehört der Vorzug, nicht den Deinig[en.] Meine Religion muß die herrschende seyn, denn ich ha[lte] sie für besser!“ Und wenn wir nun beyde gleich hal[s]näckig darauf bestünden, unsern Meynungen das Uebe[r]gewicht geben zu wollen, müßte dann nicht nothwendi[g] daraus ein Streit entstehen, welcher sich nur mit de[m] Tode des Einen von uns, vielleicht mit dem Tode Bei[der]

länglich, wie genau Sie die Natur und die Rechte derselben gekannt haben. Einen einzigen Unterschied forderte die Grösse Ihres Reiches, und Sie haben denselben, glücklicherweise, in der Existenz, und in der bestimmten Thronfolge, eines obersten und unabsetzlichen Oberhauptes gefunden, welches selbst großmüthig zu Ihrem erhabenen Werke mit beygetragen hat. Aber von so vielen Mißbräuchen, welche Sie vernichtet haben, möchten leicht noch einige Spuren in unserm Vaterlande übrig bleiben, und fortfahren in demselben unserer Freyheit schädlich zu werden. Das System der geheimen Subsidien verträgt sich nicht mit Ihren Grundsätzen. Nun sind aber, unter den ausserordentlichen Ausgaben, welche die französische Regierung in unsern Staaten macht, einige, welche ihrer Natur und der Art ihrer Vertheilung nach, unsere Regierungsform zu Grunde richten, ohne Frankreich nützlich zu seyn; und dieses ist ein Uebel das Sie kennen mußten. Ein anderes hat eben diese Wirkung. Die Neigung des Graubündtischen Volkes zu dem Soldatenstande, seine Anhänglichkeit an Frankreich, und die uneingeschränkte Freyheit, welche unsere Konstitution ihm gewährt, sich diesen beyden Neigungen zu überlassen, erlauben uns, eine gewisse Anzahl Truppen in Ihrem Solde zu haben. Aber, ausser den Graubündtischen Kompagnien, die sich unter den Schweizerregimentern befinden, hat ein ganzes Regiment die Ehre den Namen unserer Nation zu tragen; und dennoch vergiebt in demselben der Befehlshaber alle Aemter, alle Kompagnien, alle Stellen der Staabsoffiziere, zufolge einer Einrichtung, an welcher unsere Republik keinen Theil hat. Wenn Sie bedenken, daß dieser Befehlshaber jederzeit einer unserer Mitbürger ist, so werden Sie leicht einsehen, welchen gefährlichen Einfluß in unsere

die einzige wahre, und unterwerfe ihr meinen Verstand und mein Herz. Aber meine Ueberzeugung, in Rücksicht auf diese Religion und die Art des Gottesdienstes, den ich dem höchsten Wesen leiste, sind nicht, und können nicht die Folgen eines Beschlusses, oder eines Gesetzes seyn. Nein, gewiß nicht! Meine Meynungen und mein Gewissen gehören mir allein, und ich bin nicht schuldig Jemand anders, als dem Gott welchen ich anbete, darüber Rechenschaft zu geben. Weder Gesetze, noch Regierungsformen, noch Menschen, haben, in Rücksicht auf diesen Gegenstand, irgend einige Gewalt über mich. Ich darf Niemand in seinen Religionsmeynungen stören; aber auch mich darf Niemand in den meinigen stören. Diese Grundsätze sind in Eurer Bekanntmachung der Rechte feyerlich anerkannt worden; denn diese Bekanntmachung sichert allen Menschen bürgerliche, politische und religiöse Freyheit zu. Warum sollte ich denn, aus derjenigen Religion, welche ich verehre, die herrschende Religion meines Landes machen wollen? Wenn das Gewissen und die Meynungen keinem Gesetze unterworfen seyn können; wenn alle Menschen am Rechten gleich sind: wie darf ich mir dann das Recht anmaßen, meine Gebräuche, meine Meynungen, meine religiösen Zeremonien herrschend machen zu wollen? Könnte nicht ein Anderer zu mir sagen: „Meinen Meynungen gehört der Vorzug, nicht den Deinigen! Meine Religion muß die herrschende seyn, denn ich halte sie für besser!“ Und wenn wir nun beyde gleich hartnäckig darauf bestünden, unsern Meynungen das Uebergewicht geben zu wollen, müßte dann nicht nothwendig daraus ein Streit entstehen, welcher sich nur mit dem Tode des Einen von uns, vielleicht mit dem Tode Bey-

der endigen würde? Was aber unter zwey einzelnen Personen einen bloßen Streit veranlaßt, das verursachte dem Volke einen blutigen Krieg. Enthält dann nicht das Wort herrschend die Idee einer Uebergewalt, die den Grundsätzen derjenigen Gleichheit entgegen ist, welche die Grundlage unserer Konstitution ausmacht? Unstreitig ist in Frankreich die katholische Religion, Religion des größten Theils der Nation. Aber gesetzt, es gäbe auch nur einen einzigen Menschen, der eine andere Religion hätte: so hat er eben das Recht nach derselben zu leben, vorausgesetzt, daß er weder der Religion des größten Theils, noch der öffentlichen Ruhe schädlich werde. Von allem übrigen ist er nur Gott allein Rechenschaft schuldig. In jedem Staate, in welchem die wahren Grundsätze der Moral und der Vernunft befolgt werden, kann es demzufolge keine herrschende Religion geben. Man öffne die Jahrbücher der Geschichte, und vorzüglich der Geschichte Frankreichs. Wie viel Unglück haben nicht die Religionskriege über dieses schöne Reich gebracht! Welche Greuelthaten haben nicht die Regierungen mehrerer unserer Könige, von Franz dem Ersten bis auf Ludwig den Vierzehnten, befleckt! Ich bin weit entfernt, dieselben der katholischen Religion allein zuschreiben zu wollen. Diese Greuel sind die unausbleibliche Folge von Religionsstreitigkeiten aller Art. Aber lasset uns die Augen von jenen greulichen Denkmälern des Religionsfanatismus abwenden, und diesen entehrenden Theil unserer Geschichte mit einem Schleyer bedecken. Ihr Priester eines Gottes des Friedens, der sein Reich nur durch Sanftmuth und durch Ueberredung gründen will, der Euch so große Beyspiele von Toleranz und von Liebe gegeben hat, solltet ihr die Fackel der Zwietracht

anzünden wollen, anzünden können? Solltet Ihr verlangen, daß die Nationalversammlung das Werkzeug des Unglücks, und vielleicht der Zerstörung des Volkes werde! Ach nein! Ein übelverstandener Eifer hat Euch auf einen Augenblick irre geführt. Sobald ihr zu euch selbst kommt, sobald Ihr Euch Eures heiligen Dienstes erinnert: sobald werdet Ihr Euch auch bemühen, durch Euer Beyspiel und durch Eure Tugenden diejenige Religion auszubreiten, welche Ihr lehrt. Ihr werdet derselben nicht durch ein Gesetz Vorzüge geben wollen. Hat nicht Gott, ja Gott selbst, gesagt, daß, ungeachtet aller Bemühungen der Menschen, seine heilige Religion sich ausbreiten, zunehmen, und endlich sich über die ganze Welt verbreiten würde? Hat er nicht gesagt: die Pforten der Hölle würden dieselbe nicht überwältigen? Und Ihr solltet nun, durch einen Beschluß, diese erhabenen Worte des Schöpfers der Welt bestätigen wollen? Wenn Ihr, wie ich nicht zweifle, von der Wahrheit dieser Religion, deren Priester Ihr seyd, überzeugt seyd, wie könnt Ihr dann fürchten, daß dieselbe untergehen werde? Könnt Ihr glauben, daß der Wille und die Gesetze der Vorsehung des Beystandes unserer Beschlüsse bedürften? Hieße dieses nicht, im Gegentheil, die Hochachtung verletzen, welche wir derselben schuldig sind? Hieße dieses nicht eben soviel, als uns Gott gleich machen wollen? Ist nicht die Religion von allen Bemühungen des menschlichen Verstandes unabhängig? Und haben wir nicht schon, in Allem was von unserer Macht abhängt, alles gethan, und thun wir nicht noch täglich Alles was von uns abhängt, zur Aufrechthaltung des Gottesdienstes der katholischen Religion? Beschäftigen wir uns nicht damit, die Anzahl der zum Dienste des Altars nöthigen

Priester zu bestimmen? Arbeiten wir nicht, um die Ausgabe, welche die Unterhaltung der Kirchen, und die ganze geistliche Hierarchie erfordert, festzusetzen? Wollte man, um die Nationalversammlung in einen übeln Ruf zu bringen, daß Volk überreden, daß wir uns mit der Religion gar nicht hätten beschäftigen wollen? Ferne von mir sey dieser Gedanke! Alles was ohne Unbequemlichkeit zu thun möglich ist, das wollen wir thun: aber warum sollen wir, durch unnütze, ich sage sogar, durch der Majestät der Religion schädliche Beschlüsse, dem Volke die Waffen in die Hand geben? warum Ränke, Haß, Rachsucht, und Laster aller Art, welche sich in den Mantel des Fanatismus einhüllen, begünstigen? Können wir voraus sagen, wann und wo sich das Morden und das Zerstören endigen würde? Nein! solche Gedanken sind nicht in dem Gemüthe irgend eines Mitgliedes dieser Versammlung aufgestiegen! Aber, wenn es möglich wäre, daß sie in demselben aufsteigen könnten; wenn die Nationalversammlung den Beschluß faßte, welchen man vorgeschlagen hat, und welchem ich mich zu unterwerfen genöthigt seyn würde, weil die Mehrheit der Stimmen das Gesetz giebt: so fürchte ich mich nicht zu sagen, daß ich, als Stellvertreter der ganzen Nation, Diejenigen, welche für den Beschluß gestimmt haben werden, verantwortlich für alles das Unglück mache, das ich voraussehe, und für alles das Blut, welches fließen wird. Demzufolge verlange ich, daß die Versammlung, aus Hochachtung für das höchste Wesen und für die Römischkatholische Religion, über diesen Gegenstand gar nichts beschließen solle."

Dom Gerle. Ich nehme meinen Vorschlag zurück, und stimme dem Herrn de Menou bey.

(Ein großer Theil der Mitglieder ruft: „Stimmt! Stimmt! Stimmt!“ Großer Lärm und Geschrey. Herr de Cazales, Despremenil und andere verlangen zu sprechen. Der Präsident verweigert ihnen das Wort. Sie sprechen dennoch. Der Lärm wird heftig und dauert lange fort.)

Herr de Cazales. Der größere Theil der Versammlung tyrannisirt den kleinern. Die Stimmen sind nicht mehr frey!

Herr de la Rochefoucauld. Ich schlage vor, daß die Versammlung folgenden Beschluß fassen solle: „Die Nationalversammlung sieht ein, daß sie über das Gewissen und über Religionsmeynungen keine Gewalt auszuüben hat, noch haben kann; daß die Majestät der Religion, und die tiefe Verehrung welche derselben gebühret, nicht erlauben, daß sie der Gegenstand einer Berathschlagung werde. Da ferner die Anhänglichkeit der Nationalversammlung an die Römischkatholische und Apostolische Religion keinem Zweifel unterworfen seyn kann, besonders in einem Zeitpunkte, in welchem dieser Gottesdienst von ihr unter den öffentlichen Ausgaben an die erste Stelle gesetzt worden ist, und in welchem, durch ein einstimmiges Gefühl von Hochachtung, sie ihre Gesinnungen auf die einzige Weise ausgedrückt hat, welche der Würde der Religion und dem Karakter der Nationalversammlung angemessen ist: so beschließt dieselbe, daß sie über den gethanen Vorschlag sich weder berathschlagen könne noch dürfe, und daß sie die Ordnung des Tages vornehmen wolle, welche von den geistlichen Zehnten handelt.“

(Lärm und Tumult. Sehr viele Mitglieder stimmen diesem neuen Vorschlage bey. Herr de Virieu, Abbe

Maury, Herr Madier, und andere, verlangen das Wort, um gegen denselben zu sprechen.)

Herr de Montlausier. Man sieht wohl, daß hier ein Komplott vorhanden ist; denn der Versammlungssaal ist rund herum mit Truppen umgeben.

Herr de Foucaud (steigt auf den Rednerstuhl und fängt an zu sprechen.)

Herr de Biauzat. Herr Präsident, warum lassen Sie Herrn Foucaud sprechen? er hat ja das Wort nicht.

Präsident. Sie haben das Wort nicht. Stille!

Herr de Biauzat. Herr Präsident, ich habe das Wort nicht; aber ich nehme es, um Sie an ihre Pflicht zu erinnern. (Herr de Foucaud steigt vom Rednerstuhl herab, und hört auf zu sprechen.)

Abbe Maury (indem er sich zu seiner Parthie auf der rechten Seite wendet.) Meine Herren. Sie können sich nach Hause begeben. (Allgemeines Geschrey und Murmeln des Unwillens bey diesen Worten.)

Herr de Cazales. Ich nehme das Publikum zu Zeugen, daß die Versammlung nicht frey ist.

(Großer Lärm und Tumult auf der rechten Seite der Versammlung.)

Präsident. Es soll jetzt über den Vorschlag des Herrn de la Rochefoucauld gestimmt werden. Wer Verbesserungen in demselben anzubringen hat, der spreche.

Herr Despremenil. Die Ausdrücke des Vorschlages des Herrn de la Rochefoucauld sind geschraubt. Als die Juden Christum am Kreuze sahen, riefen sie ihm auch zu: „wir grüßen dich, du König der Juden!"

Graf Mirabeau. Herr Präsident, rufen sie Herrn Despremenil in Ordnung.

Herr de Clermont Lodeve. Herr Präsident,

verschaffen Sie Stillschweigen. Herr von Mirabeau muß zur Ordnung gerufen werden. Und wenn es Ihnen nicht gelingt, ihn dahin zurückzubringen, so will ich ihn lehren, die Redner künftig nicht zu unterbrechen.

Der Präsident (liest die Ordnung vor, und sagt alsdann zu Herrn de Lodeve) Mein Herr, ich rufe Sie zur Ordnung.

Herr de Lodeve. Wenn ich jetzt Zeit hätte, mich mit mir selbst zu beschäftigen, so würde ich beweisen, daß ich nicht hätte zur Ordnung gerufen werden sollen. Aber in dem gegenwärtigen Zeitpunkte rechne ich mir es zur Ehre, zur Ordnung gerufen worden zu seyn.

Herr Destourmel. Zufolge der Traktaten, zwischen einem unserer Könige, und dem französischen Flandern, wurde festgesetzt, daß der König nicht zugeben sollte, daß die Protestanten weder heimlich noch öffentlich, ihren Gottesdienst feyerten, und daß keine Gewissensfreyheit seyn solle. Nun verlange ich, daß dieser Traktat gehalten werde.

Graf Mirabeau. Wir sind nicht mehr in den Zeiten der Bartholomäusnächte! Hier, hier sehe ich das Fenster, an welchem der fanatische König Karl der Neunte stand, und auf seine Unterthanen schoß!

Abbe Maury. Man stellt sich als hätte man Hochachtung und Verehrung gegen die Religion, und dennoch will man derselben die größte aller Huldigungen versagen! Die Versammlung hat nicht einmal das Recht, über den dogmatischen Theil der Religion etwas zu beschliessen!

Herr de Foucaud. Ich sage, die Stimmen in der Versammlung seyen nicht frey! Zu Ihnen spreche ich, Herr Maire von Paris, und ich verlange von Ih-

nen, daß Sie der grossen Anzahl von Menschen, welche jetzt unsern Versammlungssaal umgeben, befehlen sollen, daß dieselben sich wegbegeben. Zu Ihnen spreche ich, Herr Kommandant, und ich verlange von Ihnen, daß Sie den bewaffneten Truppen, welche unsern Saal umgeben, befehlen sollen, daß dieselben sich entfernen.

Herr de la Fayette. Da einige Personen dem Herrn Maire von Paris gesagt haben, daß Unruhen zu befürchten seyen; so hat er geglaubt, mir befehlen zu müssen, daß ich die Bürgerwache, mit welcher die Nationalversammlung sich zu umgeben gewürdigt hat, vermehren möchte, ob er gleich eben so wenig als ich glaubte, daß diese Furcht gegründet sey. Erlauben Sie mir, meine Herren, mich dieser Gelegenheit zu bedienen, um der Versammlung, im Namen der Bürgermiliz, zu wiederholen, daß keiner unter uns ist, der nicht den letzten Tropfen seines Blutes dahin geben würde, um die Ausführung Ihrer Beschlüsse, sowohl als die Freyheit Ihrer Berathschlagungen, zu unterstützen, und die Unverletzbarkeit eines jeden Ihrer Mitglieder sicher zu stellen.

Endlich nahm die Versammlung den Vorschlag des Herrn de la Rochefoucaud, wörtlich so wie er denselben vorgetragen hatte, an; und so war den auch diese stürmische Sitzung geendigt, und dem Fanatismus wurde abermals ein tödtlicher Streich versetzt.

Am folgenden Tage war die Sitzung nicht weniger stürmisch. Die Versammlung berathschlagte sich über die Zehenten der Geistlichen, und über die beste Art, die Güter der Geistlichen für die Nation in Besitz zu nehmen. Herr Royer, ein Priester von Chavannes, fieng

die Berathschlagung an. Er hielt eine schöne Rede, in welcher er, aus der Kirchengeschichte, den Ursprung der geistlichen Güter zeigte, und bewies, daß die Priester gar kein Recht haben könnten, sich der Besitznehmung dieser Güter zu widersetzen.

„Es giebt“ sagte er, „zwey Mächte, durch welche die Welt vorzüglich regiert wird: die Macht der Priester und die Macht der Könige. Glauben, Moral und innere Disziplin; so weit geht das Gebiet der Kirche. Zeitliche Glückseligkeit, Beobachtung der Gesetze, Erhaltung und Unterstützung des politischen Körpers; dieß ist das Gebiet der weltlichen Macht. Die Kirche muß, durch ihre Lehren, und noch mehr durch ihr Beyspiel, den Staat und die Gesetze lieben lehren; allen Unterthanen ein Interesse an der Wohlfahrt desselben einflössen; das Glück der Ruhe, das Verdienst der Unterwürfigkeit kennen lehren; und das Ebenbild der Gottheit in der Person derjenigen zeigen, auf welchen die ganze Macht derselben ruht. Der Staat muß die religiösen Einrichtungen beschützen, dieselben in dem Genusse ihrer natürlichen Rechte erhalten, und über die Ausübung ihrer Gesetze wachen. Die Kirche, welche weiter nichts als eine religiöse Gesellschaft ist, hat weder eine weltliche Gerichtsbarkeit, noch eine zwingende Gewalt ausser sich: und der Staat hat, seiner Natur nach, weder Einfluß auf die Meynungen, noch Gewalt über die Gewissen. Die Macht der Kirche ist bloß allein geistlich. Den Fürsten kömmt es zu, in soferne sie die obersten Magistratspersonen sind, über die äussere Polizey der Kirche zu wachen, und die Lehren der Disziplin anzunehmen oder zu verwerfen, je nachdem ihnen dieselben mit den, in ihrem Staate angenommenen Grundsätzen, und mit dem Wohl ihrer

Unterthanen, übereinstimmend oder nicht übereinstimmend scheinen. Warum schränken sich dann nicht die Priester auf die geheiligten Pflichten ihres Amtes ein! Allein damit müssen sie sich beschäftigen, den Glauben vor dem Gifte der Neuheit zu bewahren; von der Heerde die reissenden Wölfe zu entfernen; und durch weise Anordnungen die Kirchendisziplin aufrecht zu erhalten. Aber auch von seiner Seite muß der politische Magistrat sich mit dem Titel und mit den Pflichten eines Beschützers begnügen. Er darf nicht die Hand an das Rauchfaß legen, und sich nicht das Recht anmassen, über die Lehre zu entscheiden, und die Grundsätze vorzuschreiben, welche die Priester in der Austheilung der geistlichen Güter, leiten sollen. Auf diese Weise wird Alles in Ordnung seyn. Beyde Gesellschaften werden sich gegenseitige Hülfe leisten, und gegenseitig wird die Eine zu dem Glanze der Andern beytragen. Aber sobald diese geheiligten Gränzen, durch eine von den beyden Mächten, überschritten werden; alsobald entstehen Unruhen, Argwohn und Streitigkeiten: und Dasjenige, was dazu bestimmt war, die Welt glücklich zu machen, wird die Quelle unendlicher Uebel. Zu viele traurige Beyspiele haben, in dem Laufe der Jahrhunderte, diese Bemerkungen bestätigt."

Am zwey und zwanzigsten April erschien der berühmte Korsikanische General Paoli vor den Schranken der Versammlung, und mit ihm die Korsikanischen Abgesandten, die Herren Panathieri und Casabianca.

Herr Paoli sagte: „Meine Herren. Dieser Tag ist der schönste und der glücklichste Tag meines Lebens. Ich habe dasselbe damit zugebracht, Freyheit zu suchen, und hier sehe ich ihr edelstes Schauspiel. Unterjocht

habe ich mein Vaterland verlassen; frey finde ich es wieder. Nun bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig. Ich weiß nicht, was für eine Veränderung die zwanzigjährige Knechtschaft auf meine Landsleute hervorgebracht haben mag. Es muß dieselbe wohl traurig seyn, denn Unterdrückung verdirbt den Karakter. Aber Sie haben den Korsen ihre Ketten zerbrochen, und dadurch haben Sie ihnen ihre vorige Tugend wieder gegeben. Da ich jezt wiederum in mein Vaterland zurückkehren darf, so wird es Ihnen leicht werden, sich meine Empfindungen hiebey zu denken. Sie sind großmüthig gegen mich gewesen, und ich, ich war niemals ein Sklave. Meine vorige Aufführung, welche sie zu billigen gewürdigt haben, ist Ihnen Bürge für meine künftige Aufführung. Ich darf wohl sagen, daß mein ganzes Leben ein der Freyheit geleisteter Eid gewesen sey. Dadurch habe ich schon vorläufig denselben der Konstitution geleistet, welche Sie gründen. Aber ich muß ihn noch der Nation leisten, die mich aufnimmt, und dem Fürsten, welchen ich anerkenne. Dieses thun zu dürfen, verlange ich von der Versammlung als eine Gunst.“

Am sechs und zwanzigsten April schrieb der Minister des Königs, der Graf de la Luzerne, folgenden Brief an den Präsidenten der Versammlung:

„Mein Herr Präsident. Der König trägt mir auf, Ihnen Nachricht zu geben, daß die Streitigkeiten, welche mit der Regierung zu Algier entstanden waren, und welche dem Handel zu drohen schienen, glücklich beygelegt sind. Der Marquis de Sainneville, der ausserordentliche Abgesandte Seiner Majestät bey dem Dey, hat, am neun und zwanzigsten des verwichenen

Monats, mit diesem Fürsten einen Vertrag geschlossen, vermöge welches der Friede wiederum auf hundert Jahre erneuert ist, und hat in diesem Vertrage solche Bedingungen gemacht, die am zuverläßigsten schienen, um künftig allen Ursachen zu Mißverständnissen vorzubeugen. Obgleich diese Sache noch nicht ganz zu Ende gebracht und der Traktat noch nicht unterschrieben ist: so zweifelt dennoch Seine Majestät nicht, daß die Nationalversammlung mit Vergnügen den Erfolg einer, für die Sicherheit der Schiffahrt so wichtigen Unterhandlung, vernehme; und daher hat auch der König es nicht wollen anstehen lassen, Derselben davon Nachricht zu geben. Diejenigen Frankreicher, welche sich auf einigen, im vorigen Jahre von den Algierischen Seeräubern weggenommenen Schiffen, befanden, und welche bis jetzt in Sklaverey wären gehalten worden, sind freygegeben, und der Herr Marquis de Saineville hat sie nach Toulon gebracht. Ich bin mit Verehrung u. s. w."

Die Versammlung trug ihrem Präsidenten auf, dem Könige in ihrem Namen dafür zu danken.

Nach einem, von Herrn Malouet, der Nationalversammlung vorgelegten Plane, sollten die Ausgaben für das Seewesen, im Jahre 1790 seyn:

I. Bestimmte Ausgaben	.	13,281,746 Livr.
II. Unbestimmte Ausgaben, ungefähr		16,718,254 —
	Summe	30,000,000 Livr.
III. Ausserordentliche Ausgaben für 1790.	. . .	3,679,548 —
	Latus	33,679,548 Livr.

habe ich mein Vaterland verlassen; frey finde ich es wieder. Nun bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig. Ich weiß nicht, was für eine Veränderung die zwanzigjährige Knechtschaft auf meine Landsleute hervorgebracht haben mag. Es muß dieselbe wohl traurig seyn, denn Unterdrückung verdirbt den Karakter. Aber Sie haben den Korsen ihre Ketten zerbrochen, und dadurch haben Sie ihnen ihre vorige Tugend wieder gegeben. Da ich jetzt wiederum in mein Vaterland zurückkehren darf, so wird es Ihnen leicht werden, sich meine Empfindungen hiebey zu denken. Sie sind großmüthig gegen mich gewesen, und ich, ich war niemals ein Sklave. Meine vorige Aufführung, welche sie zu billigen gewürdigt haben, ist Ihnen Bürge für meine künftige Aufführung. Ich darf wohl sagen, daß mein ganzes Leben ein der Freyheit geleisteter Eid gewesen sey. Dadurch habe ich schon vorläufig denselben der Konstitution geleistet, welche Sie gründen. Aber ich muß ihn noch der Nation leisten, die mich aufnimmt, und dem Fürsten, welchen ich anerkenne. Dieses thun zu dürfen, verlange ich von der Versammlung als eine Gunst."

Am sechs und zwanzigsten April schrieb der Minister des Königs, der Graf de la Luzerne, folgenden Brief an den Präsidenten der Versammlung:

„Mein Herr Präsident. Der König trägt mir auf, Ihnen Nachricht zu geben, daß die Streitigkeiten, welche mit der Regierung zu Algier entstanden waren, und welche dem Handel zu drohen schienen, glücklich beygelegt sind. Der Marquis de Sainville, der ausserordentliche Abgesandte Seiner Majestät bey dem Dey, hat, am neun und zwanzigsten des verwichenen

Monats, mit diesem Fürsten einen Vertrag geschlossen, vermöge welches der Friede wiederum auf hundert Jahre erneuert ist, und hat in diesem Vertrage solche Bedingungen gemacht, die am zuverläßigsten schienen, um künftig allen Ursachen zu Mißverständnissen vorzubeugen. Obgleich diese Sache noch nicht ganz zu Ende gebracht und der Traktat noch nicht unterschrieben ist: so zweifelt dennoch Seine Majestät nicht, daß die Nationalversammlung mit Vergnügen den Erfolg einer, für die Sicherheit der Schiffahrt so wichtigen Unterhandlung, vernehme; und daher hat auch der König es nicht wollen anstehen lassen, Derselben davon Nachricht zu geben. Diejenigen Frankreicher, welche sich auf einigen, im vorigen Jahre von den Algierischen Seeräubern weggenommenen Schiffen, befanden, und welche bis jezt in Sklaverey wären gehalten worden, sind freygegeben, und der Herr Marquis de Saineville hat sie nach Toulon gebracht. Ich bin mit Verehrung u. s. w."

Die Versammlung trug ihrem Präsidenten auf, dem Könige in ihrem Namen dafür zu danken.

Nach einem, von Herrn Malouet, der Nationalversammlung vorgelegten Plane, sollten die Ausgaben für das Seewesen, im Jahre 1790 seyn:

I. Bestimmte Ausgaben .	13,281,746 Livr.
II. Unbestimmte Ausgaben, ungefähr	16,718,254 —
Summe	30,000,000 Livr.
III. Ausserordentliche Ausgaben für 1790. . . .	3,679,548 —
Latus	33,679,548 Livr.

(Ein großer Theil der Mitglieder ruft: „Stimmt! Stimmt! Stimmt!“ Großer Lärm und Geschrey. Herr de Cazales, Despremenil und andere verlangen zu sprechen. Der Präsident verweigert ihnen das Wort. Sie sprechen dennoch. Der Lärm wird heftig und dauert lange fort.)

Herr de Cazales. Der größere Theil der Versammlung tyrannisirt den kleinern. Die Stimmen sind nicht mehr frey!

Herr de la Rochefoucauld. Ich schlage vor, daß die Versammlung folgenden Beschluß fassen solle: „Die Nationalversammlung sieht ein, daß sie über das Gewissen und über Religionsmeynungen keine Gewalt auszuüben hat, noch haben kann; daß die Majestät der Religion, und die tiefe Verehrung welche derselben gebühret, nicht erlauben, daß sie der Gegenstand einer Berathschlagung werde. Da ferner die Anhänglichkeit der Nationalversammlung an die Römischkatholische und Apostolische Religion keinem Zweifel unterworfen seyn kann, besonders in einem Zeitpunkte, in welchem dieser Gottesdienst von ihr unter den öffentlichen Ausgaben an die erste Stelle gesetzt worden ist, und in welchem, durch ein einstimmiges Gefühl von Hochachtung, sie ihre Gesinnungen auf die einzige Weise ausgedrückt hat, welche der Würde der Religion und dem Karakter der Nationalversammlung angemessen ist: so beschließt dieselbe, daß sie über den gethanen Vorschlag sich weder berathschlagen könne noch dürfe, und daß sie die Ordnung des Tages vornehmen wolle, welche von den geistlichen Zehnten handelt.“

(Lärm und Tumult. Sehr viele Mitglieder stimmen diesem neuen Vorschlage bey. Herr de Virieu, Abbé

len: denn dieses ist zu ihrer Erhaltung lange nicht hinreichend.

Ein Jahr lang ein Schiff bewaffnet zu erhalten, kostet im Frieden; u. im Kriege:

Für ein Schiff von 118 Kanonen	708,950	—	854,544.
— — —	110	655,844	—	790,304.
— — —	80	525,670	—	644,606.
— — —	74	448,510	—	542,110.
— — —	64	363,902	—	434,672.
Für eine Fregatte v. 18 Kanonen	234,012	—	276,729.

Die französische Seemacht bestand im Jahre 1790: aus Einem Schiffe von 118 Kanonen, fünf von 110, sieben von 80, neun und vierzig von 74, und Einem von 64 Kanonen, außer den Fregatten und Schaluppen.

Die Versammlung beschloß, daß, unter dem Namen von Assignaten, ein neues Papiergeld verfertigt und in Umlauf gebracht werden solle, dessen Hypothek die eingezogenen Güter der Geistlichen seyn würden. Hierüber ließ der König an die Frankreicher folgende Proklamation ergehen:

„Am 19. April 1790."

„Der König hat den Beschluß der Nationalversammlung, vermöge welches dieselbe die Verfertigung von 400 Millionen Assignaten beschlossen hat, genehmigt. Dieses Papiergeld muß als die heiligste Schuld der Nation angesehen werden. Und da der, von dem Könige genehmigte Beschluß der Versammlung weiter nichts gethan hat, noch thun kann, als die Pflicht aufzulegen, diese Noten, an Zahlungsstatt, zwischen dem Gläubiger und dem Schuldner, anzunehmen: so ersucht Seine Majestät, noch ganz ausdrücklich, alle Einwohner Sei-

nes Königreiches, diese Noten ohne Einwürfe oder Schwierigkeiten anzunehmen, und sich derselben bey allen Kontrakten und Käufen zu bedienen; damit, durch die Folge eines gerechten Zutrauens, die Nationalnoten überall dem baaren Gelde gleich geachtet werden mögen. Patriotische Gesinnung muß allen guten Frankreichern dieses zur Pflicht machen, und, zu einer Zeit, wo eine solche Gesinnung so viel Gutes hervorbringen wird, zweifelt Seine Majestät nicht, daß jeder sich geneigt zeigen werde. Niemals wird es eine Gelegenheit geben, wo man, auf eine wirksamere und auf eine nützlichere Weise, die ausgedehnte Macht einer Nation wird zeigen können, deren Staatsbürger durch Ehre, Vernunft und Freyheit vereinigt sind. Der König wird zu jeder Zeit das feyerliche Versprechen, welches die Stellvertreter dieser großen Nation für die Sicherheit der Assignate gethan haben, beschützen. Indem also der König seine Unterthanen ersucht, aus allen ihren Kräften den Kredit und den Umlauf dieser Assignaten zu begünstigen; so glaubt er, seine unverletzliche Anhänglichkeit an die unveränderlichen Grundsätze der Gerechtigkeit, mit dem Antheile, welchen er an der Wiederherstellung der Ordnung in den Finanzen, und an dem allgemeinen Wohl des Königreiches nimmt, vollkommen zu vereinigen."

„LUDWIG."

Eine Streitigkeit, welche an den Thoren von Paris entstand, hätte gefährliche Folgen haben können, wenn nicht die unermüdete Wachsamkeit des Herrn de la Fayette denselben zuvorgekommen wäre. Der Unteroffizier eines Schweizerregiments, welcher seit der Revolution sein Regiment verlassen hatte, und sich unter dem

Jägerkorps der Bürgermiliz hatte anwerben lassen, kam auf den Einfall, seinen Landsleuten und vormaligen Kameraden einen Besuch zu machen. Der Adjudant der Kompagnie beleidigte ihn. Darauf schlugen sie sich, und der Adjudant wurde verwundet. Hieraus entstand nachher ein Streit zwischen den Schweizern und dem Jägerkorps. Die Schweizer nahmen sich vor, ihren verwundeten Adjudanten an allen Jägern zu rächen, die sie antreffen würden. Sie zogen auf die Jäger los und die Jäger zogen ihnen entgegen. Schon hatte das Gefecht angefangen, als Herr de la Fayette erschien, und die Ruhe wieder herstellte. Er befahl den Jägern, sich zurückzuziehen, und gieng dann zum Könige, um die Befehle des Monarchen in Rücksicht der Schweizer zu erhalten, weil diese nicht unter seinen Befehlen ständen.

Das Gericht des Chatelet setzte indessen die Untersuchung über die Greuelthaten des fünften und sechsten Oktobers fort. Eine Gesandtschaft dieses Gerichtes kam zu der Königin, um auch ihr Zeugniß sich zu erbitten. Aber die großmüthige Monarchin antwortete: „Niemals werde ich die Angeberin der Unterthanen des Königs seyn.“ a) Bald nachher wurde eine zweyte Gesandtschaft zu der Königin gesandt, welche die Bitte um Ihr Zeugniß wiederholen sollte. Aber Sie sprach: Ich habe Alles gesehn, Alles gewußt, und Alles vergessen.“ b)

In den Provinzen fiengen, um diese Zeit, die Unruhen aufs Neue an. Zu Marseille versammelten sich

---

a) Jamais je ne serai la Délatrice des sujets du Roi.
b) J'ai tout vu, j'ai tout su, et j'ai tout oublié

die Bürger, und faßten den Entschluß, die Zitadelle der Stadt einzunehmen. In der Nacht vom neun und zwanzigsten bis auf den dreyßigsten, zogen sie, in der Stille, Pellotonsweise, auf die Zitadelle zu, und verlangten, daß die Zugbrücke niedergelassen werden solle. Dieses geschah. Nun überfielen zwey von ihnen die Schildwache auf ihrem Posten, und befahlen derselben, im Namen der Nation, mit der Pistole auf der Brust, keinen Lärm zu machen. Sie dringen ein, und der Haufe folgt nach. Sie bemächtigten sich aller Ausgänge, überfallen die Offiziere in ihren Betten, und nehmen dieselben gefangen. Nun senden sie einige Abgesandte an den Bürgerrath, mit der Nachricht, daß sie die Zitadelle eingenommen hätten. Es wird in allen Straßen Lärm geschlagen; die Sturmglocken in der ganzen Stadt werden geläutet; der Pöbel versammelt sich haufenweise; er begiebt sich nach der andern Zitadelle, dem Fort St. Jean; und verlangt, mit wüthendem Geschrey, daß ihm auch diese Festung übergeben werden solle. Die Offiziere in der Festung versammeln sich, halten Kriegsrath, und beschließen: daß sie, um die Stadt und die in dem Hafen liegenden Schiffe zu verschonen, einen Theil der Bürgermiliz in die Festung hereinlassen wollten: denn man konnte aus der Festung keinen Kanonenschuß thun, ohne die gegenüberliegenden Häuser zu zerstören. Am folgenden Tage wurde in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß sich der Chevalier de Bausset, der Befehlshaber der Festung, in dem Kriegsrathe, der Aufnahme der Bürgermiliz widersetzt hätte. Der, durch diese Nachricht aufgebrachte Pöbel, zog hierauf nach seinem Hause, ermordete ihn auf der Schwelle seiner Hausthüre, schlug ihm den Kopf ab, steckte denselben

auf eine Stange, und trug denselben im Triumphe in den Strassen der Stadt herum. Die Garnison hatte nicht einen einzigen Schuß gethan. Der Bürgerrath der Stadt unterstützte die Aufrührer, und billigte den Aufruhr.

Auch zu Montpellier bemächtigte sich die Bürgermilitz der Zitadelle.

Zu Toulouse wiegelten fanatische Priester das Volk auf. Sie predigten Aufruhr; veranstalteten Prozessionen, Wallfahrten, öffentliche Gebete; und streueten unter das Volk aufrührische Schriften, gegen den König und gegen die Nationalversammlug, aus. Das Volk wurde, durch diese Schriften, aufgefordert, zu verlangen: daß die römischkatholische Religion für die Religion des Staates erklärt, und daß die Klöster nicht aufgehoben werden möchten. Es geschahen solche Aufforderungen an das Volk von allen Kanzeln. Am achtzehnten April, und an den folgenden Tagen, versammelten sich die Aufrührer in der Augustinerkirche, und in dem Saale der Akademie der Wissenschaften. In allen Straßen wurde gerufen: „Zuden Waffen! Zu den Waffen!“ Der Bürgerrath verbot diese Versammlungen, und stellte endlich, nach vieler Mühe, die Ruhe wieder her.

Die Einwohner der Stadt Alais widersetzten sich der Aufhebung der Klöster, und sandten eine Bittschrift an die Nationalversammlung, in welcher sie sagten: „Das Gerücht, daß einige Bißthümer aufgehoben werden sollen, beunruhigt uns. Das Domkapitel erhält die Majestät des Gottesdienstes, und die Furcht der Gläubigen, durch sein Beyspiel. Die Mönchsorden beyder Geschlechter sind offene Zufluchtsörter für die verirrte Tugend, und für die verlassene Armuth.“

habe ich mein Vaterland verlassen; frey finde ich es wieder. Nun bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig. Ich weiß nicht, was für eine Veränderung die zwanzigjährige Knechtschaft auf meine Landsleute hervorgebracht haben mag. Es muß dieselbe wohl traurig seyn, denn Unterdrückung verdirbt den Karakter. Aber Sie haben den Korsen ihre Ketten zerbrochen, und dadurch haben Sie ihnen ihre vorige Tugend wieder gegeben. Da ich jezt wiederum in mein Vaterland zurückkehren darf, so wird es Ihnen leicht werden, sich meine Empfindungen hiebey zu denken. Sie sind großmüthig gegen mich gewesen, und ich, ich war niemals ein Sklave. Meine vorige Aufführung, welche sie zu billigen gewürdigt haben, ist Ihnen Bürge für meine künftige Aufführung. Ich darf wohl sagen, daß mein ganzes Leben ein der Freyheit geleisteter Eid gewesen sey. Dadurch habe ich schon vorläufig denselben der Konstitution geleistet, welche Sie gründen. Aber ich muß ihn noch der Nation leisten, die mich aufnimmt, und dem Fürsten, welchen ich anerkenne. Dieses thun zu dürfen, verlange ich von der Versammlung als eine Gunst.“

Am sechs und zwanzigsten April schrieb der Minister des Königs, der Graf de la Luzerne, folgenden Brief an den Präsidenten der Versammlung:

„Mein Herr Präsident. Der König trägt mir auf, Ihnen Nachricht zu geben, daß die Streitigkeiten, welche mit der Regierung zu Algier entstanden waren, und welche dem Handel zu drohen schienen, glücklich beygelegt sind. Der Marquis de Saineville, der ausserordentliche Abgesandte Seiner Majestät bey dem Dey, hat, am neun und zwanzigsten des verwichenen

Monats, mit diesem Fürsten einen Vertrag geschlossen, vermöge welches der Friede wiederum auf hundert Jahre erneuert ist, und hat in diesem Vertrage solche Bedingungen gemacht, die am zuverlässigsten schienen, um künftig allen Ursachen zu Mißverständnissen vorzubeugen. Obgleich diese Sache noch nicht ganz zu Ende gebracht und der Traktat noch nicht unterschrieben ist: so zweifelt dennoch Seine Majestät nicht, daß die Nationalversammlung mit Vergnügen den Erfolg einer, für die Sicherheit der Schiffahrt so wichtigen Unterhandlung, vernehme; und daher hat auch der König es nicht wollen anstehen lassen, Derselben davon Nachricht zu geben. Diejenigen Frankreicher, welche sich auf einigen, im vorigen Jahre von den Algierischen Seeräubern weggenommenen Schiffen, befanden, und welche bis jetzt in Sklaverey wären gehalten worden, sind freygegeben, und der Herr Marquis de Saineville hat sie nach Toulon gebracht. Ich bin mit Verehrung u. s. w."

Die Versammlung trug ihrem Präsidenten auf, dem Könige in ihrem Namen dafür zu danken.

Nach einem, von Herrn Malouet, der Nationalversammlung vorgelegten Plane, sollten die Ausgaben für das Seewesen, im Jahre 1790 seyn:

I. Bestimmte Ausgaben .	13,281,746 Livr.
II. Unbestimmte Ausgaben, ungefähr	16,718,254 —
Summe	30,000,000 Livr.
III. Ausserordentliche Ausgaben für 1790. . . .	3,679,548 —
Latus	33,679,548 Livr.

		Transport	33,679,548 Livr.
IV. Kolonien.	St. Domingue	119,250.	
	Martinique	1,795,585.	
	Guadeloupe	845,989.	
	Sainte Lucie	585,863.	
	Tabago	504,069.	
	Cayenne	718,415.	
	Saint Pierre	117,492.	
	Senegal	8,250.	
	Kontor zu Juda	37,800.	
	Isle de France	4,583,071.	
	Pondichery	139,568.	
	Vermischte Ausgaben	1,044,646.	
		10,499,998 =	10,499,998 —
V.	Ausserordentliche Negotiation mit Algier . .		1,800,000 —
VI.	Unbestimmte Ausgaben für die Kolonien . . .		1,683,307 —
		Summe	47,662,853 Liv.

Die französische Flotte hatte, im Jahre 1789: 2,138 Offiziere, welche 3,351,759 Livres kosteten. Ein Schiff von 118 Kanonen kostet in Frankreich zu bauen 1,362,764 Livres. Ein Schiff von 80 Kanonen kostet 1,053,350. Eines von 74 kostet 906,531. Eine Fregatte von 18 Kanonen kostet 449,433. Eine von zwölf Kanonen kostet 399,800 Livres.

Die oben angegebenen Ausgaben für die Kolonien begreifen nicht die ganze Ausgabe, sondern nur die Ausgabe, nach Abzug dessen was die Kolonien selbst, an Auflagen und Abgaben, an die Regierung bezahlen:

len: denn dieses ist zu ihrer Erhaltung lange nicht hinreichend.

Ein Jahr lang ein Schiff bewaffnet zu erhalten, kostet	im Frieden;	u. im Kriege:
Für ein Schiff von 118 Kanonen	708,950	854,544.
— — — 110 —	655,844	790,304.
— — — 80 —	525,670	644,606.
— — — 74 —	448,510	542,110.
— — — 64 —	363,902	434,672.
Für eine Fregatte v. 18 Kanonen	234,012	276,729.

Die französische Seemacht bestand im Jahre 1790: aus Einem Schiffe von 118 Kanonen, fünf von 110, sieben von 80, neun und vierzig von 74, und Einem von 64 Kanonen, außer den Fregatten und Schaluppen.

Die Versammlung beschloß, daß, unter dem Namen von Assignaten, ein neues Papiergeld verfertigt und in Umlauf gebracht werden solle, dessen Hypothek die eingezogenen Güter der Geistlichen seyn würden. Hierüber ließ der König an die Frankreicher folgende Proklamation ergehen:

„Am 19. April 1790.“

„Der König hat den Beschluß der Nationalversammlung, vermöge welches dieselbe die Verfertigung von 400 Millionen Assignaten beschlossen hat, genehmigt. Dieses Papiergeld muß als die heiligste Schuld der Nation angesehen werden. Und da der, von dem Könige genehmigte Beschluß der Versammlung weiter nichts gethan hat, noch thun kann, als die Pflicht aufzulegen, diese Noten, an Zahlungsstatt, zwischen dem Gläubiger und dem Schuldner, anzunehmen: so ersucht Seine Majestät, noch ganz ausdrücklich, alle Einwohner Sei-

nes Königreiches, diese Noten ohne Einwürfe oder Schwierigkeiten anzunehmen, und sich derselben bey allen Kontrakten und Käufen zu bedienen; damit, durch die Folge eines gerechten Zutrauens, die Nationalnoten überall dem baaren Gelde gleich geachtet werden mögen. Patriotische Gesinnung muß allen guten Frankreichern dieses zur Pflicht machen, und, zu einer Zeit, wo eine solche Gesinnung so viel Gutes hervorbringen wird, zweifelt Seine Majestät nicht, daß jeder sich geneigt zeigen werde. Niemals wird es eine Gelegenheit geben, wo man, auf eine wirksamere und auf eine nützlichere Weise, die ausgedehnte Macht einer Nation wird zeigen können, deren Staatsbürger durch Ehre, Vernunft und Freyheit vereinigt sind. Der König wird zu jeder Zeit das feyerliche Versprechen, welches die Stellvertreter dieser großen Nation für die Sicherheit der Assignate gethan haben, beschützen. Indem also der König seine Unterthanen ersucht, aus allen ihren Kräften den Kredit und den Umlauf dieser Assignaten zu begünstigen; so glaubt er, seine unverletzliche Anhänglichkeit an die unveränderlichen Grundsätze der Gerechtigkeit, mit dem Antheile, welchen er an der Wiederherstellung der Ordnung in den Finanzen, und an dem allgemeinen Wohl des Königreiches nimmt, vollkommen zu vereinigen."

„LUDWIG."

Eine Streitigkeit, welche an den Thoren von Paris entstand, hätte gefährliche Folgen haben können, wenn nicht die unermüdete Wachsamkeit des Herrn de la Fayette denselben zuvorgekommen wäre. Der Unteroffizier eines Schweizerregiments, welcher seit der Revolution sein Regiment verlassen hatte, und sich unter dem

Jägerkorps der Bürgermiliz hatte anwerben lassen, kam auf den Einfall, seinen Landsleuten und vormaligen Kameraden einen Besuch zu machen. Der Adjudant der Kompagnie beleidigte ihn. Darauf schlugen sie sich, und der Adjudant wurde verwundet. Hieraus entstand nachher ein Streit zwischen den Schweizern und dem Jägerkorps. Die Schweizer nahmen sich vor, ihren verwundeten Adjudanten an allen Jägern zu rächen, die sie antreffen würden. Sie zogen auf die Jäger los und die Jäger zogen ihnen entgegen. Schon hatte das Gefecht angefangen, als Herr de la Fayette erschien, und die Ruhe wieder herstellte. Er befahl den Jägern, sich zurückzuziehen, und gieng dann zum Könige, um die Befehle des Monarchen in Rücksicht der Schweizer zu erhalten, weil diese nicht unter seinen Befehlen ständen.

Das Gericht des Chatelet setzte indessen die Untersuchung über die Greuelthaten des fünften und sechsten Oktobers fort. Eine Gesandtschaft dieses Gerichtes kam zu der Königin, um auch ihr Zeugniß sich zu erbitten. Aber die großmüthige Monarchin antwortete: „Niemals werde ich die Angeberin der Unterthanen des Königs seyn.“ a) Bald nachher wurde eine zweyte Gesandtschaft zu der Königin gesandt, welche die Bitte um Ihr Zeugniß wiederholen sollte. Aber Sie sprach: „Ich habe Alles gesehn, Alles gewußt, und Alles vergessen.“ b)

In den Provinzen fiengen, um diese Zeit, die Unruhen aufs Neue an. Zu Marseille versammelten sich

---

a) Jamais je ne serai la Délatrice des sujets du Roi.
b) J'ai tout vu, j'ai tout su, et j'ai tout oublié

Transport 33,679,548 Livr.

IV. Kolonien.	St. Domingue	119,250.	
	Martinique	1,795,585.	
	Guadeloupe	845,989.	
	Sainte Lucie	585,863.	
	Tabago	504,069.	
	Cayenne	718,415.	
	Saint Pierre	117,492.	
	Senegal	8,250.	
	Kontor zu Juda	37,800.	
	Isle de France	4,583,071.	
	Pondichery	139,568.	
	Vermischte Ausgaben	1,044,646.	
		10,499,998 =	10,499,998 —
V. Ausserordentliche Negotiation mit Algier	. .		1,800,000 —
VI. Unbestimmte Ausgaben für die Kolonien	. . .		1,683,307 —
		Summe	47,662,853 Liv.

Die französische Flotte hatte, im Jahre 1789: 2,138 Offiziere, welche 3,351,759 Livres kosteten. Ein Schiff von 118 Kanonen kostet in Frankreich zu bauen 1,362,764 Livres. Ein Schiff von 80 Kanonen kostet 1,053,350. Eines von 74 kostet 906,531. Eine Fregatte von 18 Kanonen kostet 449,433. Eine von zwölf Kanonen kostet 399,800 Livres.

Die oben angegebenen Ausgaben für die Kolonien begreifen nicht die ganze Ausgabe, sondern nur die Ausgabe, nach Abzug dessen was die Kolonien selbst, an Auflagen und Abgaben, an die Regierung bezahlen:

len: denn dieses ist zu ihrer Erhaltung lange nicht hinreichend.

Ein Jahr lang ein Schiff bewaffnet zu erhalten, kostet im Frieden; u. im Kriege:

Für ein Schiff von 118 Kanonen	708,950	—	854,544.
— — — 110 —	655,844	—	790,304.
— — — 80 —	525,670	—	644,606.
— — — 74 —	448,510	—	542,110.
— — — 64 —	363,902	—	434,672.
Für eine Fregatte v. 18 Kanonen	234,012	—	276,729.

Die französische Seemacht bestand im Jahre 1790: aus Einem Schiffe von 118 Kanonen, fünf von 110, sieben von 80, neun und vierzig von 74, und Einem von 64 Kanonen, außer den Fregatten und Schaluppen.

Die Versammlung beschloß, daß, unter dem Namen von Assignaten, ein neues Papiergeld verfertigt und in Umlauf gebracht werden solle, dessen Hypothek die eingezogenen Güter der Geistlichen seyn würden. Hierüber ließ der König an die Frankreicher folgende Proklamation ergehen:

„Am 19. April 1790."

„Der König hat den Beschluß der Nationalversammlung, vermöge welches dieselbe die Verfertigung von 400 Millionen Assignaten beschlossen hat, genehmigt. Dieses Papiergeld muß als die heiligste Schuld der Nation angesehen werden. Und da der, von dem Könige genehmigte Beschluß der Versammlung weiter nichts gethan hat, noch thun kann, als die Pflicht aufzulegen, diese Noten, an Zahlungsstatt, zwischen dem Gläubiger und dem Schuldner, anzunehmen: so ersucht Seine Majestät, noch ganz ausdrücklich, alle Einwohner Sei-

nes Königreiches, diese Noten ohne Einwürfe oder Schwierigkeiten anzunehmen, und sich derselben bey allen Kontrakten und Käufen zu bedienen; damit, durch die Folge eines gerechten Zutrauens, die Nationalnoten überall dem baaren Gelde gleich geachtet werden mögen. Patriotische Gesinnung muß allen guten Frankreichern dieses zur Pflicht machen, und, zu einer Zeit, wo eine solche Gesinnung so viel Gutes hervorbringen wird, zweifelt Seine Majestät nicht, daß jeder sich geneigt zeigen werde. Niemals wird es eine Gelegenheit geben, wo man, auf eine wirksamere und auf eine nützlichere Weise, die ausgedehnte Macht einer Nation wird zeigen können, deren Staatsbürger durch Ehre, Vernunft und Freyheit vereinigt sind. Der König wird zu jeder Zeit das feyerliche Versprechen, welches die Stellvertreter dieser großen Nation für die Sicherheit der Assignate gethan haben, beschützen. Indem also der König seine Unterthanen ersucht, aus allen ihren Kräften den Kredit und den Umlauf dieser Assignaten zu begünstigen; so glaubt er, seine unverletzliche Anhänglichkeit an die unveränderlichen Grundsätze der Gerechtigkeit, mit dem Antheile, welchen er an der Wiederherstellung der Ordnung in den Finanzen, und an dem allgemeinen Wohl des Königreiches nimmt, vollkommen zu vereinigen."

„LUDWIG."

Eine Streitigkeit, welche an den Thoren von Paris entstand, hätte gefährliche Folgen haben können, wenn nicht die unermüdete Wachsamkeit des Herrn de la Fayette denselben zuvorgekommen wäre. Der Unteroffizier eines Schweizerregiments, welcher seit der Revolution sein Regiment verlassen hatte, und sich unter dem

Jägerkorps der Bürgermiliz hatte anwerben lassen, kam auf den Einfall, seinen Landsleuten und vormaligen Kameraden einen Besuch zu machen. Der Adjudant der Kompagnie beleidigte ihn. Darauf schlugen sie sich, und der Adjudant wurde verwundet. Hieraus entstand nachher ein Streit zwischen den Schweizern und dem Jägerkorps. Die Schweizer nahmen sich vor, ihren verwundeten Adjudanten an allen Jägern zu rächen, die sie antreffen würden. Sie zogen auf die Jäger los und die Jäger zogen ihnen entgegen. Schon hatte das Gefecht angefangen, als Herr de la Fayette erschien, und die Ruhe wieder herstellte. Er befahl den Jägern, sich zurückzuziehen, und gieng dann zum Könige, um die Befehle des Monarchen in Rücksicht der Schweizer zu erhalten, weil diese nicht unter seinen Befehlen ständen.

Das Gericht des Chatelet setzte indessen die Untersuchung über die Greuelthaten des fünften und sechsten Oktobers fort. Eine Gesandtschaft dieses Gerichtes kam zu der Königin, um auch ihr Zeugniß sich zu erbitten. Aber die großmüthige Monarchin antwortete: „Niemals werde ich die Angeberin der Unterthanen des Königs seyn.“ a) Bald nachher wurde eine zweyte Gesandtschaft zu der Königin gesandt, welche die Bitte um Ihr Zeugniß wiederholen sollte. Aber Sie sprach: Ich habe Alles gesehn, Alles gewußt, und Alles vergessen.“ b)

In den Provinzen fiengen, um diese Zeit, die Unruhen aufs Neue an. Zu Marseille versammelten sich

---

a) Jamais je ne serai la Délatrice des sujets du Roi.
b) J'ai tout vu, j'ai tout su, et j'ai tout oublié

die Bürger, und faßten den Entschluß, die Zitadelle der Stadt einzunehmen. In der Nacht vom neun und zwanzigsten bis auf den dreyßigsten, zogen sie, in der Stille, Pellotonsweise, auf die Zitadelle zu, und verlangten, daß die Zugbrücke niedergelassen werden solle. Dieses geschah. Nun überfielen zwey von ihnen die Schildwache auf ihrem Posten, und befahlen derselben, im Namen der Nation, mit der Pistole auf der Brust, keinen Lärm zu machen. Sie dringen ein, und der Haufe folgt nach. Sie bemächtigten sich aller Ausgänge, überfallen die Offiziere in ihren Betten, und nehmen dieselben gefangen. Nun senden sie einige Abgesandte an den Bürgerrath, mit der Nachricht, daß sie die Zitadelle eingenommen hätten. Es wird in allen Straßen Lärm geschlagen; die Sturmglocken in der ganzen Stadt werden geläutet; der Pöbel versammelt sich haufenweise; er begiebt sich nach der andern Zitadelle, dem Fort St. Jean; und verlangt, mit wüthendem Geschrey, daß ihm auch diese Festung übergeben werden solle. Die Offiziere in der Festung versammeln sich, halten Kriegsrath, und beschließen, daß sie, um die Stadt und die in dem Hafen liegenden Schiffe zu verschonen, einen Theil der Bürgermiliz in die Festung hereinlassen wollten: denn man konnte aus der Festung keinen Kanonenschuß thun, ohne die gegenüberliegenden Häuser zu zerstören. Am folgenden Tage wurde in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß sich der Chevalier de Bausset, der Befehlshaber der Festung, in dem Kriegsrathe, der Aufnahme der Bürgermilitz widersetzt hätte. Der, durch diese Nachricht aufgebrachte Pöbel, zog hierauf nach seinem Hause, ermordete ihn auf der Schwelle seiner Hausthüre, schlug ihm den Kopf ab, steckte denselben

auf eine Stange, und trug denselben im Triumphe in den Strassen der Stadt herum. Die Garnison hatte nicht einen einzigen Schuß gethan. Der Bürgerrath der Stadt unterstützte die Aufrührer, und billigte den Aufruhr.

Auch zu Montpellier bemächtigte sich die Bürgermiliz der Zitadelle.

Zu Toulouse wiegelten fanatische Priester das Volk auf. Sie predigten Aufruhr; veranstalteten Prozessionen, Wallfahrten, öffentliche Gebete; und streueten unter das Volk aufrührische Schriften, gegen den König und gegen die Nationalversammlug, aus. Das Volk wurde, durch diese Schriften, aufgefordert, zu verlangen: daß die römischkatholische Religion für die Religion des Staates erklärt, und daß die Klöster nicht aufgehoben werden möchten. Es geschahen solche Aufforderungen an das Volk von allen Kanzeln. Am achtzehnten April, und an den folgenden Tagen, versammelten sich die Aufrührer in der Augustinerkirche, und in dem Saale der Akademie der Wissenschaften. In allen Straßen wurde gerufen: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Der Bürgerrath verbot diese Versammlungen, und stellte endlich, nach vieler Mühe, die Ruhe wieder her.

Die Einwohner der Stadt Alais widersetzten sich der Aufhebung der Klöster, und sandten eine Bittschrift an die Nationalversammlung, in welcher sie sagten: „Das Gerücht, daß einige Bißthümer aufgehoben werden sollen, beunruhigt uns. Das Domkapitel erhält die Majestät des Gottesdienstes, und die Furcht der Gläubigen, durch sein Beyspiel. Die Mönchsorden beyder Geschlechter sind offene Zufluchtsörter für die verirrte Tugend, und für die verlassene Armuth.“

Zu Vitteaux, in der Gegend von Semur, wurde, am acht und zwanzigsten April, der Graf von Sainte Colombe, ein fünf und siebenzigjähriger Greis, von seinen Bauern ermordet, ob er gleich den Bürgereid geschworen hatte. Und von demselben Tage warfen eben diese Bauern die Herren de Damas und de Sainte Maure mit Steinen tod, und ermordeten den Priester von Massigny mit Messerstichen.

Zu Valence, im Dauphine, wurde Herr de Voisins, der Kommandant der Garnison, von dem Pöbel umgebracht. Er war schon seit langer Zeit, wegen einiger unvorsichtigen Reden, verdächtig gewesen. Da er nun, im Anfange des Maymonats, als er erfuhr was zu Montpellier und zu Marseille vorgefallen war, einige Anstalten machte, um sich zu vertheidigen; so wurde der Verdacht bey dem Volke in Gewißheit verwandelt. Am zehnten May begab sich der Bürgerrath, begleitet von dem Pöbel, in seine Wohnung. Er ward gefangen genommen, und nach der Kirche St. Jean geführt, damit er sich daselbst, vor dem versammelten Volke und den Soldaten, vertheidigen könne. Sobald er aus dem Hause kam, rief der Pöbel mit Ungestümm: „Wo ist er! Wo ist er! Wo ist das Ungeheuer! Wir sind verlohren, wenn er unserer Rache entgeht!“ Man drängte sich von allen Seiten auf ihn zu; und die Bürgermiliz bemühte sich vergeblich, ihn zu beschützen und wegzuführen. Er erhielt zwey Messerstiche, und bald nachher streckte ihn ein Flintenschuß, der aus dem Haufen kam, leblos zu Boden.

Zu Bastia, in Korsika, wurde Herr de Rully, Oberster des Regiments du Maine, von dem Volke ermordet. Man hatte ihm Schuld gegeben, daß er,

während der Unruhen zu Bastia, den Truppen Befehl gegeben hätte, auf das Volk zu schießen. Er bemerkte die Gefahr, in welcher er sich wegen dieses Gerüchts befand, und entfernte sich aus der Stadt, wo er proskribirt war. Nach einiger Zeit kam er nach Bastia zurück, in der Hoffnung, daß alles vergessen seyn würde. Aber, in der Nacht nach seiner Ankunft, wurde er umgebracht.

Zu Toulon versammelten sich, am dritten May, um zwey Uhr Nachmittags, die Arbeiter der Schiffswerfte von dem Arsenale. Sie fanden die Thore verschlossen, und zogen daher nach dem Hotel des Seewesens, wo der Herr Kommandeur de Glandeves wohnte, welcher eben bey Tische saß. Sie verlangten von ihm, daß er drey Matrosen, welche auf der Fregatte Alceste gefangen gehalten wurden, frey geben möchte. Herr de Glandeves antwortete; „ich habe über diese Sache an den Kriegsminister geschrieben, und ich gebe sie frey.“ Hierauf verlangten die Aufrührer Flinten und Patrontaschen. Auch diese Forderung wurde bewilligt. Dieser Nachgiebigkeit ungeachtet, zwang man ihn das Hotel des Seewesens zu verlassen, und nach dem Rathhause zu kommen. Seinen Bruder, den Chevalier de Glandeves, welcher ihn begleiten wollte, riß der Pöbel von seiner Seite. Herr de Chaulet, der neben ihm gieng, bekam drey Säbelhiebe und zwey Bajonettstiche, und würde ermordet worden seyn, wenn ihn nicht die Bürgermiliz noch gerettet hätte. Der Kommandeur selbst wurde von dem Pöbel beleidigt und beschimpft. Endlich kam er auf dem Rathhause an, wo er den Herrn Maire an der Spitze des versammelten Bürgerraths antraf. Auf dem Rathhause ward er einige Tage gefangen gehalten; dann aber wiederum freygelassen.

Zu Montauban waren die Priester geschäftig. Der Bischof von Montauban schrieb einen Hirtenbrief gegen die Nationalversammlung, und verordnete öffentliche Gebete, um Erhaltung der katholischen Religion und der Klöster. Am zehnten May war man damit beschäftiget, in dem Franziskanerkloster das Inventarium zu machen. Die Geistlichen bezahlten einige Weiber, damit diese nach dem Kloster hingehen und sich widersetzen möchten. Zu denselben gesellten sich noch eine Menge anderer Weiber, und schon um sieben Uhr des Morgens begab sich der ganze Haufe nach dem Franziskanerkloster. In einem Nonnenkloster, welches nahe dabey lag, ließen die Nonnen eine hohe Messe lesen, und alle diese Weiber hörten dieselbe mit an. Die Bürgerräthe kamen, um das Inventarium aufzunehmen; aber die fanatischen Weiber widersetzten sich ihnen, und sie mußten sich zurückbegeben. Die Bürgerräthe, statt, durch Hülfe der Bürgermilitz, und des zu Montauban in Garnison liegenden Regiments Languedok, den Aufruhr zu dämpfen, begaben sich weg, und liesen diese Weiber, sammt dem Pöbel der sich um sie her versammelt hatte, machen was sie wollten. Der Pöbel begab sich nach dem Hause des Herrn de Puy Mombrun, des Befehlshabers der Bürgermilitz, und drohte denselben aufzuhängen. Indessen hatte sich die Bürgermilitz nach dem Rathhause begeben, um dort Waffen zu holen, und bald wurde der Befehlshaber der Militz von dem Pöbel auch dahin gebracht, um gefangen gesetzt zu werden. Indessen giengen einige, von den Mönchen abgesandte, Aufwiegler des Volks, in der Stadt umher, und sagten: die Protestanten hätten sich gegen die Katholiken verschworen, es wären Waffen in ihren

Häusern versteckt, und sie wollten sich der geistlichen Güter bemächtigen. Der, durch diese und ähnliche Gerüchte aufgewiegelte Pöbel, erhebt ein fanatisches Mordgeschrey gegen die Protestanten. Er versammelt sich vor dem Rathhause, und verlangt, mit rasendem Geschrey, Waffen, um die Protestanten umzubringen. Die Bürgermiliz stellt sich in Ordnung vor dem Rathhause, und vertheidigt den Eingang desselben. Der Pöbel dringt auf die Miliz zu. Ein Bürgersoldat schießt seine Flinte los: und nunmehr fängt das Morden an. Vier Dragoner der Miliz werden auf der Stelle umgebracht, und der Pöbel begiebt sich wieder nach dem Franziskanerkloster. Hier steigt ein Priester in der Kirche auf die Kanzel. Er bittet den Pöbel, daß derselbe die Bürgermiliz angreiffen möge; er zerreißt öffentlich die Nationalkokarde, und steckt, statt derselben, eine weiße, mit einem rothen Kreutze versehene Kokarde, auf seinen Hut. Ein Haufe unter die Zuhörer vertheilter, und dazu bestellter Leute, folgt seinem Beyspiele. In demselben Augenblicke tritt der Herzog de la Force in die Kirche. Er zieht seinen Säbel, und ladet Jedermann ein, die Waffen zu ergreiffen, und ihm nachzufolgen. Sie bewaffnen sich mit allem was ihnen zuerst unter die Hände kommt; sie verfolgen, beschimpfen und ermorden die Protestanten; sie greiffen die Dragoner der Bürgermiliz an und nehmen dieselben gefangen. Indessen rückt das Regiment Languedok aus, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun: aber es wird zurückgeschlagen, und einige von den Soldaten werden gefangen genommen. Diesen zieht der Pöbel die Kleider aus, führt sie, mit fliegenden Haaren und mit bloßem Kopfe, in Prozession, durch alle Strassen der Stadt, läßt sie in der Haupt-

kirche Kirchenbuße thun, und schließt sie nachher in das Gefängniß ein. Zwey Mitglieder des Bürgerrathes führten die Prozession selbst an. Die Nachricht von diesen Greueln verbreitete sich bald bis nach Bordeaux und sogleich verlangte ein Theil der dortigen Miliz, abzureissen, um zu Montauban die Ruhe wiederum herzustellen. Der Bürgerrath von Bordeaux erlaubte, daß fünfzehnhundert Soldaten abreisen durften, und diese wurden durch das Loos gewählt. Es gelang ihnen, in kurzer Zeit, dem, durch die Intoleranz der Pfaffen verursachten Kriege gegen die Protestanten, ein Ende zu machen.

Auch in den Kolonien dauerten die Unruhen noch immer fort. Daher schrieb der König an die Einwohner der Kolonie St. Domingue und Martinique folgenden Brief:

„Gute und geliebte Unterthanen! Zweifelt nicht daran, daß ungeachtet der Entfernung, in welcher Ihr Euch von dem Orte meiner Residenz befindet, ich mich unaufhörlich mit Euerer Wohlfahrt beschäftigt habe. Ich hätte gewünscht, genau zu wissen, was eigentlich zu derselben beytragen könnte, und dann würdet Ihr noch deutlicher die Wirkung meiner guten Gesinnungen haben bemerken können. Aber jetzt, da ich die Kenntnisse und den Rath der ganzen Nation zu meinem Beystande angerufen habe, finde ich mehr Mittel, um Euere Zufriedenheit, auf eine feste und unveränderliche Weise mir zu erwerben. Der Beschluß der Nationalversammlung, welchen ich Euch zusende, nachdem ich denselben zuvor gebilligt und genehmigt habe, sey Euch der erste Beweis, wie groß die Hoffnungen sind, die Ihr fassen dürfet. Es ist nicht mehr als billig, daß auch Ihr an den Vortheilen der Konstitution, deren Früchte meine

Unterthanen in Europa künftig geniessen werden, Antheil nehmet: denn Ihr habt mit diesen gleiche Rechte, und gleichen Anspruch auf meine Gewogenheit. Ihr pflanzet, mit Einsicht und mit gutem Erfolge, eine Kolonie an, deren Produkte einen wesentlichen Theil der Reichthümer des französischen Reiches ausmachen. Demzufolge werdet Ihr zu dem gemeinen Besten beytragen, wenn Ihr Euch, wie Ihr jetzt dazu eingeladen seyd, damit beschäftiget, die Einrichtungen anzuzeigen, welche unter Euch die beste Ordnung hervorbringen, und alle Einwohner der Kolonie, durch die Bande des Glückes und des Zutrauens, unter sich vereinigen können. Ihr werdet niemals vergessen, daß, da Ihr mit uns nur Eins seyd, Ihr sorgfältig für den Vortheil des französischen Handels sorgen müsset; so wie Frankreich gegenseitig die Mittel aufsuchen wird, welche fähig sind Euere nützlichen Arbeiten zu begünstigen. Durch eine solche Eintracht, welche der Gegenstand meiner Wünsche ist, werden meine Unterthanen auf beyden Halbkugeln zusammen nur eine einzige Familie ausmachen, und die Plane Derjenigen, die da unglücklich genug sind, nur an Uneinigkeit Vergnügen zu finden, werden zerstört werden. An Eurer Treue habe ich keinen Augenblick gezweifelt; denn Ihr seyd Frankreicher, und Ihr habt großmüthigen Patriotismus bey den wichtigsten Gelegenheiten bewiesen. Darum habe ich auch mit Vergnügen Euch geradezu einen Beweis meiner Gesinnungen gegeben. Ihr könnet und dürfet zu jeder Zeit meiner Zuneigung versichert seyn."

„LUDWIG."

Seitdem der Untersuchungsausschuß erfahren hatte, daß der Chevalier de Bonne Savardin Mit-

verschworner des von Herrn Maillebois angelegten Plans zu einer Gegenrevolution sey; seither gab man sich viele Mühe, sich dieses Mannes zu bemächtigen, und endlich gelang es. Bonne Savardin war nach Paris gekommen, hatte sich daselbst einige Zeit, versteckt, bey dem sardinischen Gesandten aufgehalten, und war dann mit neuen Depeschen nach Turin abgereist. Zu Pont de Beauvoisin, an der Gränze von Savoyen, wurde er in Verhaft genommen. Er war vor der Stadt aus seiner Postschaise gestiegen, und wollte zu Fusse, durch die Stadt und auf das savoyische Gebiet, über die Gränze übergehen. Aber am Gränzthore ward er als verdächtig angehalten, und nach dem Rathhause zurückgeführt. Einige Zeit nachher wurde er nach Paris gebracht, und daselbst in den Gefängnissen des Chatelet gefangen gehalten, und ausgefragt. Durch seine Antworten, auf die an ihn geschehenen Fragen, erfuhr man, daß auch der Minister Graf von St. Priest um den Plan wußte, und denselben gebilligt hatte. Doch waren die Thatsachen nicht hinlänglich bewiesen, um gegen den Minister zu einer Klage Gelegenheit zu geben. Herr de Bonne gestand; daß er folgende Unterredung, welche er aufgeschrieben hatte, und welche man geschrieben unter seinen Papieren fand, mit Herrn de St. Priest wirklich gehalten hätte.

Chev. Bonne. Wann wird sich dieß endigen?

St. Priest. Es muß doch wohl einmal aufhören. Und wenn uns diese Hoffnung nicht erhielte, so müßte man das Haus zuschliessen, und dann geduldig warten bis man ermordet würde.

Chev. Bonne. Aber sehen Sie voraus, wann das Ende da seyn wird?

St. Priest. Im Frühling, denn um diese Zeit will der König in die Provinzen reisen.

Chev. Bonne. Aber fürchten Sie nicht, daß die Miliz im Wege stehe; daß dieselbe darauf bestehe, Ihnen zu folgen, und daß sie die Ausführung aller Ihrer Projekte verhindere?

St. Priest. Meinetwegen! wenn sie uns folgen will, so mag sie es thun. Sitzen wir erst einmal auf dem Sattel, so wollen wir dann schon sehen!

Chev. Bonne. Ja, ich begreife, daß es alsdann Mittel geben würde, wenn Sie Truppen hätten; aber wo werden Sie welche finden? (keine Antwort) Wie wollen Sie Sich la Fayette vom Halse schaffen? Sein Ehrgeitz ist groß, und er hat jetzt die Macht in Händen.

St. Priest. Ach! der arme Teufel ist mehr als wir in Verlegenheit!

Chev. Bonne. Man spricht von seinen Projekten: man sagt er wolle Connetable werden.

St. Priest. Und ich, ich glaube, er will werden was er werden kann, bis die Konstitution geendigt ist; und dann wird er das Volk im Stiche lassen.

Chev. Bonne. Aber, mein Herr, er wird es nicht im Stiche lassen, ohne etwas Anderes vorzunehmen. Seine Thätigkeit und sein Ehrgeitz werden ihm nicht erlauben unthätig zu bleiben, oder thätig zu seyn ohne etwas Nützliches zu thun.

St. Priest. Wenn uns weiter niemand im Wege steht, als er, so soll es uns an Mitteln nicht fehlen.

Chev. Bonne. Ja, es wird Ihnen nicht fehlen; aber an einem General fehlt es Ihnen, wenn Sie nicht Maillebois zu gewinnen suchen.

St. Priest. Es ist gar nicht möglich, daß ich mich jetzt damit abgeben, oder die Schwierigkeiten zu überwinden hoffen dürfte.

Chev. Bonne. Schwierigkeiten, mein Herr! Es giebt keine, und kann keine geben. Niemand in Frankreich kann es an Talenten, an Fruchtbarkeit der Erfindungskraft, und an Mitteln zur Ausgleichung, mit ihm aufnehmen: und ich glaube, daß man schon lange die größten Aufopferungen gegen ihn sich nicht hätte gereuen lassen sollen.

St. Priest. Ich bin davon überzeugt, weil ich ihn kenne: aber er gehört nicht in meinen Plan. Dennoch sage ich nicht, daß es nicht noch geschehen könne.

Chev. Bonne. Gesetzt aber Sie nähmen ihn nicht, wollten Sie dann den Marschall von Broglio wählen?

St. Priest. Welch ein Einfall! Er hat sich so betragen, daß auch Diejenigen, die am meisten für ihn eingenommen sind, die Lust, sich seiner ferner zu bedienen, verloren haben. Ich habe seine Parthie genommen und mich lange für ihn gestritten. Was thut er denn seither? Warum bleibt er da, wo er sich aufhält? Was kann er hoffen? Wenn er Verstand und Kraft hätte: so würde er nach Turin, zu dem Grafen von Artois, sich begeben haben. Dort wäre er um so viel mehr an seiner Stelle gewesen, weil er in Savoyen Güter hat. Aber sein Kopf ist weg! Leben Sie wohl."

Jetzt, da der König mit seiner Familie zu Paris wohnte, fuhr er zuweilen aus, um die öffentlichen Anstalten in Augenschein zu nehmen. Im April besah der König, mit der Königin, die große Spiegelmanufaktur in der

Vorstadt St. Antoine. Die Arbeiter drängten sich um den König. Er griff in seine Tasche, zog einige Assignatennoten heraus, und wollte sie austheilen. Aber in demselben Augenblicke steckte er die Noten wiederum ein, und sprach: „Kinder, Ihr würdet auf diesen Noten verlieren, und hättet noch überdieß Mühe und Zeitverlust, um dieselben in Geld zu verwandeln. Geht in meinem Namen zu Herrn de Villequier, und er wird Euch Thaler geben.“ a) Als der König, durch die Vorstadt St. Antoine, wiederum nach seinem Schlosse zurückfuhr, rief das Volk, in der Vorstadt St. Honore, wiederholt und anhaltend aus: „Hoch lebe der König! Hoch lebe die Königin!“ Der König sagte: „Es ist doch ein gutes Volk, wenn man kommt es zu besuchen.“ b) Eine Hofdame der Königin antwortete: „Ja, aber es ist ganz anders, wenn es kommt um zu holen.“ c) „Davon ist die Ursache“ versetzte die Königin lebhaft „weil es alsdann durch fremden Einfluß geleitet wird.“ d)

Am siebenten April hielt Madame, die älteste Tochter des Königs, ihre erste Kommunion in der Kirche St. Germain l'Auxerrois. Am Abend vorher warf sie sich zu den Füssen des Königs nieder, und bat um sei-

---

a) Mes enfans, ces billets vous occasionneroient quelque perte, des embarras, et emploi de tems pour les convertir en espèces. Allez trouver de ma part M. de Villequier, il vous donnera des écus.

b) Que ce peuple est bon, quand on vient le chercher.

c) Il est bien diffèrent lorsqu'il vient chercher lui-même.

d) C'est qu'alors il est mû par des impulsions étrangères.

nen Segen. Der Monarch hielt folgende Rede an sie, und weinte dabey heisse Thränen: „Meine Tochter, Sie verlangen meinen Segen. Ich gebe Ihnen denselben von ganzem Herzen. Sie kennen die Wichtigkeit der Handlung, welche Sie jetzt vornehmen sollen. Vergessen Sie niemals was Sie Gott schuldig sind. Mein Kind, die großen Grundsätze der Religion müssen das Gesetz Ihrer Aufführung seyn, und wir sind, um des Beyspiels willen, noch mehr als Andere, verbunden darnach zu leben. Diese heilige Religion ist der einzige Trost, den wir in unserm Unglücke haben. Sie sind alt genug, meine Tochter, um unsere Leiden zu fühlen. Ich habe niemals mit Ihnen darüber gesprochen, aber jetzt glaube ich, daß sich mein Herz gegen Sie ergiessen darf. Unser Unglück ist groß, aber es betrübt mich weniger als das Unglück meines Königreiches. Das Gebet der Unschuld muß bey dem Himmel Gnade finden. Beten Sie zu ihm, mit aller der Andacht, deren Sie fähig sind, um das Ende unsers Unglücks, und vorzüglich für mein Volk, dessen Lage, ich wiederhole es, mir äusserst nahe geht.“

Die Stadt Avignon, welche dem Papste zugehört und mit ihrem Gebiete mitten in Frankreich liegt, wurde bald auch von dem Schwindel der Freyheit ergriffen. Schon im Februar entstanden daselbst Unruhen, und diese nahmen nachher immer mehr und mehr zu. Am vierzehnten März berief der Vizelegat des Papstes eine allgemeine Versammlung aller Einwohner zusammen, damit sie fünfzig Abgesandte wählen möchten, welche den Plan zu einer neuen Einrichtung des Bürgerraths ihm vorlegen sollten. Es wurde, unter großem Lärm

und Tumult, ein Maire der Stadt und ein Bürgerrath gewählt, dem man eben die Einrichtung gab, wie den neuen Bürgergerichten in Frankreich. Am dreyzehnten April entstand ein neuer und heftiger Aufruhr. Das Volk versammelte sich haufenweise vor dem Hause des Herrn Grafen Palamede de Forbin, und verlangte Herrn de Coeffier, einen Offizier der Bürgermiliz, dessen Grundsätze verdächtig seyen. Der Pöbel drohte, mit Gewalt in das Haus einzudringen. Um diesem Unglücke zuvorzukommen, verließ Herr de Forbin (welcher nur achtzehn Jahre alt war) das Haus. Er drängte sich durch den Pöbel. Dieser wagte es nicht ihn anzugreifen, aber man verfolgte ihn mit Drohungen und mit Schimpfwörtern. Endlich wurde er umringt. Ein Mann ergriff ihn bey dem Kragen, und schrie ihm in das Gesicht: „an die Laterne! an die Laterne!“ Der Graf Palamede zog seinen Degen und sprach: “ich achte das Leben der Staatsbürger, aber ich werde meine Ehre vertheidigen.“ Ein Kerl aus dem Haufen faßte den Degen um denselben zu zerbrechen. Der Graf wehrte sich, und verwundete den Kerl an der Hand. Der rasende Haufe wird noch wüthender da er das fliessende Blut erblickt. Er bricht in ein anhaltendes Geschrey aus; „Tödtet ihn! zerreißt ihn! stecht ihn todt!“ Man dringt von allen Seiten auf den Grafen zu. Er wehrt sich standhaft, und so kaltblütig, daß er, nach einem langen Gefechte, nicht mehr als drey oder vier Männer verwundet hat. Endlich sind seine Kräfte erschöpft, und schon ist er im Begriffe niederzusinken, als ein alter Bedienter seines Vaters, Namens Richard, welchen das Geschrey des Pöbels herbeygeführt hatte, ihn mitten unter den Mördern erblickt. Dieser drängt sich mit Ge-

walt durch den Haufen und faßt den Grafen. Der Pöbel hält ihn für einen Henker, und erwartet nunmehr die Ermordung seines Feindes mit anzusehen: aber der Bediente flieht mit dem Grafen in ein nahe gelegenes Haus. Sie verrammeln inwendig die Thüre. Der Pöbel droht das Haus in Brand zu stecken. Der junge Graf, welcher diese Drohungen hört, will das Leben seines Freundes und der Bewohner des Hauses nicht in Gefahr setzen, sondern er bietet sich an, das Haus zu verlassen und sich dem wüthenden Haufen zu übergeben. Aber Richard, nebst dem Manne, welchem das Haus zugehört, bitten ihn knieend, sich zu retten. Mit Hülfe einer Leiter steigt er auf das Dach. Das Volk erblickt ihn. Er steigt von Dach zu Dache, von Strasse zu Strasse. Immerfort verfolgt ihn unten der Haufe, mit rasendem Mordgeschrey, und Richard folgt dem Grafen überall nach. Endlich, erschöpft an Kräften, steigen sie beyde in ein Haus, verstecken sich im Keller, und verlassen, in der darauf folgenden Nacht, verkleidet die Stadt.

Am achtzehnten April traten die neuen Bürgerräthe zu Avignon ihr Amt an. Die päpstlichen Truppen nebst der Bürgermiliz versammelten sich, und unter kriegerischer Musik, wurde folgender Eid geschworen: „Wir schwören dem Vaterlande und dem heiligen Stuhle getreu zu verbleiben, unsere Pflichten wohl und getreu zu erfüllen, und aus aller unserer Macht die Berathschlagungen der Distrikte dieser Stadt, und die von denselben angenommene Konstitution, aufrecht zu erhalten.“ Die Bürgermiliz und die Truppen schworen denselben Eid. Nachher wurde das Te Deum gesungen, die Glocken wurden geläutet, die Kanonen wurden gelöst, und des Nachts ward die Stadt erleuchtet. Der Papst war über

diese Vorfälle höchst unzufrieden. Er ließ, am ein und zwanzigsten April, ein Breve nach Avignon ergehen, in welchem er alle Anordnungen und Befehle seines Vizelegaten mißbilligte, verwarf, und für null und nichtig erklärte: so wie auch alles, was, zufolge dieser Verordnungen geschehen und beschlossen worden war, oder noch ferner beschlossen werden möchte. Zugleich sandte der Papst Herrn Celestini nach Avignon, um mit dem Vizelegaten und mit der Bürgerschaft über die Herstellung der Ruhe sich zu berathschlagen. Sobald dieses päpstliche Breve in Avignon bekannt wurde, versammelte sich die Bürgerschaft, und beschloß einstimmig, den Herrn Celestini gar nicht in die Stadt zu lassen. Zu diesem Ende wurde ihm eine Staffette auf die nächste Poststation entgegen gesandt, mit der Bitte, daß er seine Reise nicht weiter fortsetzen möchte. Auch wurde an den Thoren der Stadt Befehl gegeben, daß, wo er sich daselbst blicken liesse, man ihm sagen sollte: er müßte sich auf der Stelle wiederum zurückbegeben, wenn er nicht als ein Störer der öffentlichen Ruhe und der öffentlichen Freyheit angesehen und behandelt werden wolle. Der Bürgerrath beschloß ferner: das päpstliche Breve gar nicht anzunehmen, sondern, statt desselben alle Beschlüsse der französischen Nationalversammlung, welche auf die Lage der Stadt Avignon passend wären, bey sich einzuführen.

Am zwölften May wurde, in der Nationalversammlung, ein Brief des Ministers, Herr de St. Priest vorgelesen, in welchem derselbe der Versammlung die zu Marseille vorgefallenen Unruhen, sowohl als die Einnahme der beyden Festungen durch die Bürgermiliz,

berichtet, und zugleich bekannt macht, was für Maaßregeln der König zu nehmen für nöthig gehalten habe. Die Berathschlagung über diesen wichtigen Vorfall wurde sehr heftig und lärmend. Zuerst sprach Herr Dandre.

Herr Dandre. Die Stadt Marseille hätte ruhig bleiben sollen. Alles was sie verlangt hat ist ihr gewährt worden: was will sie denn noch? Der Bürgerrath nimmt die königlichen Festungen ein! Sind dann die Bürgergerichte souverain? Sind sie mit dem Könige im Kriege? Der König hat sich an die Spitze der Revolution gesetzt; und nunmehr frage ich, ob Festungen anzugreifen, welche unter seinen Befehlen stehen, nicht eine Verletzung aller Grundsätze sey? Was für Mittel habt Ihr, um eine Stadt, wie Marseille ist, im Zaum zu halten, wenn sich dieselbe gegen Eure Beschlüsse auflehnen wollte, und diejenigen Mittel, welche der ausübenden Gewalt zugehören, selbst in Händen hätte? Wenn überall die, der ausübenden Gewalt zugehörige Kraft, geraubt wird; so giebt es in Frankreich keine Polizey und keine Regierung mehr. Ich spreche offenherzig, ob mir gleich die Gefahr nicht unbekannt ist, welche durch diese Offenherzigkeit über mich kommen kann. Alles was ich habe; meine Güter, meine Frau und meine Kinder, befinden sich in der Nähe von Marseille, nur fünf Stunden von der Stadt. Ich habe ihre Gefahr und dasjenige was mir am theuersten ist vergessen, weil es meine Pflicht erfordert, für die Revolution und für die Freyheit zu sprechen, und Ausgelassenheit und Gesetzlosigkeit einzuschränken.

Herr de Castellanet. Alles was der Bürgerrath zu Marseille nicht gethan hat, und, wie man jetzt be-

hauptet, hätte thun sollen, würde zu weiter nichts gedient haben, als das Unglück noch grösser zu machen. Das Volk war schwer zu beruhigen. Es war aufgebracht darüber, daß die Truppen sich so lange weigerten, die Stadt zu verlassen. Das Kriegsgesetz vermag nichts, in einer Stadt wie Marseille, wo das wüthende Volk nicht ermangeln würde das Lazareth zu öffnen, und den Keim der Pest in die Stadt zu bringen. Es vermag nichts, in einer Stadt, wo dreyßig tausend Matrosen von diesem Gesetze nichts zu befürchten haben, sobald sie sich auf ihre Schiffe begeben.

Herr de la Fayette. Die Begebenheiten, welche zu Marseille vorgefallen sind, haben meine Vorgänger Euch ausführlich erzählt. Wenn der König eine verirrte Stadt zu ihrer Pflicht wieder zurückruft; wenn er die Urheber einer Mordthat aufsuchen läßt; wenn er über die Sicherheit der Seehäfen und der Zeughäuser wacht; wenn er, in verschiedenen Theilen des Reiches, den Unordnungen Einhalt thut: so kann ich, in dieser nothwendigen und konstitutionsmäßigen Ausübung seines Ansehens, weiter nichts finden, als Sorge für das öffentliche Wohl. Ich glaube nicht an jene Bewegungen zu einer Gegenrevolution, welche es thöricht seyn würde nur zu versuchen; feigherzig zu fürchten; und welche weiter nichts als Wachsamkeit erfordern, um sie im Keime zu ersticken. Sogar dann, wenn neidische Nachbarn unsere werdende Freyheit angreifen sollten; was würde da eine, durch ihre alte Tapferkeit und durch ihre neuen Tugenden starke Nation, nicht vermögen, wenn sie durch Freyheit vereinigt wäre, und für dieselbe streiten müßte? Der Gesinnungen ihres Oberhauptes gewiß, was vermag sie nicht, um eine Revolution voll-

kommen zu machen, die sich vorzüglich durch zwey Hauptzüge auszeichnet; durch Kraft des Volkes, und durch Rechtschaffenheit des Königs? Aber ich muß mich dieser Gelegenheit bedienen, um die Versammlung aufmerksam auf diese neue Gährung zu machen, welche sich jetzt von Strasburg bis nach Nismes, und von Brest bis nach Toulon erstreckt, und welche die Feinde des Volkes vergeblich von dem Volke herleiten wollen, da sie vielmehr, deutlich genug, die Folge eines geheimen Einflusses ist. Ist man damit beschäftigt, die neuen Eintheilungen Frankreichs einzurichten: so werden die Felder verwüstet, und Personen proskribirt! Waffnen sich die benachbarten Mächte: so ist sogleich Unordnung in unsern Seehäfen! Möge der gerechte Unwille der Versammlung, über solche ungesetzmäßigen Gewaltthätigkeiten, künftig unsere Befehlshaber und unsere Zeughäuser beschützen! Wahrlich! man findet in solchen Frevelthaten weder den Vortheil noch die Gesinnungen des Volks! Aber: wenn sogar Bürgergerichte ihre Gewalt überschreiten; wenn sie Mißtrauen gegen die Regierung beybehalten, nachdem alle Mißbräuche derselben abgeschaft sind; wenn sie vergessen, daß in der unrichtigen Vertheilung der Gewalt die Tyranney bestehe; und daß, sobald die Gewalt gehörig vertheilt ist, die freye Ausübung eines jeden Theils derselben zu dem allgemeinen Besten nothwendig werde: dann, meine Herren, lasset ja nicht einen eiteln Wunsch nach Popularität irgend Einen von uns verhindern, die Grundsätze festzusetzen, und unsere Mitbürger zu denselben zurückzuführen.

Graf Mirabeau. Ich unterscheide den Befehl des Königs, von der Schrift des Ministers. Das Bürgergericht zu Marseille läßt sich leicht entschuldigen.

Es hat etwas Ungesetzliches gethan; aber deswegen ist es keiner Rebellion schuldig. Die Einwohner von Marseille thaten am dreyßigsten April weiter nichts, als was auch wir am fünften Oktober gethan haben. Und warum sollte denn nicht auch das Beil, wegen jenes Tages, auf die Pariser fallen, da man alle Blitze der ausübenden Gewalt auf die Einwohner von Marseille herabruft! Aber man sieht wohl die Absicht gewisser Leute. Sie wollen die Stadt Marseille zum Aufruhr reitzen, um das Kommando einer Armee gegen dieselbe zu erhalten, und den König mit sich nehmen zu können.

Herr de la Fayette. Mit der Ruhe eines reinen Gewissens, welches niemals über irgend eine seiner Handlungen, noch über irgend eine seiner Gesinnungen zu erröthen hatte, und mit dem lebhaftesten Wunsche, daß alle Umstände, welche die Revolution betreffen, an das Tageslicht kommen mögen, wünsche ich, daß auch die Umstände des Vorfalls zu Marseille auf das genaueste untersucht werden mögen.

Graf Mirabeau. Ich verachte die Verläumder, welche vorgeben, daß ich die Unruhen zu Marseille unterhalte, und welche sagen, das Chatelet untersuche den Vorfall des sechsten Oktobers nur um das Verbrechen zu beleuchten. Ich habe den Frieden zu Marseille hergestellt; ich stelle den Frieden zu Marseille her; ich werde den Frieden zu Marseille herstellen. Laßt sie kommen diese Verläumder! Laßt sie mich anklagen! Ich verlange es! Ich verlange, daß alle meine Verbrechen bekannt gemacht werden!

Am sechszehnten May, und an den folgenden Tagen, berathschlagte sich die Nationalversammlung über

die wichtige Frage: „Soll die Nation dem Könige das Recht übertragen, Krieg zu führen und Frieden zu schließen?“

Der Herzog von Levis. Der offensive Krieg muß von dem defensiven wohl unterschieden werden. Offensiven Krieg darf Niemand führen; aber der defensive Krieg ist gerecht. Wir müssen also damit den Anfang machen, zu erklären, daß unsere Nation niemals etwas gegen die Freyheit irgend eines Volks unternehmen wolle, aber daß sie die Angriffe ihrer Feinde zurückzustossen bereit sey. Nachher wird man untersuchen, wer das Recht haben solle den Krieg zu erklären. Endlich wird man untersuchen müssen, ob Bündnisse für Frankreich nützlich oder schädlich seyen.

Graf de Serent. Die Ausübung der öffentlichen Gewalt muß einem Einzigen übertragen werden. Der König muß das Recht haben Krieg und Frieden nach Gefallen zu beschliessen. Alle Einwürfe, welche man dagegen, wegen des Ehrgeitzes der Könige und wegen der Leidenschaften der Minister, machen könnte, sind unbedeutend. Ein zahlreicher gesetzgebender Körper ist der Wirkung der Leidenschaften noch mehr ausgesetzt, als das Kabinett der Minister; und es wird fremden Nationen leichter werden, Mitglieder der Versammlung zu bestechen, als Minister. Ausserdem verlangt der Krieg Geheimniß des Beschlusses und Schnelligkeit in der Ausführung. Behält sich die Versammlung vor, in solchen Fällen zu entscheiden: so wird der Feind die Entscheidung erfahren, ehe dieselbe noch gegeben ist. Der König wird verachtet und die Nation wird ohne Ansehen seyn.

Herzog von Aiguillon. Alle Gewalt gehört der

Nation zu; folglich auch die Gewalt Krieg und Frieden zu schliessen. Könige, gleichviel ob gut oder schlecht, und die guten vorzüglich, lassen sich allemal von ihren Ministern leiten. So lies Louvois das Blut der Frankreicher fliessen; bloss allein damit er Ludwig dem Vierzehnten Beschäftigung geben möge, weil dieser König, wegen eines unrecht angebrachten Fensters zu Trianon, gegen Louvois aufgebracht war. Um den gefährlichen Folgen der Launen der Maitressen, und des Ehrgeitzes der Minister, auszuweichen, muss man dem Könige das Recht nicht überlassen, Krieg und Frieden schliessen zu dürfen. Daß das Geheimniß beybehalten werden müsse, ist ein eitler Vorwand. Wer sich nicht zu fürchten braucht, der hat kein Geheimniß nöthig. Ein großmüthiges Volk, welches die Größe seines Karakters gezeigt hat, muß die Ehre, die ganze Welt zu der Vertrauten seiner Plane zu machen, einer krummen und verwickelten Politik vorziehen. Nach der Bekanntmachung der Rechte des Menschen wird noch eine Bekanntmachung der gegenseitigen Rechte der Nationen erfordert.

Der Weltpriester Jallet. Keine Nation hat das Recht offensiven Krieg zu führen. Laßt alle Nationen frey werden, wie wir es sind; dann wird es keinen offensiven Krieg mehr geben, weil es dann Könige, und keine Despoten mehr geben wird. Die Kriege, welche der Geschichte Schande machen, sind nicht die Folge des Hasses und der Feindschaft der Nationen, denn eine solche Feindschaft liegt gar nicht in der Natur: sondern sie sind die Folge des Ehrgeitzes der Despoten, der Fürsten, der Minister, welche das Vermögen und das Blut ihrer Unterthanen für nichts rechnen.

Herr de Custine. Diese Grundsätze sind sehr schön und gut. Aber man muß die Lage des Königreiches, seine Kräfte, und seine Verträge, nicht aus den Augen setzen. Frankreich hat schöne Kolonien; aber ohne ein ansehnliches Seewesen wird es dieselben bald verlieren. Wir haben England zum Nachbar, welches sich unsere Schwäche und die großmüthige Uneigennützigkeit von welcher man spricht, zu Nutze machen wird. Das System eines allgemeinen Friedens schickt sich nur für ein Königreich, das mit der See überall umgeben ist, und keinen plötzlichen Einfall zu befürchten hat. Daher ist es unumgänglich nothwendig, dem Oberhaupte der Nation das Recht zu lassen, Krieg und Frieden zu beschließen. Die Nation ist geschützt genug, durch die Verantwortlichkeit der Minister, durch die Verbindlichkeit des Monarchen, dem gesetzgebenden Körper Nachricht zu geben, acht Tage nachdem die Maßregeln genommen sind; und durch die Todesstrafe, welche die Strafe eines jeden schuldigen Ministers seyn muß.

Graf Charles de Lameth. Der gesetzgebende Körper, und nicht der König, muß das Recht haben, Krieg und Frieden zu beschließen. Dieses hat zwar seine Unbequemlichkeiten; aber wer würde nicht lieber sich denselben aussetzen, als einen Grundsatz annehmen, von welchem sogar der furchtsame Montesquieu die Gefahr nicht verbergen konnte? Der Abgott Frankreichs, Heinrich der Vierte selbst, hatte eben das Projekt, um des Besitzes der Prinzessin von Conde willen, ganz Europa in einen Krieg zu verwickeln, als ein schreckliches Verbrechen ihn der Welt entriß . . . .

(„Dieß ist eine Verläumdung!“ rief der Abbe Maury.)

Ich wundere mich darüber, daß man es wagen darf, mich zu unterbrechen, und ich sage noch einmal: Heinrich der Vierte war im Begriffe, ganz Europa, um des Besitzes der Prinzessin von Conde willen, in einen allgemeinen Krieg zu verwickeln, als er ermordet wurde. . .

(„Dieß ist eine Verläumdung!“ rief der Abbe Maury abermals.)

Nun dann, wer daran zweifelt, der lese die Memoiren des Sully, des Freundes Heinrichs des Vierten. Es ist unmöglich, daß ich, der ich diesen König so hoch schätze, einen solchen Zug in seinem Leben sollte erfinden können. Hätten wir jederzeit einen so tugendhaften König, wie Ludwig der Sechszehnte ist; so dürften wir dieses Recht mit Zuversicht in den Händen des Monarchen lassen. Aber das väterliche Herz dieses Fürsten würde ein solches Recht, ein Recht, Tausende von Frankreichern dem Tode entgegenzusenden, ein Recht, das Reich zu entvölkern, vielmehr verwerfen als annehmen. Daher schließe ich, daß, weil die ausübende Gewalt weiter nichts thun kann, als ausüben, daß Recht den Krieg zu bestimmen der Nation zugehöre, und von den Stellvertretern derselben müsse verwaltet werden.

Graf Virieu. Der Fürst muß dieses Vorrecht besitzen, wenn Einheit, Geheimniß und Schnelligkeit, in den kriegerischen Bewegungen seyn soll. Müßte nicht eine Versammlung von Gesetzgebern, bestehend aus Mitgliedern, welche mit den diplomatischen Kenntnissen unbekannt sind, und welche gar keine Verantwortlichkeit haben, ein Schlachtfeld werden, auf welchem benachbarte Nationen, durch Guineen und durch Piaster, um eine ihnen günstige Entscheidung sich streiten würden? Friede und Krieg würden, in einer solchen Versamm-

lung, an den Meistbiethenden verkauft werden! Betrachten Sie das Beyspiel der Athenienser, der Schweden, der Holländer!

Marquis de Sillery. Unstreitig muß die ausübende Gewalt mit hinlänglicher Macht versehen seyn, um alle Unternehmungen der Feinde von aussen zu verhindern; aber von ganz anderer Art ist das Recht zu urtheilen, ob Krieg oder Frieden vorzuziehen sey. Dieser Gegenstand ist kein Gegenstand der Ausübung, und darum muß auch darüber von der Nation selbst, durch die Stimme ihrer Stellvertreter, entschieden werden.

Herr Malouet. Der König kann den Krieg nicht fortsetzen, wenn die Nation ihm die Subsidien versagt. Auch die Engländer haben ihrem Könige das Recht übertragen, Krieg und Frieden zu beschliessen, nicht um aus demselben einen Despoten zu machen; sondern weil es ein Recht ist, welches Verschwiegenheit fordert. Freye Nationen haben mehr ehrgeitzige Kriege geführt, als die Despoten, ob man gleich das Gegentheil hier behauptet. Seit einem Jahrhunderte ist der Großsultan der Einzige, der bloß allein defensive Kriege geführet hat. Devensive Kriege muß der Monarch allein; offensive aber nur mit der Einstimmung des gesetzgebenden Körpers führen dürfen.

Herr Pethion de Villeneuve. Von dem Jahre 1356 bis zu dem Jahre 1614 findet man die Reichsstände über Krieg und Frieden, über Traktaten und Bündnisse, sich berathschlagend. Für das Glück Frankreichs habt ihr gar nichts gethan, wenn Ihr Eurem Oberhaupte eine so gefährliche Macht in den Händen lasset. Betrachtet Frankreich; seht, wieviel das Reich, durch das Uebertragen dieser Macht, gelitten hat! Be-

trachtet mit mir, was ein ehrgeitziger und grausamer Despot zu thun im Stande seyn würde. Er wird seine Nachbarn reitzen; er wird Krieg führen, um von der Nation Geld zu bekommen; mit diesem Gelde wird er die Armee verführen; er wird die Fremden überwinden: und vor seinem, mit Sieg gekrönten Oberhaupte, wird das Volk in den Staub niederfallen. Die Nation, einmal in den Krieg verwickelt, wird denselben fortsetzen müssen; und daß gebieterische Joch der Nothwendigkeit wird sie zwingen, Subsidien zu bewilligen, welche sie gerne abschlagen möchte. Aber, sagt man, Geheimniß ist nothwendig. Nein! Das Geheimniß dient nur der Ungerechtigkeit, und bringt lauter Fehler hervor. Es giebt keine andere verehrungswürdige und feste Verträge, als solche, die auf Gerechtigkeit gebaut sind, und sich auf das gegenseitige Interesse gründen. Das wahre Interesse des Menschen besteht darinn, gerecht zu seyn! Alle Wissenschaft der Staatsmänner ist kindisch und eitel. Sie betriegen ihre Zeitgenossen, und opfern ihre Nachkommen auf. Bestechungen, welche auf einzelne Menschen so sehr wirken, werden unnütze in einer grossen Versammlung, wo die vereinigten Kenntnisse nicht allein dazu dienen, um die Diskussion zu erhellen, sondern auch um die Ränke zu entdecken. Lasset uns, meine Herren, durch ein Manifest, feyerlich erklären, daß wir aus der Politik alle List, alle Betrügereyen verbannen, und Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit an deren Stelle setzen wollen. Laßt Frankreich allen ehrgeitzigen Planen, allen Eroberungen entsagen! Seine Gränzen scheinen durch das ewige Schicksal festgesetzt. Laßt uns erklären, daß jeder Einfall in ein fremdes Gebiet für eine feigherzige Niederträchtigkeit

anzusehen sey. Ihr könnet nichts thun, was, mehr als eine solche Erklärung, das Erstaunen und die Bewunderung der Nachwelt erwecken würde.

Der Graf de Montlausier. Es ist schwer über eine Frage zu sprechen, zu einer Zeit, wo in Frankreich, über diesen und ähnliche Gegenstände, ein allgemeiner Wahnsinn herrscht. Die Könige bedienen sich ihrer Gewalt jederzeit zum Besten der Nationen. Dennoch schont man nicht einmal das Andenken der Könige; nicht das Andenken von Ludwig dem Vierzehnten; nicht das Andenken von Ludwig dem Fünfzehnten; nicht das Andenken von Heinrich dem Vierten. Sogar der schreckliche Mord des Ravaillac wird jetzt entschuldigt.

(Graf Lameth: „keine persönlichen Beleidigungen!")

Herr Präsident, ich muß Ihnen im Voraus sagen, daß ich noch einige solche Redensarten habe.

(Präsident. Zur Ordnung! mein Herr!)

(heftig) Heinrich der Vierte war vielleicht nicht ohne Schwachheiten, aber er deckte dieselben mit seinen öffentlichen Tugenden zu. Liebe zu seinem Volke war jederzeit die erste Leidenschaft seines Herzens. Es ist daher sehr ungeschickt, wenn man ihn zum Beyspiele anführt, um hämische Blicke auf den Königlichen Karakter zu werfen. Man spricht viel von Freyheit. Aber was ist Freyheit? Ihr kommt mir vor wie die ersten Römer, welche nur Brod und Freyheit verlangten: aber bald werdet ihr auch, wie jene, nur Brod und Schauspiele verlangen.

Herr de Sinetti. Die vortreflichen Ideen des Herrn Pethion verdienen meine ganze Bewunderung.

Aber ich bitte, um der Klugheit, um der Erhaltung des Friedens, und um des Gleichgewichts von Europa willen, daß das neugebohrne Frankreich sich nicht bloß allein auf seine Vertheidigung einschränke, damit seine Verbündeten sicher seyn können, in seiner Tapferkeit den Beystand zu finden, auf welchen die Verträge ihnen Anspruch geben. In der Politik darf man nicht eine mathematische Vollkommenheit suchen.

Herr de Beauharnois. Herr de Montlausier, und diejenigen, welche ähnliche Gesinnungen mit ihm haben, verleumden die Nation, sowohl als die Stellvertreter und die Beschlüsse derselben. Vielleicht hat man nicht mit Unrecht das System eines allgemeinen Friedens für eine schöne Schimäre gehalten. Aber es darf wohl im achtzehnten Jahrhunderte, der Nationalversammlung erlaubt seyn, die Hoffnung zu nähren, daß dieses System ausgeführt werden könne.

Der Herzog von Praslin. Der Unterschied zwischen offensiven und defensiven Kriegen, worüber so viel gesprochen worden ist, ist eigentlich gar nicht vorhanden. Jede kriegführende Macht behauptet, daß der Krieg von ihrer Seite defensiv sey. Als der König von Preußen in Sachsen einfiel, als die Kaiserin von Rußland die Pforte angriff, da schienen beyde die allerrechtmäßigsten Beweggründe dazu zu haben.

Herr Robespierre. Ich wünsche, daß man dieses gefährliche Recht Demjenigen überlassen möge, der am wenigsten geneigt seyn wird, dasselbe zu mißbrauchen. Der gesetzgebende Körper wird nur im Falle der unabänderlichen Nothwendigkeit Krieg verlangen. Hingegen die ausübende Gewalt wird den Krieg suchen, um ihre Vorrechte zu üben und auszudehnen.

Herr d'Harambure. Die Versammlung darf nicht das Recht haben, Krieg und Frieden zu beschließen. Denn das Volk kann seine Rechte keinen andern als solchen übertragen, die verantwortlich sind. Dem Könige gehört dieses Recht zu.

Herr de Clermont Tonnerre. (Er bewies, in einer langen und vortreflichen Rede, daß das Recht Krieg und Frieden zu beschließen dem Könige zugehöre.)

Herr Reubel. Unstreitig muß die Nationalversammlung das Recht behalten, über Krieg und Frieden zu entscheiden. Sonst würde eine Vermischung der Gewalt entstehen; Wille und Ausführung, Gesetz und Ausübung desselben, würden vereinigt. Die Verantwortlichkeit der Minister, bürgt für nichts: denn wie könnte der Kopf der Minister, oder ihr Vermögen, für die traurigen Folgen eines unvorsichtig unternommenen Krieges entschädigen? Die Minister wünschen allemal Krieg: denn der Krieg verschaft denselben Mittel, heimlich Geld zu erhalten.

Herr de Crillon. Diejenigen, die alle Last des Krieges tragen, müssen auch entscheiden können, ob derselbe Statt haben solle oder nicht. Folglich müssen die Stellvertreter des Volkes über den Krieg entscheiden; aber dem Könige muß das Vorrecht bleiben den Frieden vorschlagen zu können.

Abbe Maury. Auflagen sind ein beträchtliches Hülfsmittel; sie sind das Maaß der öffentlichen Macht. Man hat Euch gesagt, Auflagen könnten verweigert werden, und man hat darauf geantwortet: dieses würde ein wahres Mittel seyn, Aufruhr zu stiften. So lange aber die Auflage noch nicht ausgeschrieben ist, so lange kann dieselbe auch keinen Aufruhr veranlassen.

Dieß

Dieß ist der Schild der öffentlichen Freyheit. Hören wir nunmehr auf den Wunsch der Nation. Auch dieser wird euch lehren, daß es besser sey, dem Könige das Recht Krieg und Frieden zu beschließen, zu übertragen. Sonst würdet Ihr ja mit Völkern umgeben seyn, welchen alle Eure Plane bekannt wären, während Ihr die Plane jener Nation nicht kennen könntet. Wäre es Eure Absicht, Anstalten zum Kriege zu machen, um einen Krieg zu vermeiden; so könntet Ihr Euren Zweck nicht erreichen, weil Eure Absicht bekannt werden würde. Ihr werdet gar kein Geheimniß haben; aber um Euch her wird Alles geheim seyn. Was könnet Ihr von dieser neuen Ordnung der Dinge erwarten? Wer wird Euer Freund werden, und seine Geheimnisse öffentlich bekannt gemacht sehen wollen? Welch ein Unterschied zwischen der Politik und den Finanzen! Der Wohlstand beruht auf dem Kredit, und der Kredit auf der öffentlichen Bekanntmachung der Lage der Dinge. Ganz anders verhält es sich mit politischen Unternehmungen. Hier fängt die Gewalt der Meynung an sich zu zeigen; hier muß man auf den moralischen Karakter der Könige, auf ihre Talente, auf ihre Tugenden und auf ihre Laster, Rücksicht nehmen. Man muß ihre Minister, ihre Verbündeten, und ihre Feinde, kennen gelernt haben. Wie ist nun so etwas in dieser Versammlung möglich? Oder soll etwa dieser Rednerstuhl in ein Tribunal der Verläumdung und der bösen Nachreden verwandelt werden? Wer möchte wohl der Verbündete eines solchen Volkes seyn? Seit den großen Grundlagen, welche der Kardinal R i c h e l i e u gelegt hat, ist in Europa alles im Gleichgewichte. Ihr könnet daher nicht allein, und

für Euch existiren; sonst würdet ihr bald von Euren Nachbaren verschlungen werden. Der Wunsch und das Interesse der Nation erfordern demzufolge, daß der König das Recht habe, den Krieg zu erklären. Die Könige, sagt man, werden dieses Recht mißbrauchen: aber welche Republik hat dasselbe nicht auch gemißbraucht? Sehet einmal, ob es genug sey, frey zu seyn, um die Freyheit anderer Nationen zu schätzen! Sehet, ob nicht die freyen Staaten am meisten kriegerisch sind! Man hat uns gesagt, Heinrich der Vierte habe ganz Europa in einen Krieg verwickeln wollen, damit er zu dem Besitze der Charlotte de Montmorenci, Prinzessin von Conde, gelange. Erlaubet mir, erlaubet einem Stellvertreter der Nation, das Andenken Heinrichs zu vertheidigen. Nein, er wollte nicht, um einer unsinnigen Leidenschaft willen, das Feuer über ganz Europa verbreiten; er wollte einen Plan ausführen, den er, schon seit ein und zwanzig Jahren, überlegt, und mit der Königin Elisabeth verabredet hatte. Es brauchte viele Mühe, seinen Freund Sully diesen Plan billigen zu machen. Endlich aber erkannte Sully denselben für leicht, gerecht und ruhmvoll. Heinrich wollte aus ganz Europa nur eine einzige, große Verbindung machen. Nun sieht man, warum Heinrich, noch am Abende vor seinem Todestage, schrieb: „Lebe ich am Montag, so fängt am Montag mein Ruhm an." Aber am Freytage beraubte ein Ungeheuer die Frankreicher ihres Vaters; und Frankreich vergoß Thränen, welche zwey Jahrhunderte noch nicht haben trocknen können.

(Allgemeines Beyfallklatschen von allen Seiten des Saals.)

Herr de Volney. Ihr müsset, meine Herren, den jetzigen, traurigen Zustand der Dinge in Europa umändern. Ihr müsset nicht länger zugeben, daß Millionen Menschen das Spielzeug einiger Wenigen ihres Gleichen seyen. Ihr werdet den Nationen ihre Würde und ihre Rechte zurückgeben! Die heutige Berathschlagung ist darum wichtig, weil sie gleichsam der Uebergang in diese neue Welt ist. Heute haltet Ihr Euren Einzug in die politische Welt. Bisher habt Ihr in Frankreich, und für Frankreich, Euch berathschlagt; aber heute berathschlaget Ihr Euch in der Welt, und für die Welt. Ihr rufet heute, ich darf es sagen, eine Versammlung aller Völker zusammen. Darum ist es auch sehr wichtig, auf eine Eindruckmachende Weise, die Meynungen festzusetzen, welche die Völker, von Euch und von Euren Grundsätzen, erhalten sollen.

Herr de Saint Fargeau. Es sind hier zwey Dinge, welche wohl müssen von einander unterschieden werden: nemlich die Frage über das Recht Krieg und Frieden zu beschließen; und das Verzichtthun auf alle Eroberungen. Das ausschliessende Recht Verträge und Bündnisse zu schließen, ist mit der ersten Frage so genau verbunden, daß beyde von einander unzertrennlich sind, oder sich einander aufheben, wenn sie getheilt werden. Die Gefahr, dieses Recht der ausübenden Gewalt zu überlassen, ist allzugroß. Die Einwohner von Großbrittanien bewohnen eine Insel, und haben von auswärtigen Ränken nichts zu befürchten. Eine Seemacht ist überhaupt für die Freyheit nicht gefährlich. Ausserdem hat jedes Parlamentshaus sein eignes Veto. Da nun diese Konstitution eine augenblickliche Unthätigkeit voraussetzt; so hat man das Recht Krieg

zu führen einer thätigen Gewalt übertragen müssen, deren Beschlüsse durch nichts aufgehalten werden können. Hingegen in Frankreich, wo es nur einen einzigen gesetzgebenden Körper giebt, muß man demselben dieses Recht übertragen, weil er am wenigsten dasselbe mißbrauchen wird.

Herr de Bousmard. Lasset dem Könige ein Recht, in dessen Besitz er schon ist.

Herr Chabroud. Das Recht über Krieg und Frieden zu beschliessen, ist ein Recht, welches die Nation nicht ausüben kann; welches man ohne Gefahr dem Könige nicht übertragen kann; und welches, in den Händen der Stellvertreter der Nation, zu Grunde gehen würde. Was ist nunmehr zu thun? Der König muß die Anstalten zum Kriege machen, und alle nöthigen Maaßregeln nehmen; dann muß er die Stellvertreter der Nation zusammen berufen, und wenn sie den Krieg erklärt haben, so übernimmt der König das Kommando der Armee, bestimmt alle Bewegungen derselben, und ernennt die Generale. Findet die Versammlung es für nöthig, gegen den Willen der Minister, Frieden zu schließen, so wird dieses jederzeit in ihrer Macht stehen; denn sie darf nur einen Theil der Armee zurück berufen.

Herr Dupont. Das Recht einen offensiven Krieg zu führen gehört Niemand, nicht einmal der Nation zu. Nun kann man aber ein Recht, welches man selbst nicht hat, auch niemand anders übertragen, und daher kann die Nation dasselbe ihrem Oberhaupte nicht übergeben. Aber das Recht zu einem defensiven Kriege gehört Jedermann zu, und dieses Recht kann ohne Ungerechtigkeit dem Könige nicht genommen werden.

Ja, noch mehr, zu der Zeit eines Einfalls in das Reich, würde sich der König strafbar machen, wenn er, um den Feind zurückzutreiben, so lange warten wollte, bis der gesetzgebende Körper sich versammelt und berathschlagt hätte. Ein defensives Bündniß ist ein um so viel heiligeres Bündniß, weil es auf die Gerechtigkeit und auf das gegenseitige Interesse beyder Partheieen sich gründet, und ohne die Uebereinstimmung beyder nicht gebrochen werden kann. Da aber ein offensiver Krieg allemal ein Verbrechen ist, so ist auch ein offensives Bündniß ein Verbrechen, und bindet keineswegs: denn ein Versprechen Böses zu thun, ist kein gültiges Versprechen. Es ist zwar ein erhabener Wahnsinn, aber doch gewiß ein Wahnsinn, zu behaupten, daß Frankreich gar keiner Bündnisse bedürfe. Ehre und Klugheit legen uns das Gesetz auf, die defensiven Bündnisse zu halten, welche wir geschlossen haben.

Abbe de Montesquiou. Es giebt keinen defensiven Krieg, der nicht in kurzer Zeit offensiv würde: folglich ist der Unterschied zwischen beyden nicht gegründet. Der König muß das Recht haben, den Krieg zu erklären. Und dieses Recht ist für ihn nicht so vortheilhaft, wie es zu seyn scheint. Fällt der Krieg unglücklich aus, so schiebt die öffentliche Meynung dieses auf ihn; da hingegen alles auf die Nationalversammlung zurückfallen würde, wenn diese sich das Recht vorbehielte, den Krieg zu erklären. Im ersten Falle wird daher der König nicht ohne große Ueberlegung den Krieg anfangen; aber in dem zweyten Falle wird ihn nichts zurückhalten. Wilhelm der Dritte war, genau betrachtet, König in Holland, und Statthalter in

England. Das einzige Mittel unsere Freyheit zu erhalten, besteht darinn, daß wir den Monarchen aufmuntern, dieselbe zu vertheidigen. Der Wunsch eines allgemeinen Friedens, dieses Projekt des Abbe Saint Pierre, ist ein schöner Wunsch, den jeder erleuchtere und gefühlvolle Mann wünscht, ohne an die Möglichkeit der Erfüllung zu glauben. Meine Meynung ist also, daß das Recht Krieg und Frieden zu beschliessen, dem Könige übertragen werde. Man fürchtet sich vor einer Gegenrevolution! Was heißt denn das, eine Gegenrevolution? Ist unsere Konstitution gut, so kann dieselbe unmöglich umgeworfen werden: ist dieselbe nicht gut, gefällt sie der Nation nicht, so ist nichts im Stande zu verhindern, daß sie nicht umgeworfen werde.

Der Graf de la Galissonniere. Unsere Nachbaren haben nicht, so wie man uns zu thun vorschlägt, den Entschluß gefaßt, niemals das Eigenthum eines andern anzugreiffen. Sie werden uns, im Stillen, Unglück zubereiten; Geheimniß wird ihre Anschläge bedecken. Wie groß ist nicht der Vortheil, welchen wir denselben über uns, durch unsere öffentlichen Berathschlagungen, gestatten? Schöne Plane anzugeben ist nicht alles: diese Plane müssen auch auszuführen möglich seyn! Nur wenn man richtig den Zufall berechnet, nur dann ist man in dem Erfolge seiner Unternehmungen glücklich; sind aber einmal unsere Plane bekannt, so wird der Zufall weiter nichts mehr für uns thun. Wir haben gar kein Recht, dem Könige die Entscheidung über Krieg und Frieden zu rauben.

Herr Regnaud. Man sagt uns, der König sey schon lange im Besitze dieses Rechtes. Besitzung ist

aber nicht Recht, und keine Besitzung kann eine Nation ihrer unvergeblichen Rechte berauben. Wir leben nicht in einem Staate, wo der Wille des Monarchen Alles thun kann. Wie darf man verlangen, daß der König bey uns, wo er nicht einmal das Recht hat mit dem Eigenthume eines seiner Unterthanen nach Willkühr zu schalten, mit der Existenz seiner Unterthanen nach Willkühr solle schalten können?

Herr Freteau. Das Recht Krieg zu führen hat jederzeit der Nation zugehört, und, ohne gegen alle Grundsätze zu handeln, ohne das Interesse des Vaterlandes in Gefahr zu setzen, könnet ihr dieses Recht Niemand anders als dem gesetzgebenden Körper übertragen. Ich kann aus der Geschichte beweisen, daß, seit der Existenz unserer Monarchie, die letzten hundert und sechszig Jahre ausgenommen, die Nation allezeit dieses Recht ausgeübt habe. Ihr habt beschlossen, die Nation solle frey seyn. Aber dieses ist unmöglich, wenn dieselbe der Gewalt der Minister, und dem Spiele fremder Mächte, ausgesetzt ist. Jeder Krieg zweckt dahin ab, die monarchische Gewalt zu theilen. Könnten die Minister Krieg nach Gefallen führen: so würden sie auch Auflagen ausschreiben, und mit dem Eigenthume der Nation nach Gefallen schalten können.

Graf von Mirabeau. Wenn ich über eine Materie spreche, welche schon seit fünf Tagen ein Gegenstand der Berathschlagungen ist, so thue ich es nur um die Frage gehörig zu bestimmen; denn, wo ich nicht irre, so ist dieses bis jetzt noch nicht geschehen. Muß der König das Recht bekommen über Krieg und Frieden zu beschließen; oder muß der gesetzgebende Körper dieses Recht erhalten? So, meine Herren,

so hat man bisher die Frage gesetzt; aber ich gestehe, daß die Frage, wenn dieselbe auf diese Weise gesetzt wird, für mich selbst unauflöslich seyn würde. Ich glaube nicht, daß man, ohne die Konstitution umzuwerfen, die Ausübung des Rechts Krieg und Frieden zu beschließen, dem Könige überlassen könne; ich glaube auch nicht, daß man ausschliessend dem gesetzgebenden Körper dieses Recht überlassen dürfe, wenn wir uns nicht Gefahren einer andern Art aussetzen wollen. Aber wir brauchen ja nicht eine ausschliessende Wahl zu treffen. Kann man nicht zu einem Geschäfte, welches Willen und Handlung, Ausübung und Berathschlagung, zu gleicher Zeit erfordert, beyde Arten von Gewalt, welche zusammen die Stärke der Nation ausmachen, zugleich beytragen lassen? Kann man nicht die Rechte, oder vielmehr die Mißbräuche des vormaligen königlichen Ansehens einschränken, ohne deßwegen die öffentliche Kraft zu lähmen? Daher, meine Herren: denke ich mir die Aufgabe, welche aufzulösen ist, auf folgende Weise: Muß man nicht das Recht Krieg zu führen und Frieden zu schließen den beyden Arten von Gewalt, welche unsere Konstitution festgesetzt hat, gemeinschaftlich übertragen? Ehe wir über diesen neuen Gesichtspunkt entscheiden, will ich erst mit Euch untersuchen, ob in Krieg und Frieden die Natur der Dinge uns nicht den Zeitpunkt, wo jede der beyden Gewalten abgesondert handeln muß; die Punkte wo sie zusammentreffen; die Geschäfte welche beyden gemein sind; und die Geschäfte welche jeder einzeln zugehören; von selbst anzeige. Erstens muß der König, oder der gesetzgebende Körper auswärtige Verbindung unterhalten, über die Sicherheit des Reiches wachen, und die

nöthigen Vorkehrungen zu der Vertheidigung desselben befehlen? Gewiß kommt dieses allein dem Könige zu. Wenigstens könnet Ihr diese Frage auf keine andere Weise entscheiden, wenn Ihr nicht in dem Königreiche zwey ausübende Gewalten haben wollt. Entscheidet Ihr aber, daß dieses dem Könige zukomme, so habt Ihr auch dadurch schon entschieden, daß die öffentliche Macht sich in dem Falle befinden kann, einem feindlichen Einfalle sich widersetzen zu müssen, ehe noch der gesetzgebende Körper Zeit gehabt hat, seinen Beyfall oder seine Abneigung dagegen an den Tag zu legen. Was heißt das aber anders, einem feindlichen Einfalle sich widersetzen, als den Krieg anfangen? Ist also von einem defensiven Kriege die Rede: so hat entweder der Feind Feindseligkeiten begangen, und dann hat der Krieg schon seinen Anfang genommen; oder derselbe macht Kriegszurüstungen, und verräth dadurch seine Absicht. Auch in dem letztern Falle hat der Krieg schon angefangen. Es giebt noch einen dritten Fall, nemlich: wenn entschieden werden muß, ob ein bestrittenes oder angemaaßtes Recht, durch die Gewalt der Waffen erhalten werden solle. In allen diesen Fällen sehe ich gar nicht ein, worüber der gesetzgebende Körper sich zu berathschlagen hätte. Die Zeit kommt aber, wo die Zurüstungen zu der Vertheidigung die gewöhnlichen Einnahmen überschreiten, und daher dem gesetzgebenden Körper angezeigt werden müssen. Ich will nunmehr zeigen, was Derselbe in diesem Falle für ein Recht habe. Aber, werdet Ihr sagen, sollte dann der gesetzgebende Körper nicht jederzeit das Recht haben, den Anfang des Krieges zu verhindern? Nein! das ist eben soviel, als wenn Ihr verlangtet, daß ein

Mittel ausgefunden werden sollte, um fremde Nationen zu verhindern uns anzugreifen: und wo giebt es ein solches Mittel? (In einer langen Rede bewies nun Mirabeau mit großer Beredsamkeit, daß dem Könige allein das Recht zukomme, den Krieg anzufangen.)

Herr de Cazales. Die Nationalversammlung hat anerkannt, daß die französische Regierungsform eine Monarchie sey. Sie hat ferner erklärt, was sie unter einer Monarchie verstehe, nemlich: daß die ausübende Gewalt ganz allein in den Händen des Königs bleiben solle. Nun ist doch unstreitig das Recht Krieg und Frieden zu beschliessen ein Theil der ausübenden Gewalt. Es ist wohl Niemand hier, in dieser Versammlung, der sich unterstehen dürfte, zu behaupten, einen Frieden schliessen heisse ein Gesetz geben. In einer freyen Regierungsform muß der gesetzgebende Körper sich darauf einschränken, die Grundsätze der Verträge und der Kriegserklärungen zu bestimmen. Von diesen Grundsätzen darf die ausübende Gewalt niemals abgehen. Ich frage die Versammlung: Ist ein einziges unter ihren Mitgliedern, welches, als es dafür stimmte, daß die höchste ausübende Gewalt dem Könige zugehören solle, nicht auch zugleich ihm das Recht Krieg und Frieden zu beschliessen zu übertragen glaubte?

(Ein Theil der Versammlung ruft: „Nein! Nein! Nein!“)

Ich antworte Denjenigen, die mich jetzo unterbrechen, daß zu Versailles über jenen Beschluß lange Debatten gehalten worden sind. Man stritt sich lange über das Wort höchste, und wahrscheinlich waren Diejenigen, die mich jetzt unterbrechen, damals nicht der Meynung, daß das Wort höchste sollte angenommen werden.

(Lärm, Tumult, und Gemurmel des Unwillens.)
Es ist kein Zweifel, daß, wenn die Nationalversammlung noch aus eben den Mitgliedern bestände, aus denen dieselbe damals bestand, und wenn nicht unsere feigherzigen Kollegen den Posten verlassen hätten, auf welchen das öffentliche Zutrauen sie gesetzt hatte, diese Frage nicht einmal einer Berathschlagung würde unterworfen werden. Da es aber unglücklicher Weise nicht geläugnet werden kann, daß diese Versammlung, durch ihre eigenen Beschlüsse, nicht gebunden ist; daß diese Beschlüsse, in allem was sie selbst angeht, blosse Resolutionen sind; und daß sie am Morgen umwirft, was sie am Abende vorher gebauet hatte. . . . .

(Heftiger Lärm und Tumult.)

Obgleich die Versammlung beschlossen hat, daß über diese Frage debattirt werden solle: so glaube ich dennoch überzeugt zu seyn, daß sie nicht seit sechs Monaten ihre Grundsätze werde umgeändert haben; und daß sie nicht das Beyspiel einer, für den Gesetzgeber sehr entehrenden Veränderlichkeit in den Gesetzen, geben werde. Viele Redner haben, auf diesem Rednerstuhle behauptet, kein offensiver Krieg sey gerecht; sie haben die Grundsätze der modernen Philosophie ausgekramt: aber Gesetzgeber dürfen nicht auf die unbestimmten Grundsätze der Menschlichkeit ihre Gesetze gründen. Solche Grundsätze begreifen alle Völker der Welt in sich. Lasset jenes allgemeine Menschengefühl, welches weiter nichts ist als Prahlerey; und bedenkt, daß das Vaterland der Gegenstand unserer Liebe vorzüglich seyn muß. Vaterlandsliebe macht mehr als Menschen: sie macht Bürger des Staates. Diese Liebe hat die Spartaner hervorgebracht, an deren Existenz wir beynahe zweifeln möchten, wenn wir be-

trachten, wie unwürdig wir sind, ihnen nachzuahmen. Ich für mich, ich sage es offenherzig, ich liebe nicht die Russen, nicht die Deutschen, nicht die Engländer; sondern die Frankreicher; und das Blut eines einzigen meiner Mitbürger ist für mich kostbarer, als das Blut aller Völker des Erdbodens.

(Allgemeiner Lärm, Tumult, und lebhafter Ausdruck des Unwillens.)

Alles was zu Erhaltung der Freyheit nothwendig erfordert wird, ist rechtmäßig. Wird dazu ein offensiver Krieg erfordert, so ist derselbe rechtmäßig. Ich weiß nicht, was Ihr durch die Konstitution werden möget; aber jetzt seyd Ihr das schwächste Volk in Europa.

(Lärm und Tumult.)

Dieses Gemurmel, welches mich unterbricht, beweist mir die Nothwendigkeit das zu sagen, was ich behauptet habe. Ein Theil von Euerer Armee ist ausgerissen; ein anderer Theil befindet sich in offenbarem Aufruhr. Eine solche Armee ist keine Armee. Die Erschütterung alles Eigenthums hat die öffentlichen Einkünfte in der Quelle versiegt. Euere Finanzen erhalten sich nur noch durch ein künstliches Papiergeld. Euere Ausgaben bezahlt Ihr von dem Kapital; einen grossen Theil Euerer Bevölkerung habt Ihr verloren; Euer baares Geld ist ausser Landes gegangen; Euere Mitbürger, Reiche sowohl als Arme, haben Euch verlassen; sie fliehen vor den Greuelthaten des Aufruhrs, des Elendes und des Hungers. Und bemerkt nun noch, was das größte Unglück erwarten läßt. Unter allen Klassen von Bürgern herrscht eine Trennung. Es giebt kein Dorf, dessen Einwohner nicht in zwey Partheieen getheilt wären.

(Heftiger Lärm und Tumult.)

Suchet nicht, meine Herren, die Uebel zu verbergen, welche das Reich drücken. Es ist Euere Pflicht denselben zuvorzukommen, und bekannt zu machen, daß dieselben Euch betrüben. Sprecht zuweilen mit diesem Volke auch von seinen Pflichten. Verbannet, proskribiret die schrecklichen Worte: Aristokratie und Demokratie; sie dienen den Parthiegängern zur Parole. Prediget allen Frankreichern Eintracht; vereinigt dieselben durch Gefühle und Gesinnungen, durch Zuneigung und Interesse; laßt alles Privatinteresse in dem öffentlichen Wohl sich vereinigen: dann werdet Ihr erfahren, wie mächtig Ihr seyd! Ich darf nicht hoffen, daß die Einwendungen, auf welche ich so eben geantwortet habe, Wirkung genug hervorbringen werden, um den größten Theil der Versammlung zu überzeugen, daß auch ein offensiver Krieg gerecht seyn könne; daß es ungereimt seyn würde, ganz allein das politische System von Europa verlassen zu wollen; daß unser Interesse, unsere Ehre und unsere Rechtschaffenheit erfordern, daß wir unsere getreuen Verbündeten nicht verlassen. Jetzt ist nur die Frage: Wem man, zum Besten des Volks, das Recht Krieg und Frieden zu beschliessen übertragen müsse? Uebertragt Ihr dieses Recht der Nationalversammlung; so folgt daraus, daß dieselbe Gesandte und Generale der Armee ernennen, und mit allem, was Krieg und Frieden betrift, schalten kann. Wenn der Gang der Geschäfte Geheimniß, Schnelligkeit, Gewandtheit erfordert, so lange die jetzige europäische Politik Statt findet: so ist es unmöglich, daß eine zahlreiche Versammlung den Faden derselben halten und leiten könne. Ihr habt dem Könige schon zwey seiner Rechte genommen: die innere Verwaltung und die Verwaltung der Justitz. Neh-

men Euere Beschlüsse ihm nunmehr auch noch das dritte Recht; so wird es nöthig seyn, dem Volke ein grosses Geheimniß zu entdecken, nemlich: daß es, von diesem Tage an, keinen König mehr hat. Das Recht Krieg und Frieden zu beschliessen gehört dem Monarchen.

Herr Barnave. Diejenigen ausgenommen, die, seit dem Anfange unserer Arbeiten, alle Grundsätze bestritten haben, hat niemand hier die theoretischen Grundsätze geläugnet, nach denen Ihr entscheiden müßt. Ich will nicht von der Souverainität des Volkes sprechen: denn diese ist durch die Bekanntmachung der Rechte festgesetzt worden. Sobald Ihr die Konstitution anfienget, habt Ihr auch angefangen, diesen grossen Grundsatz anzuwenden. Darum ist es unnöthig, denselben in Erinnerung zu bringen, und es kommt jetzo nur darauf an, wem das Recht über Krieg und Frieden zu urtheilen solle übertragen werden, und wem der öffentliche Nutzen erheische, daß es übertragen werde. Man hat allgemein den Grundsatz der Vertheilung der Gewalt anerkannt. Ihr habt beschlossen, daß die Nationalversammlung das Recht haben solle das Gesetz zu geben, und der König das Recht, dasselbe ausführen zu lassen. Da nun der Entschluß weiter nichts als der Ausdruck des allgemeinen Willens ist; so muß dieser Entschluß den Stellvertretern des Volkes übertragen werden. Es läßt sich gar nicht läugnen, daß diese Handlung, welche eine Vermehrung der Auflagen zur Folge hat; diese Handlung, welche die öffentliche Freyheit zerstören, die politische Maschine zu Grunde richten kann; Denjenigen übertragen werden müsse, welche dazu da sind, den öffentlichen Willen auszudrücken. Die Pflichten des Monarchen sind nicht weniger leicht einzusehen. Er hat die Oberaufsicht über die

Entschlüsse der Nation, und er kann die nöthigen Maaßregeln nehmen, um die Sicherheit des Reiches zu erhalten. Alles, was einen Karakter von Majestät an sich trägt, haben wir dem Könige aufgelegt. Für die Sicherheit des Reiches zu sorgen, darüber zu wachen, daß in die Würde desselben kein Eingriff geschehe: dieß ist der Karakter des Oberhauptes der Nation. Der Hauptfehler des Vorschlages des Herrn von Mirabeau besteht darinn, daß er in der That dem Könige ausschliessend das Recht giebt Krieg zu führen. Es ist allgemein anerkannt, daß der König für die Vertheidigung der Gränzen, und für die Erhaltung der, der Nation zugehörigen, Besitzungen zu sorgen habe. Es ist anerkannt, daß, ohne den Willen des Königs, Streitigkeiten zwischen einigen Mitgliedern der Nation und einigen Gliedern fremder Nationen vorhanden seyn können. Herr von Mirabeau scheint zu glauben, dieß sey der Anfang des Krieges, und daß, demzufolge, da der Anfang des Krieges willkührlich sey, das Recht den Krieg zu erklären dem gesetzgebenden Körper nicht zukommen könne. Auf diesen Irrthum sich stützend, und die Feindseligkeiten sehr weit ausdehnend, hat Herr von Mirabeau dem Könige das Recht zugestanden, jede Art von Krieg, selbst den ungerechten Krieg zu führen; und der Nation läßt er die unbedeutende Ausflucht, das Mittel, welches unvermögend ist den Krieg aufhören zu machen, wenn er nicht sonst aufhört. Dennoch ist es allgemein, sogar nach den Grundsätzen eines Montesquieu und Mably, anerkannt, daß Feindseligkeiten nichts weniger als eine Kriegserklärung sind; daß die ersten Feindseligkeiten weiter nichts sind als Zweykämpfe zwischen Partikularpersonen: aber daß die Billigung, und der Schutz, wel-

chen die Nation solchen Feindseligkeiten gewährt, eigentlich die Kriegserklärung ausmache. Und in der That, wenn der Anfang der Feindseligkeit zwey Nationen in Krieg versetzen könnte: so würde weder die gesetzgebende Gewalt, noch die ausübende Gewalt, das Recht behalten können, den Krieg anzukündigen. Jeder Schiffskapitain, jeder Kaufmann, jeder Offizier, würde durch den Angriff auf einen fremden Unterthan, oder durch seine Vertheidigung gegen einen solchen Angriff, sich das Recht anmassen den Krieg anzukündigen. Es ist freylich wahr, daß Feindseligkeiten sehr oft die Ursache eines Krieges sind: aber der Krieg selbst fängt allemal durch den Willen der Nation an. Die Beleidigung wird denjenigen hinterbracht, welche das Kriegesrecht in dem Namen der Nation ausüben. Diese untersuchen, ob es vortheilhaft sey, für die Beleidigung eine Entschädigung zu verlangen. Wird die Entschädigung abgeschlagen, dann muß erst der Krieg, nach dem Willen der Nation, entweder unternommen oder demselben ausgewichen werden. Ich will ein, erst vor kurzem vorgefallenes, Beyspiel anführen. Jedermann weiß, was in dem Südmeere, zwischen den Engländern und den Spaniern vorgefallen ist. Nun frage ich: ist denn jetzt Krieg zwischen diesen beyden Nationen? Hat die Macht, welche das Kriegsrecht ausübt, den Krieg erklärt? Oder ist nicht vielmehr noch alles im vorigen Zustande? Was würde die Folge seyn, wenn Spanien eine Nationalversammlung hätte? Die Agenten der ausübenden Gewalt würden den Stellvertretern der spanischen Nation von den angefangenen Feindseligkeiten Nachricht geben. Zufolge dieser gegebenen Nachricht, würde die Versammlung untersuchen, ob es gerecht und für die Nation vortheilhaft

haft sey, den Krieg fortzusetzen. Wenn die Gerechtigkeit es erforderte; so würde dieselbe eine Entschädigung bewilligen. Fände sie es hingegen gerecht die Entschädigung zu versagen; so würde sie den Krieg beschliessen, und dem Könige auftragen diesen Beschluß in Ausübung zu bringen. In diesem Falle befindet sich die französische Nation. Feindseligkeiten, von welcher Art dieselben auch seyn mögen, sind weiter nichts als blosse Feindseligkeiten, so lange die Gesetzgeber den Krieg noch nicht erklärt haben. Feindseligkeiten können eine Nation zwar in den Krieg verwickeln, aber niemals können sie derselben das Recht benehmen, zu erklären, daß sie sich lieber die größten Aufopferungen wolle gefallen lassen. Folglich kann niemals eine Nation in Krieg gerathen, ohne die Einwilligung derjenigen, die das Recht haben den Krieg zu erklären. Das Vernünfteln des Herrn von Mirabeau ist also weiter nichts, als ein Mittel der Frage auszuweichen. Eigentlich verlangt er, daß man dem Könige das Recht den Krieg zu führen überlassen solle. Die Grundsätze, welche er vorbringt, zwecken so sehr dahin ab, zu beweisen, daß man dem Könige das Recht den Krieg zu erklären überlassen müsse, daß, um sein System zu widerlegen, ich weiter nichts zu thun nöthig habe, als seine Grundsätze selbst zu untersuchen. . . . Es ist wahr, dem gesetzgebenden Körper das Recht den Krieg zu beschliessen zu übertragen, dieß hiesse die Schnelligkeit und das Geheimniß aufheben, die man für so nothwendig hält. Herr von Mably sagte: die herrschende Macht in Europa brauche keine andere Politik, als Rechtschaffenheit und ununterbrochene Treue. Er hat bewiesen, daß, in der Politik wie in den Finanzen, das Zutrauen den Kredit verdoppelt, und den Einfluß vergrössert.

Aber in welchen Fällen sollte wohl das Geheimniß nöthig seyn? Wenn von vorläufigen Maaßregeln, von Negoziationen, von Verhandlungen einer Nation mit der andern, die Rede ist. Aber alles dieses gehört der ausübenden Gewalt zu. Sie wird daher jederzeit noch Mittel genug haben sich des Geheimnisses bedienen zu können. Alles, was Ihr thun werdet, würde unnütze seyn zu verbergen. Man hat gesagt, ein gesetzgebender Körper würde sich durch Leidenschaften, oder wohl gar durch Bestechungen, leiten lassen. Ist denn diese Gefahr nicht weit grösser bey einem Minister, als in der Nationalversammlung? Wird man wohl läugnen können, daß es weit leichter seyn wird den Staatsrath des Königs, als 720, von dem Volke gewählte Personen, zu bestechen? Vielleicht wird die Versammlung einen Irrthum begehen, aber bald wird sie von demselben zurückkommen; weil ihre Meynung und die Meynung der Nation Eine und dieselbe sind. Der Minister hingegen wird sich beynahe allemal irren; weil sein Interesse und das Interesse der Nation verschieden sind. Das Interesse des Ministers besteht darinn, daß er den Krieg erklären lasse; denn auf diese Weise erhält er die ungeheuren Subsidien, welche vonnöthen sind, in seine Hände, und sein Ansehen nimmt ohne Maaß zu. Er vergiebt eine Menge von Stellen; er gewöhnt die Nation daran, den Ruhm der Eroberungen der Freyheit vorzuziehen; er schaft den Karakter des Volkes um, und bildet dasselbe für die Sklaverey. Durch den Krieg verändert er auch den Karakter und die Grundsätze der Soldaten. Jene tapfern Truppen, deren Patriotismus jetzt mit dem Patriotismus der Bürger um die Wette streitet, würden ganz anderes Sinnes werden, wenn sie, auf seinen Feldzügen, einen erobernden König,

einen von jenen Helden der Geschichte begleitet hätten, die beynahe allemal eine Geisel der Nationen sind. Vergeblich stellt man uns die Verantwortlichkeit der Minister entgegen. Verantwortlichkeit findet nur bey Verbrechen Statt. Sie ist ganz unmöglich, so lange der Krieg fortdauert; und mit dem Erfolge desselben steht der Minister, welcher ihn angefangen hat, in der allergenauesten Verbindung. Und was hilft dann die Verantwortlichkeit, wenn der Krieg geendigt ist? Nachdem das öffentliche Vermögen verschwendet ist; nachdem Euere Brüder und Euere Mitbürger umgekommen sind; wozu könnte alsdann der Tod eines Ministers weiter dienen? Eine solche Todesstrafe würde zwar den Nationen ein Beyspiel der Gerechtigkeit darbieten: aber würde sie Euch wiedergeben, was Ihr verloren habt? Nicht nur ist die Verantwortlichkeit während des Krieges unmöglich; sondern man weiß sogar, daß ein Krieg das beste Mittel ist, um der schuldigen Verantwortlichkeit, wegen eines Defizit das schon entstanden aber noch unbekannt ist, zu entgehen. Der Minister erklärt den Krieg, um durch vorgebliche Ausgaben seine Räubereyen zu bedecken. Die Erfahrung hat gezeigt, daß das beste Mittel, für einen geschickten Minister, um seine Verbrechen zu verbergen, darinn bestehe, daß er sich dieselben, wegen seiner Siege, vergeben lasse. Fraget jetzo die öffentliche Meynung. Da werdet Ihr, auf einer Seite, Männer finden, die da hoffen in der Armee vorzurücken, oder in auswärtigen Geschäften gebraucht zu werden; Männer, die mit den Ministern und ihren Agenten in Verbindung stehen. Seht! Dieses sind die Männer, die das System vertheidigen, welches dem Könige, das heißt den Ministern, dieses schreckliche Recht übertragen will. Aber so denkt

nicht das Volk, nicht der tugendhafte, ruhige Bürger, welcher, unbekannt und ohne Ehrgeitz, sein Wohl in dem allgemeinen Wohle findet. Die wahren Bürger des Staates, die wahren Freunde der Freyheit, befinden sich in gar keiner Ungewißheit über diesen Gegenstand. Fragt sie, und sie werden Euch sagen: „gebt dem Könige alles, was zu seinem Ruhme und zu seiner Größe beytragen kann; Er allein soll kommandiren; Er soll, nach Gefallen, unsere Armeen vertheilen; Er soll uns vertheidigen, wenn die Nation ihn dazu auffordert: aber betrübt nicht sein Herz, indem Ihr ihm das schreckliche Vorrecht anvertraut, uns in einen Krieg zu verwickeln, Ströme von Blut fliessen zu lassen, und jenes System der gegenseitigen Feindschaft zu vertheidigen; jenes grundlose und treulose System, welches den Nationen Schande macht.“ Die wahren Freunde der Freyheit werden sich weigern, der Regierung dieses traurige Recht zu überlassen, und alle Nationen werden, früh oder spät, hierinn unserm Beyspiele nachfolgen.

(Lautes und anhaltendes Beyfallklatschen in allen Theilen des Saals.)

Der Erzbischof von Aix. Unstreitig ist die Nation souverain, und hat folglich auch das Recht über Krieg und Frieden. Aber wem soll dieselbe dieses Recht übertragen: dem Könige oder dem gesetzgebenden Körper? Dem gesetzgebenden Körper kommt es zu, durch weise Gesetze (welche die Fälle, in denen der König Krieg führen soll oder nicht, im Voraus bestimmen) die Handlungen der ausübenden Gewalt einzuschränken. Der gesetzgebende Körper muß die Regeln zum Handeln festsetzen; und die ausübende Gewalt muß handeln. Dem Könige muß das Recht über Krieg und Frieden übertragen wer-

den: dadurch wird die Macht und das Ansehen der Nation auswärtig vermehrt, und für die Freyheit ist nicht die geringste Gefahr vorhanden.

Herr de Biauzat. Es ist gegen die Natur der ausübenden Gewalt, daß sie das Recht besitze, über Krieg und Frieden zu beschliessen, und folglich dadurch ihren eigenen Willen in Ausübung zu bringen. Ihre Pflichten bestehen darinn, und schränken sich darauf ein, daß sie den allgemeinen Wunsch der Nation ausführe. Einen eigenen Willen, ein Recht etwas zu wollen, kann die ausübende Gewalt, ihrer Natur nach, gar nicht haben. Das Geheimniß, sagt man, ist nothwendig! Das Geheimniß ist aber nur vorgeblich und anscheinend. Vermöge der Briefposten und vermöge der Buchdruckerey, erfährt man alles. Diese angebliche Vorsicht, welche keinen andern Zweck hat, als die Widersprüche der Politik, und die Treulosigkeit der Minister zu verbergen, ist weiter nichts, als das Geheimniß eines Trauerspiels, in welchem man die Schauspieler immer vor Augen hat, sprechen hört und handeln sieht, obgleich die Scene angeblich in einer grossen Entfernung vorgeht. Alle politischen Geheimnisse erfährt man heutzutage; nichts bleibt verborgen. Das Privatleben der Fürsten und ihre geheimsten Handlungen werden öffentlich bekannt. Als der Despotismus seinen Hauptstreich, auf den achten May 1788, heimlich zubereitete, wurden alle seine geheimen Maaßregeln bekannt, ungeachtet der Mühe welche man sich gegeben hatte, Diejenigen, die da um das Geheimniß wußten, einzusperren, und alle Zugänge mit Bajonetten zu besetzen. Und am vorigen Freytage, als die Debatte, mit welcher wir uns jetzt beschäftigen, zuerst anfieng, waren alle Gesandten der fremden Mächte

auf den Gallerien, um der Berathschlagung zuzuhören. Sie wußten also schon wovon die Rede seyn würde; ungeachtet die Mitglieder der Versammlung damals noch nicht davon unterrichtet waren. Das Geheimniß ist also unnütz; und gewiß sind Offenherzigkeit und Ehrlichkeit weit sicherere Mittel, um sich das Zutrauen verbündeter Nationen zu erwerben. Das Gleichgewicht von Europa müsse, sagt man, um des Friedens willen, nothwendig erhalten werden: und doch soll dasselbe unmöglich erhalten werden können, wenn nicht dem Könige das Recht über Krieg und Frieden übertragen würde. Dieses Gleichgewicht beruht aber auf einem Grundsatze, welcher den Grundlagen der französischen Konstitution gerade entgegen ist. Jedes Bündniß einzelner Mächte ist drückend, für diejenigen Mächte, die in dem Bündnisse nicht mit begriffen sind. Das Gleichgewicht beruht auf dem unrichtigen Grundsatze: daß unter Fürsten der Wille des Stärkern das einzige Gesetz seyn müsse. Aber man darf, in der allgemeinen Politik, einen so despotischen Grundsatz keinesweges annehmen; denn derselbe ist offenbar dem Rechte des Eigenthums und der Freyheit zuwider. Dieses Recht ist die Grundlage einer jeden Konstitution, und es würde gefährlich seyn, die Könige und die Minister an einen solchen Grundsatz zu gewöhnen; denn diese müssen es sich zur Pflicht machen, in allen ihren Handlungen, die Verehrung nicht zu verletzen, welche sie der Freyheit schuldig sind.

Herr le Chapelier. Die so lange schon debattirte Frage fängt nun endlich an deutlicher zu werden. Zwar ist dieselbe noch nicht recht genau gesetzt; aber doch wird es nunmehr leicht, die Schwierigkeiten einzusehen, wel-

che zu heben sind. Die Versammlung ist in zwey, einander entgegengesetzte Meynungen getheilt. Soll der König das Recht über Krieg und Frieden haben? Soll der gesetzgebende Körper dieses Recht haben? Bey der ersten Frage halte ich mich gar nicht auf. Niemand wird den Ministern das Recht überlassen wollen, den Staat zu Grunde zu richten, und nach Gefallen das Blut der Frankreicher vergiessen zu können. Jedermann erkennt das Unzureichende der Verantwortlichkeit, und die Gefahr, welche mit der Verweigerung der Subsidien verbunden seyn würde. Darum muß der gesetzgebende Körper über Krieg, Frieden und Verträge beschliessen. Ich schlage vor, die Versammlung solle den Beschluß fassen: daß, ohne einen Beschluß des gesetzgebenden Körpers, gar kein Krieg statt finden könne; aber nicht, daß dieser Körper, ohne Einwilligung des Königs, den Krieg erklären könne. Nein, dieß würde grosse Unbequemlichkeit mit sich führen. Dieß hiesse die Regierung in eine Republik verwandeln, und die Grundsätze Euerer eigenen Konstitution umstossen wollen. Könnte der gesetzgebende Körper, auf den Vorschlag irgend eines seiner Mitglieder, den Krieg erklären: so wäre der Monarch von der Konstitution ausgeschlossen; Er würde weiter nichts seyn, als ein General der Armee. Die Würde, und der Einfluß des Oberhauptes der Nation, sowohl als der Nation selbst, bey den auswärtigen Höfen, müßte abnehmen, und Ihr würdet eine der Grundlagen jener Konstitution zerstören, welche die Weisheit gebaut hat. Ihr habt dem Könige die Genehmigung gegeben: seine Einstimmung zu den Gesetzen ist also zu der Gültigkeit derselben nothwendig: warum denn nicht auch zum Kriege? Wenn es in diesem Falle nicht mög-

lich ist, daß der König ein aufschiebendes Veto haben könne: so muß doch wenigstens der gesetzgebende Körper nicht ohne Einwilligung des Königs den Krieg erklären können. Es ist das Interesse des Volkes, so selten als möglich Krieg zu führen. Daher gebe ich zu, daß der gesetzgebende Körper den Krieg müsse verhindern, und sagen können: Es soll kein Krieg seyn. Gesteht man aber diesem Körper das Recht zu, den Krieg zu erklären; so ist das ein Mittel mehr, um sich den Krieg zuzuziehen. Alle Maaßregeln der Regierung sind in diesem Falle aufgehoben, und die Monarchie ist nicht mehr vorhanden. Seht Ihr nicht, daß, wenn der Krieg unglücklich ausfallen sollte, die Schuld auf den gesetzgebenden Körper würde geschoben werden, welcher den Krieg beschlossen hätte? Seht Ihr nicht, daß dieser Körper bey einem muthvollen, und auf den Ruhm seiner Waffen eifersüchtigen Volke, allen Kredit verlieren müßte? Seht Ihr nicht, daß die gedemüthigte Nation sich an den König wenden, und daß der gesetzgebende Körper alle seine Kraft gegen die ausübende Gewalt verlieren würde? Daher schlage ich vor: daß der gesetzgebende Körper die Macht haben solle den Krieg zu verhindern; daß der König die Macht haben solle den Krieg zu verhindern; aber daß, weder der eine noch der andere, die Macht haben solle, Krieg zu führen, wenn nicht beyde einstimmig sind.

De la Fayette. Ich stimme für den Vorschlag des Herrn von Mirabeau, so wie derselbe von Herrn Chapelier verbessert worden ist; denn ich sehe, in diesem Vorschlage, alles, was der Majestät eines großen Volkes, der Moral eines freyen Volkes, und dem Interesse eines zahlreichen Volkes zukommt, dessen Be-

triebsamkeit, dessen Besitzungen, und dessen auswärtige Verbindungen einen kräftigen Schutz erfordern. Ich finde in diesem Vorschlage jene Vertheilung der Gewalt, welche mit den wahren und konstitutionellen Grundsätzen der Freyheit und der Monarchie am angemessensten zu seyn scheint; welche am fähigsten ist, die Geisel des Krieges zu entfernen; und welche für das Volk am vortheilhaftesten ist: vorzüglich jetzo, wo man dasselbe über diese methaphysische Frage irre zu führen sucht; da doch Diejenigen, welche, zu Vertheidigung des Volkes unzertrennlich vereinigt, über diesen Punkt zwar verschiedener Meynung sind, aber von denselben Grundsätzen ausgehen. Jetzt, da man das Volk zu überreden sucht, Diejenigen allein seyen seine Freunde, welche Herrn Barnaves Vorschlag annehmen: jetzo habe ich geglaubt, es sey nöthig, daß eine entgegengesetzte Meynung, geradezu, von einem Manne vertheidigt werde, welcher, durch eigene Erfahrung, und durch eigene Arbeiten, mit der Freyheit bekannt geworden ist, und welcher nicht der Popularität Eines Tages diejenigen Meynungen aufopfern mag, die er für die nützlichste hält.

Graf Mirabeau. Unstreitig hat man viel gewonnen, um entgegengesetzte Meynungen zu vereinigen, wenn man genau weiß, worinn man überein kommt, und worinn man voneinander verschieden denkt. Freundschaftliche Debatten sind mehr werth, und man wird durch dieselben leichter miteinander einig, als durch verläumderische Anspielungen; durch unsinnige Beschuldigungen; durch den Haß des Neides; und durch die Ränke des Hasses und der Bosheit. Man breitet, seit acht Tagen, aus: derjenige Theil der Nationalver-

sammlung, welcher die Einstimmung des königlichen Willens zu der Kriegs- und Friedenserklärung verlangt, tödte die öffentliche Freyheit; man streut treulose Gerüchte von Bestechung aus; man ruft die Rache des Volkes an, um über die Meynungen zu tyrannisiren. Mich, auch mich, hat vor einigen Tagen das Volk im Triumphe tragen wollen; und jetzo verkauft man in den Strassen: Die große Verrätherey des Grafen von Mirabeau. Für mich bedurfte es dieser Lehre nicht, um einzusehen, daß der Tarpeyische Felsen in der Nähe des Kapitoliums liege. Aber der Mann, welcher für die Vernunft und für das Vaterland streitet, hält sich nicht so leicht für überwunden. Derjenige, welchem sein Gewissen sagt, daß er sich um sein Land verdient gemacht habe, und daß er demselben noch ferner nützlich seyn werde; ein solcher Mann begnügt sich nicht mit einer eiteln Berühmtheit. Er verachtet den Triumph eines Tages, und sucht bleibenden Ruhm. Ein solcher Mann trägt die Belohnung seiner Verdienste, den Genuß seiner Bemühungen, und den Preis seiner Gefahren, in seinem eigenen Busen verschlossen. Er erwartet seine Erndte, sein Schicksal, das einzige Schicksal, woran ihm etwas liegt, das Schicksal seines Namens, von der Zeit; von diesem unbestechlichen Richter, welcher Jedem Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ich trete also noch einmal auf den Kampfplatz, bewaffnet mit meinen Grundsätzen, und mit dem Bewußtseyn eines reinen Gewissens. Auch ich will jetzt den Punkt anzeigen, auf den es ankommt. Ich will denselben so klar als möglich darstellen; und ich bitte meine Widersacher, daß sie mich, sobald sie mich nicht verstehen, anhalten mögen, da-

mit ich mich deutlicher ausdrücken könne. Denn ich bin fest entschlossen, die so oft wiederholten Vorwürfe, von Ausflüchten, von Spitzfindigkeiten und Durcheinanderwerfung, von mir abzulehnen. Und, wenn es nur von mir abhängt, so soll der heutige Tag zeigen, wer unter uns am aufrichtigsten ist. Herr Barnave hat mir die Ehre angethan, mir, und sonst Niemand als mir, zu antworten. Ich will jetzt seinen Talenten dieselbe Achtung bezeugen (und sie verdienen diese Achtung mehr als die meinigen) ich will suchen ihn zu widerlegen. Herr Barnave, Sie sagen: wir hätten zwey, von einander getrennte, Arten von Gewalt festgesetzt; eine für die Handlung, die andere für den Willen. Dieses läugne ich. Freylich ist die ausübende Gewalt, in allem was Handlung betrift, von der gesetzgebenden Gewalt sehr verschieden; aber es ist nicht wahr, daß der gesetzgebende Körper ganz von der ausübenden Gewalt getrennt sey; nicht einmal in dem Ausdrucke des allgemeinen Willens. Sie haben gesagt: „Alles was in der Kriegserklärung bloßer Wille ist, muß hier, wie in allem Uebrigen zu seinem natürlichen Grundsatze zurückkehren, und kann von Niemand anders, als von dem gesetzgebenden Körper ausgesprochen werden.“ Hier halte ich Sie an, und ich entdecke Ihren Trugschluß, durch ein Wort welches Sie selbst gesagt haben: folglich können Sie mir nicht entgehen. In Ihrer Rede schreiben Sie den Ausspruch des allgemeinen Willens zu .... Wem dann? .... der gesetzgebenden Gewalt, und bald nachher dem gesetzgebenden Körper. Hier rufe ich Sie zur Ordnung! Sie haben gegen die Konstitution verbrochen! Wenn sie behaupten, der gesetzgebende Kör-

per und die gesetzgebende Gewalt sey einerley; so stoßen Sie hiedurch alle Gesetze um, die wir gegeben haben. Wenn in Kriegssachen, zum Ausdrucke des allgemeinen Willens weiter nichts nothwendig ist, als ein Ausspruch des gesetzgebenden Körpers; wenn demzufolge der König, weder Antheil, noch Einfluß, noch Kontrolle, noch irgend etwas von demjenigen hat, was wir der ausübenden Gewalt zugestanden haben; so bekommen Sie in der Gesetzgebung zwey ganz verschiedene Grundsätze; einen für die gewöhnliche Gesetzgebung, den andern für die Gesetzgebung zu Kriegszeiten, mitten in der schrecklichsten Krise, die nur einen politischen Körper erschüttern kann. Bald hätten Sie, zu dem Ausdrucke des allgemeinen Willens, die Einstimmung des Monarchen vonnöthen; und bald hätten Sie derselben nicht vonnöthen . . . . . und dennoch sprechen Sie von Gleichheit, von Einheit, von Uebereinstimmung in der Konstitution! Es scheint mir, meine Herren, daß der schwierige Punkt nunmehr hinlänglich bekannt ist, und daß Herr Barnave die eigentliche Frage gar nicht eingesehen habe. Nunmehr würde es ein zu leichter Triumph seyn, ihm in das Detail zu folgen, in welchem er zwar große Talente, aber niemals die geringste Kenntniß eines Staatsmannes oder menschlicher Dinge gezeigt hat. Er hat gegen die Uebel deklamirt, welche die Könige thun können und gethan haben; aber er hat sich wohl gehütet zu bemerken, daß, vermöge unserer Konstitution, der Monarch nunmehr kein Despot mehr seyn, und nichts mehr willkührlich unternehmen kann; und er hat sich noch mehr gehütet, von Volksaufläufen zu sprechen.

Nach diesen schönen Reden, über eine für das ganze

menschliche Geschlecht so höchst wichtige Frage, beschloß die Nationalversammlung Folgendes:

1. „Daß das Recht des Friedens und des Krieges der Nation zugehöre, und daß der Krieg, nicht anders als durch einen Beschluß der Nationalversammlung, welcher, zufolge einer förmlichen und nothwendigen Vorstellung des Königs gefaßt worden, erklärt werden könne; daß aber diese Erklärung nachher, von dem Könige genehmigt werden müsse."

2. „Daß die Sorge für die äussere Sicherheit des Königreiches zu wachen, so wie auch dessen Rechte und dessen Besitzungen zu erhalten, durch die Konstitution, dem Könige übertragen sey. Daß demzufolge nur Er allein politische Verbindungen ausser dem Reiche unterhalten: Negotiationen führen; die Agenten derselben wählen; und Kriegszurüstungen machen könne, welche mit den Kriegszurüstungen der benachbarten Staaten im Verhältnisse stünden: daß auch Er allein die Landmacht und die Seemacht nach Gutdünken vertheilen, und im Falle eines Krieges, solle leiten können."

3. „Wenn Feindseligkeiten zu besorgen wären, oder schon angefangen hätten; wenn einem Verbündeten beygestanden, oder, durch die Gewalt der Waffen, ein Recht erhalten werden müßte: so wird der König, ohne irgend einigen Aufschub, dem gesetzgebenden Körper die Ursache und die Bewegungsgründe bekannt machen, und wenn der gesetzgebende Körper Ferien hat, so soll er sogleich versammelt werden." a)

---

a) Herr Necker hat deutlich bewiesen, daß dieser Artikel, nebst den folgenden, entweder Unsinn, oder einen höchst lächerlichen Widerspruch enthalte. Necker du Pouvoir exécutif. T. 1. pag. 281.

4. „Sollte, nach dieser Bekanntmachung, der gesetzgebende Körper finden, daß die angefangenen Feindseligkeiten ein sträflicher Angriff der Minister, oder irgend eines Agenten der ausübenden Gewalt seyen: so soll der Urheber eines solchen Angriffs, als des Verbrechens der beleidigten Nation schuldig, angeklagt und gerichtet werden. Zu diesem Ende erklärt die Versammlung: daß die französische Nation allen Eroberungen entsage, und daß sie niemals ihre Macht gegen die Freyheit irgend eines Volkes anwenden wolle."

5. „Wenn, nach einer solchen Bekanntmachung, der gesetzgebende Körper entscheidet, daß der Krieg nicht Statt haben solle: so soll die ausübende Gewalt gehalten seyn, sogleich die nöthigen Maßregeln zu nehmen, um alle Feindseligkeiten zu verhindern oder aufhören zu machen, und die Minister sollen für die Ausführung dieses Befehls verantwortlich seyn."

6. „Jede Kriegserklärung soll in folgenden Ausdrücken geschehen: „Im Namen des Königs der Frankreicher, und im Namen der Nation."

7. „Während des ganzen Krieges soll der gesetzgebende Körper die ausübende Gewalt ersuchen können, Friedensunterhandlungen anzufangen, und die ausübende Gewalt soll gehalten seyn, auf dieses Ersuchen Rücksicht zu nehmen."

8. „In dem Augenblicke, da der Krieg aufhören wird, soll der gesetzgebende Körper die Zeit bestimmen, in welcher diejenigen Truppen, welche über den gewöhnlichen Friedensstand geworben worden sind, verabschiedet, und die Arme auf ihren beständigen festgesetzten Fuß zurückgebracht werden muß. Der Sold dieser Truppen soll nur bis zu dem bestimmten Zeit-

punkte fortdauren: und wenn, nach dieser Zeit, die ausserordentlichen Truppen noch versammelt bleiben; so soll der Minister verantwortlich seyn, und als ein Verbrecher der beleidigten Nation behandelt werden.“

9. „Es gehört dem Könige zu, alle Friedensverträge, Bündnisse, Kommerztraktaten, und andere Unterhandlungen, welche er zum Besten des Staates für nöthig halten möchte, mit den fremden Mächten zu schließen und zu unterzeichnen. Aber diese Verträge und Konventionen sollen nicht eher gültig seyn, als bis dieselben von dem gesetzgebenden Körper ratifizirt seyn werden.“

Die Berathschlagung der Nationalversammlung über diese wichtige Frage hat in Paris alle Köpfe erhitzt. Hin und wieder verübte das Volk mehr oder weniger große Ausschweifungen. Ein Offizier, welcher, in den Thuillerien, keine Nationalkokarde hatte tragen wollen, wurde von dem Pöbel nach dem großen Wasserbehältnisse zugeführt, um, wie man sich ausdrückte, die bürgerliche Taufe zu erhalten. Einige junge Patrioten brachen, mit Gewalt, in das Magazin des Buchhändlers Gattey, im Palais Royal, und verbrannten die noch unverkauften Stücke der Actes des Apôtres, eines aristokratischen Journals. So lange die Berathschlagung dauerte, war alle Tag der Garten der Thuillerien, vor dem Hause in welchem die Nationalversammlung ihre Sitzungen hielt, mit einer unzählbaren Menge Menschen angefüllt, und als endlich, am zwey und zwanzigsten May, obiger Beschluß gefaßt, und dem versammelten Volke bekannt gemacht wurde: da entstand ein lautes Jubel und Freudengeschrey, gleichsam als wie nach einer gewonnenen Schlacht. Der Pöbel trug Herrn Barnave, im

Triumphe, auf den Schultern, nach Hause, und in der Nacht waren sehr viele Häuser erleuchtet.

Der vier und zwanzigste May, der darauf folgende Montag, war ein sehr unruhiger Tag. Drey Beutelschneider speißten bey einem Garkoche, nahe an dem königlichen Garten. Nach geendigter Mahlzeit bezahlten sie ihre Zeche, steckten aber die silbernen Löffel und Gabeln in ihre Taschen, und legten, statt derselben, kupferne mit Silber belegte Löffel und Gabeln, auf den Tisch. Dann verließen sie das Haus, und setzten sich in einen Kahn, um schnell über den Fluß zu fahren. Der Betrug wurde entdeckt. Man setzte ihnen nach; man sah sie in dem Kahne, und man rief den, am gegenüberstehenden Ufer befindlichen Leuten zu, sie fest zu halten. Sie wurden festgenommen, und von einem Detaschement der Nationalgarden vor einen Richter, nach der Vorstadt St. Antoine, geführt. Der Richter befahl, daß man sie nach den Gefängnissen des Chatelet bringen solle. Das, vor dem Hause des Richters versammelte Volk, empfängt sie mit Auspfeifen und Auszischen, und verfolgt sie, in großer Menge, durch die Straßen. Plötzlich breitet sich unter dem Haufen das Gerücht aus: Einer von den Beutelschneidern habe gesagt: „Nach dem Chatelet? O! da werden wir nur wenige Tage bleiben; dann wird man uns loslassen, und uns noch Geld dazu schenken." Dieses Gerücht setzte den Pöbel in Wuth. Rasend drängte man sich von allen Seiten auf die Beutelschneider zu. Der Pöbel ergriff sie, schleppte sie fort, und hängte sie alle drey auf. Bey einem von ihnen brach

der Strick. Er fiel herunter, und wurde nunmehr von dem Volke mit Prügeln geschlagen, und mit Steinen vollends todt geworfen.

Am folgenden Tage fuhr der Pöbel mit diesen schrecklichen Hinrichtungen fort. Ein Mann, von welchem man vorgab, daß er einen Sack mit Waizen gestohlen hätte, wurde von dem Volke aufgehängt. Die Bürgermiliz suchte vergeblich diese Mordthat zu verhindern. In demselbigen Augenblicke erschien la Fayette zu Pferde, begleitet von einem einzigen Adjutanten. Er näherte sich, und befahl dem Adjutanten den Strick abzuschneiden. Dieser drängte sich durch den lärmenden und tobenden Pöbel, schnitt den Strick ab, und der Gehängte fiel auf die Erde. Ein rasender Kerl unter dem Haufen hob den Arm in die Höhe, um ihn todt zu schlagen; einige andere ergriffen ihn, um ihn noch einmal aufzuhängen. La Fayette hielt eine Anrede an das Volk. Er stellt demselben vor, daß es dem Gesetz gehorchen, und Niemand für schuldig halten, vielweniger aufhängen müsse, den nicht das Gesetz für schuldig erklärt habe. Während er sprach, rief einer aus dem Pöbel: „Hängt! Hängt immer fort! und höret nicht auf das Geschwätz!“ La Fayette reitet auf den Kerl zu, ergreift ihn bey dem Kragen, und ruft dem Haufen zu: „es ist ehrenvoll, dem Gesetze nicht nur zu gehorchen, sondern demselben auch, im Fall der Noth, hülfreiche Hand zu leisten.“ Dann führt er den Kerl selbst, nach dem ganz nahe dabey liegenden Gefängnisse des Chatelet, kommt zurück, und hält abermals eine Anrede an das, über seinen Muth erstaunte Volk, welches bald nachher ruhig aus

Triumphe, auf den Schultern, nach Hause, und in der Nacht waren sehr viele Häuser erleuchtet.

Der vier und zwanzigste May, der darauf folgende Montag, war ein sehr unruhiger Tag. Drey Beutelschneider speißten bey einem Garkoche, nahe an dem königlichen Garten. Nach geendigter Mahlzeit bezahlten sie ihre Zeche, steckten aber die silbernen Löffel und Gabeln in ihre Taschen, und legten, statt derselben, kupferne mit Silber belegte Löffel und Gabeln, auf den Tisch. Dann verließen sie das Haus, und setzten sich in einen Kahn, um schnell über den Fluß zu fahren. Der Betrug wurde entdeckt. Man setzte ihnen nach; man sah sie in dem Kahne, und man rief den, am gegenüberstehenden Ufer befindlichen Leuten zu, sie fest zu halten. Sie wurden festgenommen, und von einem Detaschement der Nationalgarden vor einen Richter, nach der Vorstadt St. Antoine, geführt. Der Richter befahl, daß man sie nach den Gefängnissen des Chatelet bringen solle. Das, vor dem Hause des Richters versammelte Volk, empfängt sie mit Auspfeifen und Auszischen, und verfolgt sie, in großer Menge, durch die Straßen. Plötzlich breitet sich unter dem Haufen das Gerücht aus: Einer von den Beutelschneidern habe gesagt: „Nach dem Chatelet? O! da werden wir nur wenige Tage bleiben; dann wird man uns loslassen, und uns noch Geld dazu schenken.“ Dieses Gerücht setzte den Pöbel in Wuth. Rasend drängte man sich von allen Seiten auf die Beutelschneider zu. Der Pöbel ergriff sie, schleppte sie fort, und hängte sie alle drey auf. Bey einem von ihnen brach

der Strick. Er fiel herunter, und wurde nunmehr von dem Volke mit Prügeln geschlagen, und mit Steinen vollends todt geworfen.

Am folgenden Tage fuhr der Pöbel mit diesen schrecklichen Hinrichtungen fort. Ein Mann, von welchem man vorgab, daß er einen Sack mit Waizen gestohlen hätte, wurde von dem Volke aufgehängt. Die Bürgermiliz suchte vergeblich diese Mordthat zu verhindern. In demselbigen Augenblicke erschien la Fayette zu Pferde, begleitet von einem einzigen Adjutanten. Er näherte sich, und befahl dem Adjutanten den Strick abzuschneiden. Dieser drängte sich durch den lärmenden und tobenden Pöbel, schnitt den Strick ab, und der Gehängte fiel auf die Erde. Ein rasender Kerl unter dem Haufen hob den Arm in die Höhe, um ihn todt zu schlagen; einige andere ergriffen ihn, um ihn noch einmal aufzuhängen. La Fayette hielt eine Anrede an das Volk. Er stellt demselben vor, daß es dem Gesetz gehorchen, und Niemand für schuldig halten, vielweniger aufhängen müsse, den nicht das Gesetz für schuldig erklärt habe. Während er sprach, rief einer aus dem Pöbel: „Hängt! Hängt immer fort! und höret nicht auf das Geschwätz!“ La Fayette reitet auf den Kerl zu, ergreift ihn bey dem Kragen, und ruft dem Haufen zu: „es ist ehrenvoll, dem Gesetze nicht nur zu gehorchen, sondern demselben auch, im Fall der Noth, hülfreiche Hand zu leisten.“ Dann führt er den Kerl selbst, nach dem ganz nahe dabey liegenden Gefängnisse des Chatelet, kommt zurück, und hält abermals eine Anrede an das, über seinen Muth erstaunte Volk, welches bald nachher ruhig aus

einander geht, und alle Straßen von Paris mit dem Geschrey erfüllt: „Hoch lebe unser General! Hoch lebe la Fayette!“

Die Ursache dieser traurigen Vorfälle waren die ungegründeten Gerüchte, welche man gegen das Gericht des Chatelet unter dem Volke ausgestreuet hatte. Das Chatelet beschäftigte sich mit der Untersuchung der Greuelthaten, welche, am fünften und sechsten Oktober, zu Versailles vorgefallen waren. Daher lag der Orleansschen Parthie, welche sich vor dem Resultate dieser Untersuchung fürchtete, sehr viel daran, nicht nur dem Gerichte allen Kredit der Rechtschaffenheit bey dem Volke zu benehmen, sondern auch, wo möglich, das Gericht zu zwingen, aus Furcht vor dem Pöbel, auseinander zu gehen, und die ganze Untersuchung liegen zu lassen. Man gab vor: die Menge von Dieben und Räubern, von denen damals Paris voll war, würden nicht gestraft, sondern von den Richtern nach einiger Zeit freygelassen, und dabey, sagte man, erhielten sie noch Geld, als eine Aufmunterung, um ihre Räubereyen fortzusetzen. Um einen so ungegründeten Vorwurf zu widerlegen, erschien der oberste Richter des Chatelet vor der Nationalversammlung, und hielt folgende Rede:

„Meine Herren! Keiner von uns, kein guter Bürger des Staates, ist über die Vorfälle der vergangenen Tage ungerührt geblieben. Aber das Volk, welches in seinem Betragen immer ein Gefühl von Gerechtigkeit zeigt, irrt sich oft in der Anwendung dieses Gefühls. Das Volk, das sich in der Empfindung der Leiden, welche es drücken, nicht irren kann, irrt sich oft, wenn es Diejenigen angeben will, denen es

diese Leiden zuschreiben zu müssen glaubt. Man hat ausgestreut, das Chatelet richte die Schuldigen nicht; die Räuber würden eben so schnell frey gelassen als gefangen; und sie erhielten sogar noch Geld, um ihre Räubereyen auf's Neue fortzusetzen. Es giebt Beschuldigungen, deren Falschheit zu beweisen nicht einmal nöthig ist: aber, als Mitglied des Chatelet, muß ich diesen Gerichtshof über die Langsamkeit rechtfertigen, welche man ihm vorwirft. Die gewöhnliche Anzahl der Gefangenen war niemals mehr als 350 gewesen; jetzt sind ihrer über acht hundert. Die Anzahl ist so groß, daß nicht mehr Gefängnisse genug vorhanden sind, um alle aufzubewahren. Daher hat man sich genöthigt gesehen, 260 Gefangene nach dem Hotel de la Force zu bringen. Verschiedene Ursachen haben dazu beygetragen, die Zahl der Gefangenen zu vermehren. Ich spreche nicht einmal von dem öffentlichen Elende; denn niemals hat das Volk zu Paris dasselbe standhafter ertragen. Aber es werden jetzt nach den Gefängnissen des Chatelet viele Verbrecher gebracht, welche vormals von der Polizey gerichtet wurden, und deren Strafe darinn bestand, daß man sie auf einige Zeit zu Bicetre, im Hotel de la Force, oder in einem andern Zuchthause, einsperrte. Dieses willkührliche Gericht ist jetzt abgeschaft, und ein gerechtes Volk, ein Volk für welches Sie so viele weise Gesetze gegeben haben, sollte nicht die Anzahl der Gefangenen der Nachläßigkeit der Richter zuschreiben, da die Ursache dieser Zunahme eine Schutzwehr seiner Freyheit ist. Es ist zuverläßig, meine Herren, daß in die Gefängnisse des Chatelet um zwey Drittheile mehr Gefangene gebracht worden sind, als in den vo-

rigen Jahren, und das täglich wenigstens zwölf bis funfzehn Gefangene dahin gebracht werden. Auch die neue Einrichtung der Kriminaljustiz, (welche von Ihnen so weise eingeführt worden ist, welche aber so lange unvollkommen bleiben muß, als das Gericht der Geschwornen (Jurys) noch nicht festgesetzt seyn wird) erlaubt nicht die vormalige Eilfertigkeit in den Urtheilen. Man konnte vormals in jeder Sitzung über acht Prozesse vortragen; jetzt kaum zwey. Aber wenn das öffentliche Referiren der Prozesse, wenn das geheiligte Recht der Vertheidigung, welches jetzt jedem Angeklagten zugestanden wird; wenn diese der Schnelligkeit der Kriminal-Instruktion entgegen sind: so verhindern sie auch die Uebereilung und den Irrthum des Richters; und ein erleuchtetes Volk sollte nicht von den Vorzügen einer neuen Gesetzgebung die Unbequemlichkeiten trennen wollen, welche eine nothwendige Folge derselben seyn müssen. Endlich, meine Herren, muß ich Ihnen auch noch sagen, warum es scheint, daß jetzt die Verurtheilungen seltener sind: denn auch auf diesen Gegenstand ist das Mißtrauen des Volkes, oder vielmehr die Oberaufsicht desselben, geleitet worden. Die Gefangenen haben jetzt die Freyheit erhalten, von dem Anfange der Instruktion an einen Advokaten zu Rath ziehen zu dürfen. Davon ist die Folge, daß der Angeklagte selten, oder eigentlich niemals, sein Verbrechen eingesteht. Auch die Zeugen, welche nicht gewohnt sind öffentlich ihr Zeugniß abzulegen, werden zurückhaltender in ihrer Aussage. Ich will eben nicht behaupten, daß vormals, da die Aussage geheim gehalten wurde, dieselbe zuverläßiger gewesen sey: aber vielleicht sind die Zeugen furchtsamer; vielleicht (ich

will es annehmen) macht das neue Schauspiel einen grössern Eindruck auf sie. In welcher Lage befindet sich denn jetzt der Richter? In der folgenden. Ein Dieb wird angehalten und man findet das Gestohlne bey ihm. Dieser Fall scheint doch überzeugend genug! Indessen, meine Herren, läugnet der Angeklagte, daß er gestohlen habe; er behauptet, es habe ihm jemand aufgetragen, das gestohlne Stück zu verwahren. Dagegen kann man ihm nichts, als das Zeugniß seines Angebers, entgegen setzen; und auf diese Weise entgeht er der Strafe. Als Mensch ist der Richter überzeugt: aber als Magistratsperson darf er den Schuldigen nicht verdammen."

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht zu Paris, daß der Graf Charles de Lameth, dessen ränkevoller Karakter allgemein bekannt war, die Stelle eines Generalkommandanten der Pariser Bürgermiliz zu erhalten, und Herrn de la Fayette aus derselben zu verdrängen suche. Um dieses Gerücht zu widerlegen, schrieb Lameth an la Fayette folgenden Brief:

„Mein Herr! Ich erfahre, daß der Unterschied, welcher sich, seit einiger Zeit, in der Nationalversammlung zwischen unsern Meynungen gezeigt hat, und vorzüglich in der Berathschlagung über das Recht Krieg und Frieden zu erklären, die Ursache gewesen ist, aus welcher man in Paris allgemein das Gerücht verbreitete, als suchte ich Ihre Stelle als Befehlshaber der Pariser Bürgermiliz einzunehmen. So entfernt ich auch bin, zu glauben, daß man auf mich die Augen werfen könnte, und so großen Werth ich auf alle Eh-

renstellen setze, welche man der Wahl seiner Mitbürger zu verdanken haben kann: so bin ich mir doch selbst schuldig, zu erklären, daß ich niemals einen solchen Gedanken gehabt habe, und daß, wenn mir diese Stelle angetragen werden sollte, ich dieselbe ausschlagen würde. Ohne den geringsten Ehrgeiz, und mit dem festen Entschlusse, niemals irgend eine Stelle anzunehmen, habe ich mich der Vertheidigung der Freyheit gewidmet, und ich werde nicht aufhören für sie zu arbeiten, bis die Konstitution, welche uns dieselbe zusichert, nach eben den Grundsätzen geendigt seyn wird, nach denen sie angefangen worden ist. Ich würde mich schämen, wenn irgend etwas in meiner Aufführung jemals den Verdacht bestätigen könnte, daß ein persönliches Interesse mich geleitet habe."

„Karl de Lameth."

P. S. Sie werden es ganz natürlich finden, daß zu einer Zeit, in welcher meine Gesinnungen, durch heimliche Maßregeln und durch verläumderische Reden, verdächtig gemacht werden, ich dieselben so öffentlich vertheidige, als es sich für meinen Karakter schickt."

La Fayette antwortete: „Mein Herr! Ich sehe nicht ein, was das Kommando über die Bürgermiliz, oder irgend ein Gerücht von ihrer Ernennung zu dieser Stelle, mit einigem Unterschied in unsern Meynungen über zwey Beschlüsse gemein haben sollte; um so viel weniger, da Sie selbst zuletzt meiner Meynung beystimmten. Aber ich hoffe, daß die Freunde der Freyheit über die wahren Grundsätze jederzeit einig seyn werden; und ich hoffe ferner, daß dieselben auch über die besten Mittel die Konstitution zu befestigen einig seyen."

Lameth erwiederte: „Mein Herr! Als die Nothwendigkeit, ein beleidigendes Gerücht zu widerlegen, mir es zur Pflicht machte, die Ehre zu haben an Sie zu schreiben, da sah ich nicht voraus, daß ihre Antwort mich in die unumgängliche Nothwendigkeit versetzen würde, Ihnen noch einmal antworten zu müssen. Ich gestehe gerne, daß es mir unbegreiflich ist, wie Sie glauben können, daß ich, in der Frage über Krieg und Frieden, endlich ihrer Meynung beygestimmt hätte; da ich doch dem Vorschlage des Herrn von Mirabeau nicht eher nachgab, als nachdem mein Bruder und Herr Freteau den ersten Artikel verändert hatten. Ich hoffe, mit Ihnen, mein Herr, daß die Freunde der Freyheit niemals aufhören werden, über die wahren Grundsätze, welche die Nationalversammlung anerkannt hat, einig zu seyn. Was aber die Mittel betrift, die Konstitution zu befestigen; so sind die meinigen, welche jederzeit offen lagen und offen liegen werden, Wahrheit, Aufrichtigkeit und Standhaftigkeit. Ich habe die Ehre u. s. w."

In den Provinzen hatten die Frevelthaten des Pöbels noch nicht aufgehört. Am zwanzigsten May kam zu Bordeaux ein Irrländischer Priester, mit dem Postwagen, von Toulouse an. Der Pöbel hielt ihn, weil er geistliche Kleidung trug, für einen fanatischen Flüchtling von Montauban. Er wurde daher angehalten, und man beschloß, ihn ohne Verzug an die Laterne aufzuhängen. Einige Personen unter dem Haufen baten, daß der Unglückliche zuerst nach dem Herzoge von Duras, dem Generalkommandanten der

renstellen setze, welche man der Wahl seiner Mitbürger zu verdanken haben kann: so bin ich mir doch selbst schuldig, zu erklären, daß ich niemals einen solchen Gedanken gehabt habe, und daß, wenn mir diese Stelle angetragen werden sollte, ich dieselbe ausschlagen würde. Ohne den geringsten Ehrgeiz, und mit dem festen Entschlusse, niemals irgend eine Stelle anzunehmen, habe ich mich der Vertheidigung der Freyheit gewidmet, und ich werde nicht aufhören für sie zu arbeiten, bis die Konstitution, welche uns dieselbe zusichert, nach eben den Grundsätzen geendigt seyn wird, nach denen sie angefangen worden ist. Ich würde mich schämen, wenn irgend etwas in meiner Aufführung jemals den Verdacht bestätigen könnte, daß ein persönliches Interesse mich geleitet habe."

„Karl de Lameth."

P. S. Sie werden es ganz natürlich finden, daß zu einer Zeit, in welcher meine Gesinnungen, durch heimliche Maßregeln und durch verläumderische Reden, verdächtig gemacht werden, ich dieselben so öffentlich vertheidige, als es sich für meinen Karakter schickt."

La Fayette antwortete: „Mein Herr! Ich sehe nicht ein, was das Kommando über die Bürgermiliz, oder irgend ein Gerücht von ihrer Ernennung zu dieser Stelle, mit einigem Unterschied in unsern Meynungen über zwey Beschlüsse gemein haben sollte; um so viel weniger, da Sie selbst zuletzt meiner Meynung beystimmten. Aber ich hoffe, daß die Freunde der Freyheit über die wahren Grundsätze jederzeit einig seyn werden; und ich hoffe ferner, daß dieselben auch über die besten Mittel die Konstitution zu befestigen einig seyen."

Lameth erwiederte: „Mein Herr! Als die Nothwendigkeit, ein beleidigendes Gerücht zu widerlegen, mir es zur Pflicht machte, die Ehre zu haben an Sie zu schreiben, da sah ich nicht voraus, daß ihre Antwort mich in die unumgängliche Nothwendigkeit versetzen würde, Ihnen noch einmal antworten zu müssen. Ich gestehe gerne, daß es mir unbegreiflich ist, wie Sie glauben können, daß ich, in der Frage über Krieg und Frieden, endlich ihrer Meynung beygestimmt hätte; da ich doch dem Vorschlage des Herrn von Mirabeau nicht eher nachgab, als nachdem mein Bruder und Herr Freteau den ersten Artikel verändert hatten. Ich hoffe, mit Ihnen, mein Herr, daß die Freunde der Freyheit niemals aufhören werden, über die wahren Grundsätze, welche die Nationalversammlung anerkannt hat, einig zu seyn. Was aber die Mittel betrift, die Konstitution zu befestigen; so sind die meinigen, welche jederzeit offen lagen und offen liegen werden, Wahrheit, Aufrichtigkeit und Standhaftigkeit. Ich habe die Ehre u. s. w."

In den Provinzen hatten die Frevelthaten des Pöbels noch nicht aufgehört. Am zwanzigsten May kam zu Bordeaux ein Irrländischer Priester, mit dem Postwagen, von Toulouse an. Der Pöbel hielt ihn, weil er geistliche Kleidung trug, für einen fanatischen Flüchtling von Montauban. Er wurde daher angehalten, und man beschloß, ihn ohne Verzug an die Laterne aufzuhängen. Einige Personen unter dem Haufen baten, daß der Unglückliche zuerst nach dem Herzoge von Duras, dem Generalkommandanten der

Bürgermiliz von Bordeaux, geführt werden möchte. Aber die Uebrigen hielten dafür, dieses würde viel zu umständlich seyn, und daher brachten sie ihn nach dem National-Kaffehause, um ihn vor der Thür desselben aufzuhängen. Man hielt Gericht über ihn, das Todesurtheil wurde ihm vorgelesen, und der Laternenpfahl, welcher seinem Leben ein Ende machen sollte, ward ihm gezeigt. Mehr als zehn tausend Personen waren versammelt, und alle schrien mit einer Stimme: „Hängt ihn! Hängt ihn! Hängt ihn auf!" Endlich drängte sich ein Mann mit Gewalt durch den Haufen, und bat nochmals, daß man den Gefangenen nach dem Herzoge von Duras bringen möge. Der Pöbel willigte ein, und der Gefangene wurde nach dem General geführt. Dieser fragte ihn aus. Der erschrockene Priester stammelte zitternd wenige, abgebrochene und unverständliche Worte. Nun wurden seine Papiere untersucht; und da fand sich, daß er gar nicht von Montauban gekommen war. Der General beschloß hierauf, ihn nach dem Rathhause bringen zu lassen. Die vor seinem Hause versammelte unzählbare Volksmenge verlangte indessen, mit wüthendem Geschrey, den Gefangenen, und drohte denselben aufzuhängen. Um diesen Unglücklichen zu retten, stellte sich der Herzog von Duras, ganz allein, dem rasenden Haufen entgegen. Sobald er unter seiner Hausthüre sich zeigt, entsteht das tiefste Stillschweigen, und nunmehr spricht der Herzog: „Dieser Abbe scheint mir unschuldig. Indessen will ich ihn, allein, und zu Fuße, vor Euren Augen, nach dem Bürgerrathe hinbringen. „Ich verlange keine Wache. Ich überliefere mich Euch. Schwöret mir, daß ihr vor mir herge-

hen und mir gehorchen wollt.“ Der ganze Haufe streckt, an Eides statt, die Arme gen Himmel, und klatscht nachher dem General lauten Beyfall zu. Hierauf begiebt sich der Herzog in sein Haus zurück, spricht dem zitternden Priester Muth ein, und versichert denselben, daß er ihn unter seinen Schutz nehme. Der Zug nach dem Rathhause gieng ganz ruhig vor sich. Der Bürgerrath verhörte den Geistlichen, fand denselben unschuldig, und bat ihn, sich zu erholen. Hierauf hielt der General abermals eine Anrede an das in ungeheurer Menge versammelte Volk; und dieses begab sich ruhig nach Hause.

Der Geldmangel war zu Paris ausserordentlich groß. Und dieses schien um so viel unbegreiflicher, da, seit kurzer Zeit, in den verschiedenen Münzen des Königreiches, über hundert und zwanzig Millionen Livres Silbergeld ausgeprägt worden waren. Zu Paris allein hatte man für drey und zwanzig Millionen Livres ausgeprägt.

Der General Paoli wurde von seinen Landsleuten in Korsika, mit dem allergrösten Enthusiasmus aufgenommen. Sie übergaben ihm nicht nur das Generalkommando der Bürgermiliz, sondern sie wollten ihn auch zum Präsidenten der Abtheilung (Département) erwählen. Er aber weigerte sich; weil es, wie er sagte, für die Freyheit gefährlich werden könnte, wenn die oberste Zivilstelle und die oberste kriegerische Gewalt in Einer Person sich vereinigt befänden. Hierauf bot ihm die Abtheilung eine jährliche Besoldung von fünfzigtausend

Livres an, und beschloß, ihm eine Ehrensäule zu setzen. Beyde Anerbietungen lehnte Paoli, durch folgende Rede, von sich ab: „Nicht aus Stolz schlage ich die großmüthige Anerbietung aus, welche Sie mir thun. Der Zustand Ihrer Finanzen erlaubt Ihnen nicht, mir die Besoldung zu bezahlen, welche Sie mir bestimmten. Ich habe mir etwas erspart, ich besitze selbst ein kleines Vermögen, und ich werde immer genug haben, um als ein einfacher Bürger des Staates zu leben; um Ihnen meine Dienste zu widmen; um für die Ordnung zu sorgen; und um die Konstitution aufrecht zu erhalten. Ich schlage die Ehrensäule aus, welche Sie mir zu errichten anbieten. Das schmeichelhafteste Denkmal für mich, ist die Zuneigung, welche Sie mir beweisen. Glauben Sie mir, meine Herren, verschwenden Sie weder Lobreden noch Ehrensäulen an irgend einen Bürger des Staates, so lange seine Laufbahn noch nicht geendigt ist.“

Am 29sten May erschien Herr Necker in der Nationalversammlung, und las eine lange Abhandlung über die Finanzen vor. Dieser Aufsatz verbreitete die größte Freude über ganz Frankreich. Der Minister machte das schönste Gemählde, von den künftigen Hoffnungen und von den künftigen Aussichten des Reiches. Er verbannte alle Furcht; er schilderte die Hülfsquellen Frankreichs als ungeheuer groß; und er versprach, für das folgende Jahr, statt eines Defizit, eilf Millionen Ueberschuß. „Was für Ideen (sagte er) erweckt nicht schon dieses abgekürzte Verzeichniß unserer ungeheuren Hülfsquellen! Es ist ein Vergnügen dabey, eine solche Schilderung den Freunden, sowohl als den Feinden Frankreichs, vorlegen zu können. Diese Schilderung erhöht noch die Schön-

heit der grossen und heilsamen Erklärung welche Sie von Ihrer Liebe zu dem Frieden, und von Ihrer Abneigung das französische Reich auf irgend eine Weise zu vergrössern, gegeben haben. Was für ein herrliches Reich muß dieses nicht seyn, welches keine gewaltsame Erschütterung, keine Folge von Mißbräuchen, keine innere Uneinigkeit zu Grunde zu richten vermag! Und um diese Mittel anzuwenden, dazu gehört weiter nichts, als Ihr Eifer und Ihre Kenntnisse. Es ist unmöglich diese Kette von Ideen, dieses Bündniß von Kenntnissen, und diese Beschleunigung der Arbeiten nicht zu bewundern, vermöge welcher Sie, auf eine so treffende und so auszeichnende Weise, einen so grossen Raum bereits durchlaufen haben." a)

Der König ließ folgende Proklamation ergehen, welche Herr Necker aufgesetzt hatte:

„Niemals haben wichtigere Zeitumstände gefordert, daß alle Frankreicher sich in einer Denkungsart vereinigen, sich mit Muth an das Gesetz anschliessen, und aus allen ihren Kräften die Gründung der Konstitution befördern sollen. Ich habe Alles gethan, um diese Gesinnungen in allen Bürgern des Staates zu erwecken. Ich habe selbst das Beyspiel des allerunzweydeutigsten Zutrauens in die Stellvertreter der Nation gegeben; und mein beständiger Wunsch ist gewesen, Alles zu thun, was zu dem Glücke meiner Unterthanen, und zu der Wohlfahrt Frankreichs beytragen kann. Sollte es dennoch möglich seyn, daß durch

---

a) Wie treflich sich Herr Necker darauf verstand, der Nationalversammlung zu schmeicheln, so oft er von derselben Geld haben wollte!

Feinde des öffentlichen Wohls, die wichtigen Arbeiten, welche die Nationalversammlung, in Uebereinstimmung mit Mir, beschäftigen, um die Rechte des Volkes fest zu setzen, und das Glück desselben vorzubereiten, gestört werden könnten? daß man sich bemühen könnte das Volk aufzuwiegeln; bald durch ungegründete Schreckbilder und falsche Auslegungen der, von Uns angenommenen oder genehmigten Beschlüsse der Nationalversammlung; bald dadurch, daß man sich untersteht über Meine Gesinnungen Zweifel zu erregen, welche eben so ungegründet als beleidigend sind; bald dadurch, daß man Privatinteresse oder Privatleidenschaften unter den heiligen Namen der Religion versteckt? Eine so sträfliche Widersetzung würde Mich sehr empfindlich betrüben, und zu gleicher Zeit Meinen ganzen Unwillen erwecken. Der beständige Gegenstand Meiner Sorge ist, alle Dinge dieser Art zu unterdrücken, oder demselben zuvorzukommen. Ich habe es sogar Meiner väterlichen Sorgfalt nicht für unwürdig gehalten, auch die Zeichen zu verbieten, welche Zwietracht und Partheigeist verrathen könnten. Darum habe Ich, angetrieben durch diese Betrachtungen, und unterrichtet, daß, an mehrern Orten des Königreiches, einige Personen sich erlaubt hätten Kokarden zu tragen, die von der Nationalkokarde, welche Ich selbst trage, verschieden seyen, geglaubt, daß Ich dieses verbieten müßte, weil ein solche Verschiedenheit unangenehme Folgen haben könnte. Demzufolge verbiete Ich allen Meinen getreuen Unterthanen, in Meinem ganzen Königreiche, irgend eine andere Kokarde zu tragen, als die Nationalkokarde. Ich ermahne alle guten Bürger des Staats, in ihren Re-

den, so wie in ihren Schriften, sich aller Vorwürfe, oder Ausfälle, welche die Gemüther erbittern könnten, zu enthalten, die Zwietracht nicht zu nähren, und zu sträflichen Ausschweifungen keine Veranlassung zu geben."

"LUDWIG."

Die Proklamation des guten Monarchen wurde am Abend in der Nationalversammlung vorgelesen. Nach geendigter Sitzung, begaben sich alle Zuhörer von den Gallerien unter die Fenster des Königs, und dankten ihm, durch Beyfallklatschen und durch ein wiederholtes Jubelgeschrey. Indessen hatten doch die Demokraten an dieser Proklamation sehr vieles auszusetzen. Ihnen gefiel nicht der Ausdruck meine Unterthanen, und sie behaupteten ausserdem: daß, nach den Grundsätzen der neuen Konstitution, der König gar nicht befugt seyn könne, eine solche Proklamation ergehen zu lassen; wenigstens könne eine solche Proklamation niemals als ein Gesetz, sondern bloß allein als ein Wunsch des Königs, als ein Rath, den er seinen Unterthanen gebe, angesehen werden.

Bald nachher verließ der König, seit dem Oktober, zum erstenmal, Paris. Er reiste nach St. Cloud, welches eine kleine deutsche Meile von Paris entfernt liegt. Nach der Abreise des Königs entstand eine schreckliche Gährung. Furcht und Bestürzung waren allgemein. Einige wenige, vernünftige Personen, sahen ein, daß eine Luftveränderung für die Gesundheit des Königs und der königlichen Familie unumgänglich nothwendig sey, und daß diese Reise beweisen werde, die Gefangenschaft des Königs habe aufgehört. An-

dere behaupteten: die Reise des Königs sey weiter nichts als eine List, um sich der Aufsicht der Pariser Bürgermiliz zu entziehen, und den König heimlich aus dem Königreiche wegzuführen.

Indessen gab der Monarch, um zu beweisen, daß auch Er die Abschaffung aller Zeremonien, welche Adelstolz und Etikette erfunden haben, billige, seinem Genealogisten, dem Herrn Cherin, in Rücksicht auf die Personen welche ihm künftig sollten vorgestellt werden können, folgende Verordnung:

„Paris am 4ten Junius 1790.“

„Der König befiehlt mir, mein Herr, Ihnen zu sagen, daß Seine Majestät künftig keine genealogischen Titel mehr von Denjenigen verlange, welche die Ehre haben wollen Ihm vorgestellt zu werden.“

„De St. Priest.“

Die Nationalversammlung ließ den König abermals ersuchen, daß er die für seine jährlichen Ausgaben, oder für die sogenannte Zivilliste, nöthige Summe, zu bestimmen geruhen möchte. Hierauf schrieb der König am neunten Junius, folgenden Brief, an den Präsidenten der Nationalversammlung:

„Mein Herr! Da ich zwischen den Grundsätzen einer strengen Oekonomie, und der Betrachtung, wie groß die Ausgaben sind, welche der Glanz des französischen Throns, und die, dem Oberhaupte einer grossen Nation nöthige Pracht, verlangen, mich schwankend befinde: so hätte ich gewünscht, daß es der National-

versammlung gefallen haben möchte, selbst die, zu Unterhaltung meines Hofes nöthige Summe, zu bestimmen. Ich gebe aber den wiederholten Bitten der Versammlung nach, und übersende Ihnen die Antwort, welche ich Sie derselben mitzutheilen ersuche. Die Ausgaben für den Hof, die unter dem Namen Maison du Roi bekannt sind, begreifen folgende in sich:

1. „Die Ausgaben welche meine Person, die Königin, die Erziehung meiner Kinder, und das Haus meiner Tanten betreffen; und dazu kommt noch die Einrichtung des Hauses meiner Schwester.“

2. „Alle Gebäude welche der Krone gehören.“

3. „Meine Leibwache, welche, nach den der Nationalversammlung vorgelegten Planen, keinen Theil der Armee ausmacht.“

„Alle diese Gegenstände zusammengenommen kosteten noch, ungeachtet der seit meiner Thronbesteigung vorgenommenen Einschränkungen, ein und dreyßig Millionen. Ich glaube daß, wenn die Einkünfte der Parks, der Domainen und Wälder, und der Lustschlösser welche ich behalten werde, dazu gerechnet werden, fünf und zwanzig Millionen, für alle die genannten Ausgaben, hinlänglich seyn werden, wenn erst in den Ausgaben die nöthigen Einschränkungen gemacht sind. Ob ich gleich meine Leibwache unter den Gegenständen der Ausgaben mit berechne: so habe ich dennoch mit der Einrichtung derselben mich noch nicht beschäftigen können. Ich verlange, in dieser Rücksicht, wie in allen andern, meine Plane mit der neuen Ordnung der Dinge zu vereinigen. Ich halte dafür, daß die Anzahl der Truppen, welche dazu bestimmt sind die Person des Königs zu bewachen, durch eine kon-

stitutionsmäßige Verordnung bestimmt werden müsse; und da es für diese Truppen wichtig ist, an der Ehre und an den Gefahren, welche mit der Vertheidigung des Vaterlandes verbunden sind, Theil nehmen zu dürfen: so müssen sie auch, im Ganzen, eben die Einrichtung haben, welche die übrige Armee hat. Daher habe ich die Zeit, wann meine Gardes du Korps ihren Dienst wiederum antreten sollen, noch verschoben; und dieser Aufschub in der Einrichtung meiner Leibwache ist mit desto geringern Unbequemlichkeiten verbunden, weil ich, seit der Zeit, da die Bürgermiliz meine Person bewacht, in derselben allen den Eifer und die Anhänglichkeit gefunden habe, welchen ich nur immer verlangen kann. Ich wünsche daher, daß dieselbe jederzeit einen Theil meiner Leibwache ausmachen möge. Es würde mir unmöglich werden, aus einem jährlich bestimmten und eingeschränkten Kapital, meine noch rückständigen Schulden zu bezahlen, deren Zustand die Versammlung kennt. Ich wünsche also, daß dieselbe diese Schulden, mit den übrigen Schulden des Staates, bezahlen möge. Ich glaube, daß ausserdem die Wiederbezahlung der gekauften Stellen meines Hauses, und des Hauses meiner Brüder, befohlen werden, und mit dem vorigen Artikel verbunden werden muß, da durch die Konstitution alle Verkäuflichkeit der Stellen aufgehoben worden ist. Ich endige mit demjenigen was mir am meisten am Herzen liegt. In meinem Heyrathskontrakte mit der Königin habe ich versprochen, daß, im Fall ich vor Ihr sterben sollte, ein anständiger Hofstaat derselben beybehalten werden würde. Nun wünsche ich, daß dieses unbestimmte Versprechen, welches ich Ihr und

Ihrer erhabenen Mutter gethan habe, durch die Festsetzung Ihres Wittwengehalts, bestimmt werden möge. Es wird ein Vergnügen für mich seyn, den Stellvertretern der Nation meine Ruhe über einen Gegenstand zu verdanken zu haben, von welchem mein Glück so vorzüglich abhängt. Da ich nunmehr dem Verlangen der Nationalversammlung mit aller der Zuversicht entsprochen habe, die zwischen ihr und mir Statt finden muß: so setze ich noch hinzu, daß ich mit derselben niemals über irgend eine Verordnung, welche meine Person betreffen möchte, im Streite seyn werde. Mein wahres Personalinteresse ist das Interesse des Königreiches. Und wenn nur Freyheit und öffentliche Ruhe, diese beyden Quellen der Wohlfahrt des Staates, festgesetzt werden: dann würde ich dasjenige, was mir am persönlichen Genusse abgeht, in der Zufriedenheit, welche der tägliche Anblick der öffentlichen Glückseligkeit gewähren müßte, völlig wieder finden."

„LUDWIG."

Dieser Brief des Königs wurde, von der Versammlung mit dem lautesten Beyfalle aufgenommen, und es ward beschlossen, durch Akklamation, ohne Berathschlagung oder Stimmensammlung, in das Verlangen des Monarchen einzuwilligen. a)

---

a) Si l'on faisoit le recensement de tous les biens appartenants originairement à la maison de France, et de tous ceux, qui sont venus s'y réunir par des alliances ou des héritages; si l'on faisoit la recherche de toute la partie de ses domaines, aliénés contre des finances versées dans le tresor public, on trouveroit peut-être

Am dreyßigsten May beschäftigte sich die Nationalversammlung mit der Verbesserung und mit der neuen Einrichtung der Geistlichkeit.

Herr Treilhard. Wenn Sie nebeneinander zwey Kirchspiele sehen, wovon das eine zehn Stunden im Umfange, und das andere nicht zehn Feuerheerde hat; wenn Sie aus einem Bißthume, welches nahe an 1,500 Kirchspiele enthält, in ein anderes kommen, welches nicht zwanzig Kirchspiele hat; wenn Sie sehen, daß der Priester eines grossen Strich Landes nicht mehr als siebenhundert Livres Gehalt besitzt, und folglich sich genöthigt sieht, seinen alten, schwächlichen, kranken und dürftigen Vater, entweder ganz ohne Beystand zu lassen, oder selbst das Nothwendige entbehren zu müssen, um demselben beystehen zu können; wenn, in eben diesem Kirchspiele sich ein prächtiges Gebäude erhebt, der Sitz einer unnöthigen Pfründe, deren Nutzniesser auf seinem Kopfe das Vermögen hundert nützlicher Geistlicher vereinigt, und den Niemand kennt, als die Pächter welche ihn bezahlen: kommt man da nicht in Versuchung, zu glauben, der blinde Zufall habe einer solchen Einrichtung vorgestanden, und man brauche eine so grosse Unordnung nur zu sehen, um dieselbe sogleich abzuschaffen? Indessen, meine Herren, ist diese Unordnung wirklich vorhanden; sie ist seit vielen Jahrhunderten vorhanden; und sie hat, bis auf diese Stunde, Stützen und Vertheidiger gefunden. Denn es giebt Leute, in deren An-

---

que les justes réclamations du Prince regnant seroient équivalentes à sa liste civile. Necker sur son administration. p. 325.

gen die Zeit Macht hat alles zu rechtfertigen; und sogar die Sklaverey hat ihre Lobredner. Aber jetzt ist der Zeitpunkt vorhanden, in welchem alle Mißbräuche abgeschaft werden müssen. Eine neue Einrichtung ist unumgänglich nothwendig. Sie ist nothwendig für den Priester, welchem man nunmehr nicht eine Last auflegen wird, die seine Kräfte übersteigt; sie ist nothwendig für die Gläubigen, denen man die geistliche Hülfe gleichförmiger austheilen und erleichtern wird; sie ist nothwendig für den Staat, der mit einer unnützen Last von Titeln überladen ist; sie ist nothwendig auch um der Religion willen, denn leichtsinnige und flüchtige Menschen werfen nur zu oft Unregelmäßigkeit und Mißbräuche der kirchlichen Einrichtung der Religion selbst vor. Es ist bekannt, daß es im Anfange nicht mehr Priester gab, als nöthig waren; daß jeder sein bestimmtes Geschäft hatte; und daß, bloß allein durch Nachläßigkeit in der Kirchenzucht, jene schmarotzenden Titel entstanden sind, deren Abschaffung die öffentliche Meynung schon lange gewünscht hat. Daß die Domkapitel und die Kanonikate und Stifter ebenfalls ganz unnütze sind, ist nicht weniger allgemein anerkannt. In den schönen Zeiten des Christenthums wählte das Volk selbst seine Priester. Als nachher die Fürsten, oder ihre Minister, die Bischöfe wählten; da fiel diese Wahl nicht auf Denjenigen, der die meisten apostolischen Tugenden besaß, sondern auf Denjenigen, der aus der angesehensten Familie war. Die Prälaten hielten sich nicht mehr in ihren Kirchspielen auf. Sie wählten daher Großvikare. Auch diese wohnten nicht auf der Stelle, sondern sie überliessen die Sorge für das Kirchspiel einigen Schrei-

dern, welche sie sehr schlecht bezahlten. Ihr müsset diese Mißbräuche abschaffen. Die weltliche Gewalt muß es thun: denn die Gewalt der Kirche ist bloß allein geistlich. Alles Ansehen, welches die Könige der Erde für gut gefunden haben mögen, der Kirche zu überlassen, ist unabhängig von der Religion. Die Religion hat, mit vielem Ruhme, ohne dieses Ansehen bestanden; und kann daher, auch künftig, mit Ruhm ohne dasselbe bestehen. Die Frömmigkeit der Kaiser und der Könige, vielleicht auch die Schwäche ihres Karakters, hat den Bischöfen Gelegenheit gegeben, sich eine Gerichtsbarkeit anzumassen, welche sie gewiß nicht von Christo erhalten hatten.

Abbe le Clerc (Kanonikus von Alensson.) Schon sind die Mönchsorden aufgehoben worden; schon bleibt der heissen Gottesfurcht kein Zufluchtsort mehr übrig! Dennoch haben diese Reformatoren bis jetzt die öffentlichen Freudenhäuser, in denen freche Dirnen und Freudenmädchen aufgenommen werden, noch nicht für gut gefunden abzuschaffen. Alle ihre Verbesserungen laufen bloß allein auf Geldspekulationen hinaus. . . .

Der Präsident. Zur Ordnung mein Herr! Keine Gesellschaft kann bestehen, ohne Gesetze und ohne Unterwürfigkeit. Es muß eine oberste Gewalt, welche grösser ist als die menschliche Gewalt, anerkannt werden. Die Kirche muß, als ein sichtbares Korpus, weltliche Gewalt besitzen. Christus hat den Aposteln seine Macht überlassen. Die Priester haben das Recht Gesetze zu geben. Aber dieses Recht würde nur scheinbar seyn, wenn sie nicht zugleich die Gewalt hätten die gegebenen Gesetze ausüben zu lassen. Da alle Gläubigen der Kirche unterworfen seyn müssen; so

muß dieselbe eine äussere Macht haben, um die Gläubigen den Gesetzen unterwürfig zu erhalten. Die Gewalt der Kirche ist von viererley Art: die gesetzgebende Gewalt, die zwingende Gewalt, die Gewalt der Oberherrschaft, und die Gewalt der Verwaltung. . . .

(Lautes und anhaltendes Gelächter.)

Die Nation kann, in der geistlichen Einrichtung, keine Veränderung treffen, ausser nach den kanonischen Formen. Die Kirche müßte Kommissarien wählen, denen aufgetragen würde, de commodo et incommodo zu urtheilen. Nun will ich noch von dem geistlichen Stande besonders sprechen. . . .

Der Präsident. Zur Ordnung, mein Herr! Es giebt keine Stände mehr.

Ich bezeige, daß ich hiemit die allerheiligste Pflicht meines Amtes erfüllt habe. Ich habe der befehlenden Stimme meines Gewissens gehorcht. Hätte ich stille geschwiegen; so wäre ich sträflich gewesen, und ich würde, wegen eines solchen Stillschweigens, am Tage des jüngsten Gerichts, vor Gott haben Rechenschaft ablegen müssen.

Herr Robespierre. Die neue Einrichtung der Geistlichkeit, welche Ihr jetzt festsetzen wollet, ist weiter nichts, als die Bestimmung des Verhältnisses der Diener der Religion zu dem Staate. Alle öffentlichen Aemter sind zum Besten der Gesellschaft vorhanden. Alle unnützen geistlichen Titel sind daher schon an sich nichtig, und müssen abgeschaft werden. Da nun die Würde der Erzbischöfe eine unnütze Würde ist; so muß dieser Titel ganz aufgehoben werden. Auch die Kardinäle müssen abgeschaft werden: denn diese Würde wird von einer auswärtigen Macht ertheilt, und

giebt Unabhängigkeit von derjenigen Nation, unter welcher man lebt. Da die geistlichen Beamten für den Nutzen des Volks bestimmt sind, so müssen sie auch von dem Volke gewählt werden. Ueberdieß wird es nöthig seyn, das Band zwischen den Geistlichen und zwischen den übrigen Gliedern der Gesellschaft künftig enger zu knüpfen. . . . .

(Heftiges Gemurmel.)

Wohlan! Wenn Ihr von der Heyrath der Priester nichts hören wollet; so will ich diesen Theil meiner Rede noch zurück behalten.

(Heftiges Gemurmel und lauter Lärm.)

Herr Treilhard. Die Bischöfe müssen unter sich unabhängig, und nicht Einer dem Andern unterworfen seyn. So war es in der ersten Kirche. Christus hat keinem seiner Apostel eine Gerichtsbarkeit über die übrigen gegeben.

(Lärm und Tumult. Die Geistlichen rufen, mit wüthendem Geschrey: „Ketzerey! Ketzerey! Ketzerey!" Einer ruft laut aus: „Hat denn nicht Christus dem Petrus übertragen seine Lämmer zu weiden! Hat er nicht dem Petrus die Schlüssel des Himmelreichs übergeben?")

Das Konzilium zu Nicea hat zuerst die Herrschaft des Bischofs von Rom eingeführt. Aber selbst damals hatte noch der Bischof von Rom über die andern Bischöfe nichts zu befehlen. Er war nur der Präsident in ihren Versammlungen.

(Großes Geschrey: „Ketzerey! Ketzerey! Ketzerey!" Anhaltendes Beyfallklatschen auf der andern Seite.)

Bischof von Clermont. Ich erkläre hiermit Herrn Treilhard für einen offenbaren Ketzer; und ich

will an der ganzen Berathschlagung keinen Antheil haben.

Herr Despremenil. Der Ausdruck: Bischof von Rom ist ein ketzerischer Ausdruck.

Die Nationalversammlung beschloß, daß der zukünftige vierzehnte Julius, als der Jahrestag der neu erworbenen Freyheit, durch ein grosses Nationalfest gefeyert werden, und daß zu demselben Abgesandte der Bürgermiliz, aus allen Abtheilungen, Unterabtheilungen, Städten und Dörfern Frankreichs, und von allen Regimentern und Kompagnien der Armee, eingeladen werden sollten; damit diese, im Namen der ganzen Nation, den Eid der Treue und der Einigkeit schwören möchten. Herr la Fayette stellte sich auf den Rednerstuhl und sprach:

„Meine Herren! Mit so grossem Vergnügen ich auch das Fest der Freyheit zu feyern bereit bin; so hätte ich doch gewünscht, daß der Zeitpunkt einer allgemeinen Verbündung eher an dem Ende unserer Arbeiten, als während des Laufes derselben, festgesetzt werden möchte. Indessen glaube ich, daß, zu einer Zeit, in welcher Abgesandte der Bürgermiliz von ganz Frankreich hier versammelt seyn werden, es gut seyn würde, den Beschluß zu fassen, daß Niemand das Kommando der Bürgermiliz in mehr als Einer Abtheilung Frankreichs haben könne, und daß sich die Versammlung noch vorbehalte, zu entscheiden, ob nicht dieses Kommando sich sogar auf Eine Unterabtheilung einschränken solle.

Am eilften Junius trat Mirabeau auf den Rednerstuhl, und sprach: „Meine Herren! Franklin ist todt, der Mann welcher Amerika befreyte, und Kenntnisse über beyde Welten verbreitete. Die Etikette der Höfe hat lange genug heuchlerisches Leidtragen eingeführt. Es kommt nunmehr den Stellvertretern der Nationen zu, nur über den Tod wirklicher Helden trauren zu lassen. Der amerikanische Kongreß hat ein zweymonatliches Leidtragen befohlen. Wäre es dann nicht Eurer würdig, an der Huldigung, die man einem der größten Männer des Erdbodens beweist, Antheil zu nehmen? Das Alterthum würde Demjenigen, welcher zugleich Himmel und Erde umfieng, welcher den Donner und die Tyrannen bändigte, Altäre errichtet haben: sollte es dann uns nicht erlaubt seyn, einem der eifrigsten Freunde der Freyheit wenigstens einen Beweis des Bedauerns und des Andenkens zu geben? Ich verlange, die Nationalversammlung solle beschliessen, daß sie drey Tage lang für Benjamin Franklin Leid tragen wolle.“ Die Nationalversammlung nahm den Vorschlag mit lautem Beyfall an. Sie trauerte — und Europa und Amerika trauerten mit ihr!

Dem Beyspiele der Nationalversammlung folgte ganz Paris nach. Jedermann gieng drey Tage lang schwarz gekleidet. In dem berühmten Caffe Prokope stand, über der Thüre, die Innschrift: Franklin ist tod. Der Saal war schwarz ausgeschlagen, und am Ende desselben sah man Franklins marmornes Brustbild, mit der einfachen, aber vielsagenden Aufschrift: VIR.

Die Einwohner von Paris schrieben an die übrigen Frankreicher, um dieselben zu dem bevorstehenden Nationalfeste des vierzehnten Julius einzuladen, folgenden Brief:

„Liebe Brüder und tapfere Freunde: Niemals haben wichtigere Zeitumstände gefordert, daß alle Frankreicher sich in Einer Denkungsart vereinigen, sich mit Muth an das Gesetz anschliessen, und aus allen ihren Kräften die Gründung der Konstitution befördern sollten.“ Diesen Wunsch, welchen der Geliebteste aller Könige ausgedruckt hat, diesen Wunsch, welchen wir alle gethan haben, diesen schlagen wir Euch jetzt in Ausführung zu bringen vor. Kaum sind noch zehen Monate seit jener merkwürdigen Zeit verflossen, in welcher, aus den Mauern der eroberten Bastille plötzlich eine Stimme hervorgieng: „Frankreicher wir sind frey!“ Möge nunmehr, an demselbigen Tage, eine noch rührendere Stimme sich erheben: „Frankreicher wir sind Brüder!“ Ja, wir sind Brüder, wir sind frey, wir haben Ein Vaterland. Zu lange gebeugt unter dem Joche, nehmen wir endlich die stolze Stellung eines Volkes an, welches seine Würde kennt. Das Gebäude der Konstitution erhebt sich, und an demselben werden die politischen Ungewitter, die Bemühungen des Eigennutzes, des Neides und der Zeit, sich brechen. „Wir sind nicht mehr Bretagner, nicht mehr Normander:“ so haben unsre Brüder in Bretagne und in der Normandie gesprochen. Und auch wir, wir sprechen wie sie: „wir sind nicht mehr Pariser, wir alle sind Frankreicher.“ Euer Beyspiel hat in uns einen grossen Gedanken erweckt. Ihr werdet denselben annehmen, denn er ist Euer

würdig. Ihr habt geschworen, durch die unzertrennlichen Bande einer geheiligten Brüderschaft verbunden zu bleiben, und bis an den letzten Seufzer die Konstitution des Staates, die Beschlüsse der Nationalversammlung, und das gesetzmäßige Ansehen des Königs, zu vertheidigen. So wie Ihr, haben auch wir diesen erhabenen Eid geschworen. Laßt uns nunmehr, es ist Zeit, laßt uns nunmehr aus allen diesen kleinern Verbündungen eine allgemeine Verbündung machen. Wie schön wird er seyn, der Tag der Verbündung der Frankreicher! Ein Volk von Brüdern, ein wiederhergestelltes Reich, und ein Bürgerkönig: alle, durch einen gemeinschaftlichen Eid, vor dem Altare des Vaterlandes, mit einander vereinigt! Welch ein erhabenes, und welch ein neues Schauspiel für alle Nationen! Wir würden bis an das Ende des Königreiches gehen, um uns mit Euch zu diesem Feste zu vereinigen; aber in unsern Mauern wohnen unsere Gesetzgeber und unser König. Dankbarkeit hält uns bey denselben zurück, und wir wollen ihnen zugleich, zur Belohnung für ihre Tugenden und für ihre Arbeiten, den Anblick eines dankbaren, glücklichen und freyen Volkes darbieten. Auch Ihr werdet zu uns kommen, Ihr tapfere Krieger, unsere Waffenbrüder und Freunde; Ihr, die Ihr das Beyspiel des Patriotismus und des Muthes gegeben habt; Ihr, die Ihr die Anschläge des Despotismus vernichtet, und die Ihr empfunden habt: das Vaterland retten, das heiße Euren Eid erfüllen. Und Ihr, deren Gegenwart uns so angenehm gewesen seyn würde, Frankreicher, welche Ihr, durch das Meer, oder durch einen ungeheuren Zwischenraum, von uns getrennt seyd; Ihr werdet ersah-

ren, daß wir uns Euch in Gedanken genähert haben, und daß, ungeachtet der Entfernung, Ihr, an dem Feste des Vaterlandes, mitten unter Euren Brüdern waret. Am vierzehnten Julius haben wir die Freyheit erworben, am vierzehnten Julius wollen wir schwören, dieselbe zu erhalten. Möge, an demselben Tage, und in derselben Stunde ein allgemeiner Ruf, ein einstimmiges Geschrey in allen Theilen Frankreichs erschallen: „Hoch lebe die Nation, das Gesetz und der König!“ Möge dieses Geschrey auf immer alle Freunde des Vaterlandes vereinigen, und die Feinde desselben erschrecken. Seine Feinde! — Nein Frankreicher, das Vaterland, die Freyheit, die Konstitution können keine Feinde mehr haben, sobald wir mit der ganzen öffentlichen Macht diese geheiligten Gegenstände unserer Ehrfurcht und unserer Liebe werden umgeben haben. Dann werden alle Menschen, welche noch die Ketten tragen, und dieselben zu lieben scheinen, bis zu der Höhe unsers Schicksals sich erheben, und sich um die Ehre bewerben, ihre Namen in jenem Familienbunde, welcher ein Denkmal unseres Ruhms, und immerwährender Bürge der Glückseligkeit dieses Reiches seyn wird, eingeschrieben zu sehen. Wir verbleiben, mit unveränderlicher Liebe, geliebte Brüder und tapfere Freunde, Euere Landsleute. Die in allen Distrikten von Paris versammelten Staatsbürger.“

Unruhen und Anarchie daueten zu Avignon noch immer fort. Es wurden Schriften ausgestreut, um das Volk aufzuwiegeln. Französische Emissarien such-

ten dasselbe zu bewegen, sich der Herrschaft des Bischofs von Rom zu entziehen, und sich mit Frankreich zu vereinigen. Der größte Theil der Einwohner beharrte indessen immer noch dabey, sich aller Veränderung in der Regierungsform standhaft zu widersetzen: um so vielmehr, da die Regierung sehr gelinde, und die zu bezahlenden Auflagen äusserst gering waren, und folglich keine rechtmäßige Ursache zu klagen vorhanden zu seyn schien. Endlich gewann die unruhige Parthie die Oberhand. Es wurde eine Bürgermiliz errichtet, und am siebenten Junius ward eine große Menge Frankreicher in die Stadt gelassen. Die Sturmglocken wurden geläutet, und die ganze Stadt war im Aufruhr. Am zehnten Junius fieng der Bürgerkrieg an. Die päbstliche Parthie, oder die sogenannten Aristokraten, verschanzten sich in dem Rathhause. Die Volksparthie machte den Pallast des Vizelegaten zu ihrem Hauptquartier. Beyde Parthieen zogen gegeneinander, und griffen einander in den Straßen an. Am folgenden Tage hängte das Volk vier sogenannte Aristokraten auf. Das Haus des Marquis de Rochegude ward geplündert. Ihn selbst rissen die rasenden Aufrührer aus seinem Bette, und hängten ihn auf. Auch der Marquis D'Aulan, ein Abbe und ein Seidenfabrikant, wurden aufgehängt, weil sie, wie man vorgab, gegen den Aufruhr gesprochen hätten. Die Bürgermiliz, aus den benachbarten Französischen Städten rückte ein, und stellte die Ruhe wiederum her.

Zu Perpignan war der Vikomte de Mirabeau geschäftig: der jüngere Bruder des Grafen, ein

sehr unruhiger Kopf und ein heftiger Royaliste. In der Nationalversammlung hat er sich, durch seine unsinnigen, unbesonnenen Reden; und in seinem übrigen Leben, durch die Menge seiner Schulden, und durch den Zustand einer beständigen Trunkenheit, vorzüglich ausgezeichnet. Er hatte die Nationalversammlung verlassen, und war nach Perpignan, zu dem Regimente de Touraine gereißt, dessen Oberster er war. Er gab sich viele Mühe, dieses Regiment zum Aufruhr zu bewegen, und vermittelst desselben einen bürgerlichen Krieg in Frankreich anzufangen; aber vergeblich. Ueber diesen mißlungenen Versuch aufgebracht, ließ er sich, in seine Wohnung, die Fahnen des Regiments nebst der Regimentskasse bringen. Darauf reißte er, am dreyzehnten Junius, plötzlich ab, und nahm die Fahnen des Regimentes, in seinem Koffer, mit sich fort. Man setzte ihm nach. Er ward angehalten und gefangen gesetzt: aber, da er ein Mitglied der Nationalversammlung war, so blieb er, auf die Fürbitte seines Bruders, ungestraft.)

Die Stadt Nismes, in der Provinz Languedok, enthält 54,000 Einwohner; 42,000 Katholiken und 12,000 Protestanten. Unter diesen beyden Religionspartheien brach ein förmlicher Religionskrieg aus: und keine Stadt, in ganz Frankreich, war damals so heftigen Unruhen ausgesetzt, als die Stadt Nismes.

An dem 19. Julius 1789 vereinigten sich die Einwohner der Stadt, um sich über die Einrichtung einer Bürgermiliz zu berathschlagen. Die errichtete Miliz bestand aus 1349 Mann, welche in vier und zwanzig

ten sich, und von beyden Seiten fielen mehrere Schüsse. Die Bürgerräthe kamen herbey, und gaben sich große Mühe, um die beyden streitenden Partheien zu besänftigen. Ihre Bemühungen waren vergeblich. Die Katholiken zogen, in großer Menge, durch die Straßen und ermordeten alle Protestanten, welche sie antrafen. Die Kerle mit den rothen Federbüschen versteckten sich, auf den Straßen, in den Winkeln der Häuser. Sie schossen, aus ihrem Hinterhalte, auf die vorübergehenden Bürger, und plünderten die Getödteten.

Die Protestanten flehten den Bürgerrath um Beystand an, und verlangten, daß das Kriegsgesetz bekannt gemacht, und daß die rothe Fahne, welche dieses Gesetz ankündigt, in der Stadt herumgetragen, und auf dem Rathhause aus dem Fenster gesteckt werden solle. Erst nach langem Weigern erfüllte der Bürgerrath diese Bitte. Die rothen Federbüsche verschanzten sich, in einem alten Thurme, an der Stadtmauer. Nach diesem Thurme ward die rothe Fahne getragen, begleitet von dem Regimente Guienne. Die Aufrührer wurden aufgefordert, die Waffen niederzulegen, und sich zu ergeben. Aber sie wehrten sich; sie schossen auf die Truppen; sie wagten einen Ausfall; und sie nahmen die rothe Fahne weg. Bald nachher wurde eine zweyte rothe Fahne gebracht. Die Soldaten, welche dieselbe begleiteten, näherten sich dem Thurme abermals, um denselben anzugreiffen. Aber die Aufrührer machten, aus dem Thurme, in welchem sie versteckt lagen, ein so anhaltendes Feuer, daß sich endlich die Truppen genöthigt sahen, bey einbrechen-
der Nacht sich zurück zu … en
Tage wurde der Krieg for…
germiliz, aus den ben…

samkeiten die Protestanten an Euren Vorfahren ausübten? Dieselben umbringen war ihnen nicht genug: sie brachten niemals anders, als unter den schrecklichsten Martern, um. So waren damals die Protestanten: und so sind sie noch heut zu Tage."

In dem Monate März 1791. sollte ein neuer Bürgerrath gewählt werden. Beyde Parthieen, Katholiken sowohl als Protestanten, wandten alle, rechtmäßige und unrechtmäßige Mittel, an, die in ihrer Macht standen, um diese Wahl zu leiten. Hieraus entstanden zwey Parthieen; nemlich die Parthie des gewählten Bürgerraths, und die Parthie derjenigen, die da nicht gewählt worden waren, und dennoch gewählt zu werden sich Hoffnung gemacht hatten.

Herr Marguerites, ein Mitglied der Nationalversammlung, wurde zum Maire ernannt. Er verließ die Versammlung und kam nach Nismes. Bald nachher theilte sich die Bürgermiliz in zwey Parthieen, von denen die Eine auf die Seite des gewählten Bürgerraths; die andere, auf die demselben entgegengesetzte Seite trat.

Die Feinde des Bürgerraths vereinigten sich alle mit dem Jakobinerklub: und von dieser Zeit an war der Klub, oder die sogenannten Patrioten, mit dem Bürgerrathe im Streite. Die Jakobiner verursachten in der Stadt so große Unruhen, und störten die öffentliche Ruhe so sehr, daß sich eine Gesellschaft rechtschaffener und ruheliebender Bürger genöthigt sah, auf die Aufhebung des Jakobinerklubs dringen zu müssen. Die Parthie der Jakobiner bestand größtentheils aus Protestanten: die denselben entgegengesetzte Parthie größtentheils aus Katholiken.

Zu Anfange des Maymonats verübten die katholischen Kompagnien, unter den Befehlen des Advokaten Froment, mancherley Unfug. Endlich warfen sie die Nationalkokarde weg, und befestigten, statt derselben, die weisse Kokarde an ihren Hüten. Auch beschuldigt man sie, daß sie das Volk gegen die Protestanten aufgewiegelt, und, zu wiederholten malen, ausgerufen hätten: „Hoch lebe der König! Hoch lebe das Kreuz! Weg mit der Nation!“ Sie wollten, setzten sie hinzu, die weißen Kokarden nicht eher weglegen, als bis dieselben, von dem Blute der Protestanten, roth gefärbt sein würden. Wegen der weißen Kokarden, welche sie trugen, hatten die katholischen Kompagnien mancherley Streitigkeiten mit den Soldaten und Unteroffizieren des Regiments Guienne, welches zu Nismes in Garnison lag, und welches nicht zugeben wollte, daß weiße Kokarden getragen würden.

An dem dritten May entstand ein allgemeiner Auflauf. Männer, mit Beilen, mit Degen, mit Bajonetten und mit Säbeln bewaffnet, liefen durch die Straßen der Stadt, und beschimpften alle Protestanten, welche sie antrafen. Einige von ihnen schleppten einen langen Strick nach, und riefen dabey aus: „An diesem Stricke wollen wir alle Protestanten aufhängen.“ Die ganze Stadt gerieth in Gährung. Beyde Parthieen setzten sich in Bewegung; beyde zogen haufenweise durch die Straßen. Die eine Parthie rief: „Hoch lebe der König! Weg mit der Nation!“ Die andere Parthie schrie dagegen: „Hoch lebe der König nebst der Nation!“ Wo sie sich einander begegneten, da entstanden blutige Scharmützel. An dem folgenden Tage wurde, durch die unermüdete Thätigkeit

des Bürgerrathes, die Ruhe wiederum hergestellt. Die beyden Partheien aßen und tranken mit einander, umarmten sich, und schienen sehr vergnügt zu seyn.

Aber bald nachher fiengen die Unruhen auf das neue an. Es ward eine grosse Menge Mistgabeln verfertigt, und mit denselben der Pöbel bewaffnet. Auch befahl der Befehlshaber Froment seiner Miliz (welche nunmehr, seit des Verbots des Bürgerrathes, keine weiße Kokarden mehr tragen durfte), rothe Federbüsche auf ihre Hüte zu setzen. An diesen rothen Federbüschen unterschied man die Katholiken von den Protestanten.

Gegen die Mitte des Junius nahm der Religionskrieg seinen Anfang. Die Dragoner der Bürgermiliz, größtentheils Protestanten, patrouillirten fleissig, auf Befehl des Bürgerrathes, um die Ruhe in der Stadt zu erhalten. Das Gesindel mit den rothen Federbüschen versammelte sich in großer Anzahl, setzte sich auf Esel, und streifte, mit dem bloßen Säbel in der Hand, durch alle Straßen der Stadt, um der Dragoner zu spotten.

Hiedurch wurde die Erbitterung unter beyden Partheien so groß. Sonntags, am dreyzehnten Junius, versammelten sich die rothen Federbüsche in der Jakobinerkirche, und daselbst verbanden sie sich unter einander, die katholische Religion aufrecht zu erhalten, und dieselbe zu vertheidigen.

Bald nachher zogen sie, in großen Haufen und bewaffnet gegen die Dragoner der Bürgermiliz, und verfolgten dieselben, in den Straßen, anfänglich mit Steinwürfen, und nachher mit Flintenschüssen. Bald wurde das Gefecht allgemein. Die Dragoner wehr-

ten sich, und von beyden Seiten fielen mehrere Schüsse. Die Bürgerräthe kamen herbey, und gaben sich grosse Mühe, um die beyden streitenden Partheien zu besänftigen. Ihre Bemühungen waren vergeblich. Die Katholiken zogen, in großer Menge, durch die Straßen und ermordeten alle Protestanten, welche sie antrafen. Die Kerle mit den rothen Federbüschen versteckten sich, auf den Straßen, in den Winkeln der Häuser. Sie schossen, aus ihrem Hinterhalte, auf die vorübergehenden Bürger, und plünderten die Getödteten.

Die Protestanten flehten den Bürgerrath um Beystand an, und verlangten, daß das Kriegsgesetz bekannt gemacht, und daß die rothe Fahne, welche dieses Gesetz ankündigt, in der Stadt herumgetragen, und auf dem Rathhause aus dem Fenster gesteckt werden solle. Erst nach langem Weigern erfüllte der Bürgerrath diese Bitte. Die rothen Federbüsche verschanzten sich, in einem alten Thurme, an der Stadtmauer. Nach diesem Thurme ward die rothe Fahne getragen, begleitet von dem Regimente Guienne. Die Aufrührer wurden aufgefordert, die Waffen niederzulegen, und sich zu ergeben. Aber sie wehrten sich; sie schossen auf die Truppen; sie wagten einen Ausfall; und sie nahmen die rothe Fahne weg. Bald nachher wurde eine zweyte rothe Fahne gebracht. Die Soldaten, welche dieselbe begleiteten, näherten sich dem Thurme abermals, um denselben anzugreiffen. Aber die Aufrührer machten, aus dem Thurme, in welchem sie versteckt lagen, ein so anhaltendes Feuer, daß sich endlich die Truppen genöthigt sahen, bey einbrechender Nacht sich zurück zu ziehen. An dem folgenden Tage wurde der Krieg fortgesetzt. Es rückte die Bürgermiliz, aus den benachbarten Dörfern, in die Stadt

Nismes ein. Auch die Aufrührer, welche den Thurm nebst einem Theile des Walles besetzt hatten, erhielten eine beträchtliche Anzahl von Hülfstruppen, größtentheils lumpigtes, mit Mistgabeln bewaffnetes Gesindel. Doch wurden auch viele Flinten, und eine beträchtliche Menge Pulver und Bley nach dem Thurme gebracht. Die Aufrührer verschanzten sich, mit dem Vorsatze, eine Belagerung auszuhalten.

In allen benachbarten Dörfern, rund um die Stadt, wurden die Sturmglocken geläutet, und die Bauren versammelt. Diese erschienen, mit Flinten, mit Mistgabeln und mit Sicheln bewaffnet, in zahlreicher Menge. Der Maire des Dorfes Manduel, Herr de Montval, stellte sich an die Spitze dieser Bauren, hielt eine Anrede an dieselben, und stellte ihnen vor: daß sie aufgerufen worden wären, um nach Nismes zu ziehen, und um daselbst die Ruhe unter den Einwohnern wiederum herzustellen, aber ja nicht etwa um den Krieg daselbst zu unterhalten. Er lagerte sich mit ihnen vor der Stadt.

Um sieben Uhr des Morgens befahl der Magistrat einem Detaschement der Bürgermiliz, durch die Straßen zu streifen, und die Leichname der Ermordeten zu zählen, welche durch die, während der Nacht geschehenen Schüsse, das Leben verloren hatten. Die Bürgermiliz fand eine beträchtliche Anzahl von Leichnamen. Aber sie mußte bald diese Untersuchung aufgeben, weil aus mehrern Häusern auf sie geschossen wurde.

Das Regiment Guienne ward nunmehr, dem Kapuzinerkloster gegen über, in Schlachtordnung gestellt. Da geschahen, ganz unvermuthet, mehrere Schüsse aus dem Kloster auf die Soldaten.

Durch diesen unerwarteten Anfall geriethen die Soldaten in einen augenblicklichen Schrecken. Aber bald erholten sie sich von demselben, und stürmten nunmehr wüthend auf das Kloster los. Sie sprengten das Thor mit Beilen ein; drangen in den Kreuzgang, in die Kirche, in die Zellen; ermordeten alle Kapuziner welche sie antrafen; plünderten, zerstörten und verheerten das ganze Gebäude; zerschlugen was zerbrechlich war; nahmen alles Silber, ja sogar die Monstranz aus der Sakristey hinweg; und begiengen, in der Kirche, die größten Ausschweifungen.

Während dieses in dem Kapuzinerkloster vorfiel, unterhielten die rothen Federbüsche, unter Anführung des Froment, ein beständiges Feuer, von dem Walle, und aus dem Thurme, in welchem sie versteckt lagen. Auch thaten sie, von Zeit zu Zeit, Ausfälle, und verfolgten durch die Straßen der Stadt, die protestantische Bürgermiliz, welche sich tapfer wehrte.

Selbst in ihren Häusern waren die Einwohner nicht sicher. Viele Häuser wurden eingerennt, und die Bewohner derselben, Männer, Weiber und Kinder, gemartert und ermordet. Suchten sie sich über die Dächer, durch die Flucht zu retten: so wurden sie, von denen, welche sich in der Straße aufhielten, herunter geschossen, und dann vollends todt geschlagen.

Gegen sechs Uhr des Abends führte man einige Kanonen nach dem Thurme zu, in welchem die Aufrührer sich verschanzt hatten. Es ward Bresche geschossen; der Thurm wurde erstiegen; und Froment, nebst seinen Gehülfen, blieben in dem Gefechte. Die übrigen rothen Federbüsche zerstreuten sich in der Stadt.

Die Nacht war ziemlich ruhig. Beyde Partheien

waren erschöpft und ruhten aus. Aber am folgenden Tage wurde das Gemetzel allgemein, und es entstand ein schreckliches Blutbad. Katholiken und Protestanten verfolgten einander, und ermordeten, ohne Schonung und ohne Erbarmen, alle die sie zu überwältigen stark genug waren. Viele Häuser wurden geplündert und verwüstet.

Die Protestanten flohen und verliessen die Stadt. Aber ausser den Thoren wartete auf sie ein eben so unvermeidlicher Tod, als inner denselben. Die Bauren, welche sich, unter den Befehlen des Herrn de Montval, vor der Stadt gelagert hatten, streiften herum, und ließen keinen Protestanten entwischen. Alle Flüchtlinge, welche ihnen in die Hände fielen, mußten beweisen, daß sie katholisch wären. Diejenigen, welche dieses nicht konnten, wurden umgebracht. Sie ermordeten, mit ihren Sicheln, den Herrn Blancher, einen siebzigjährigen Greis. Sie brachen in das Landhaus des Herrn Nouguier, tödteten ihn, nebst seiner ganzen Familie, und plünderten das Haus.

Peyre, ein Knabe von funfzehn Jahren, gieng aus der Stadt, um seinem Bruder Essen zu bringen, welcher in dem Felde arbeitete. Er kam bey einer Streifwache vorbey, welche die Bauren ausgestellt hatten. Er ward angehalten, und wurde gefragt: „Bist du Katholik oder Protestant?“ — „Ich bin ein Protestant“ gab der Knabe zur Antwort. Sogleich fährt ein Kerl auf ihn zu, und schlägt ihm die Hirnschale ein. Während er in seinem Blute da lag, und noch zuckte, sagte einer der Gefährten des Mörders, welcher eine Regung des Mitleidens empfand: „Du hättest eben so gut ein Lamm umbringen können, als die-

s unschuldige Kind.“ a) Der
ort: „Ich habe versprochen,
gner Hand umzubringen, und
lten.“ b)

Am schrecklichsten war das
Maigre mit seiner Familie. Die
hrige Greis rettete sich aus der
Wagen, mit seinem Sohne, der Fr
rey kleinen Mädchen seinen Enkeln,
n. Sie fuhren auf dem Wege nac
nd stießen bald auf eine Streifwac
diese verlangten den Paß zu sehen, fo
chtig, und erlaubten dem Kutscher we
n demselben Augenblicke kamen zwey P
Beaucaire her geritten. Einer dersel
Streifwache zu: „Was! diese Leute laßt
s sind Protestanten!“ Der andre ritt an
es Wagens und sprach: „Herr Maigre,
och beichten wollen, so thun sie es bald;
eben ist aus!“

Sogleich ward der Wagen mit einem Haufe
n umringt, welche alle, mit einer Stimme
Tödtet sie; bringt sie um! Es sind Protestanten
ie die Kapuziner ermordet haben!“ Der alte M
re erblickte unter dem Haufen einen Kerl, Nam
Andreas Castan, welcher vormals, als Knecht
ey ihm gedient hatte. Diesem rief er zu: „Kennst
du mich nicht, Andreas? Nimmst du dich meiner
icht an?“ — „Als ich Euch kannte, da war es

a) Il auroit autant valu tuer un agneau.

b) J'ai promis de tuer quatre Protestans pour m
part, et celui-la comptera pour un.

se bürgerliche Feyerlichkeit sollte nicht allein das Fest der Fränkreicher, sondern das Fest des ganzen Menschengeschlechts seyn. Die Trompete auf deren Schall ein groses Volk auferstand, ist in den vier Winkeln der Welt ertönt; und durch die Freudengesänge eines Chors von fünf und zwanzig Millionen freyer Menschen, sind die, in einer langen Sklaverey begrabenen Völker, aufgeweckt worden. Die Weisheit Ihrer Beschlüsse, meine Herren, die Vereinigung der Kinder Frankreichs; dieses entzückende Gemählde giebt allen Despoten bittere Sorgen, und den unterdrückten Nationen gerechte Hoffnungen. Auch in uns ist ein groser Gedanke aufgestiegen, der, wenn wir es sagen dürfen, die Gröse des Nationaltages vollenden wird! Eine Anzahl Ausländer, aus allen Theilen der Erde, verlangt, sich mitten in das Märzfeld zu stellen; und die Freyheitsmütze, welche sie mit Entzücken in die Höhe heben werden, wird das Pfand der bald erfolgenden Befreyung ihrer unglücklichen Mitbürger seyn. Die im Triumphe einziehenden Römer fanden Vergnügen daran, überwundene Völker an ihren Siegeswagen nachzuschleppen; aber Sie, meine Herren, Sie werden, welch ein ehrenvoller Kontrast! Sie werden in Ihrem Gefolge freye Menschen sehen, deren Vaterland in Fesseln schmachtet; deren Vaterland dereinst, durch den Einfluß Ihres unerschütterlichen Muthes, und ihrer philosophischen Gesetze frey seyn wird! Unsere Wünsche und unsere Huldigungen sind die Bande, welche uns an Ihren Siegeswagen anketten werden. Eine verehrungswürdigere Gesandtschaft gab es nie! Unsere Beglaubigungsbriefe sind nicht auf Pergament geschrieben; aber unsere Sendung ist, mit

ses unschuldige Kind.“ a) Der Mörder gab zur Antwort: „Ich habe versprochen, vier Protestanten mit eigner Hand umzubringen, und dieser wird für Einen gelten.“ b)

Am schrecklichsten war das Schicksal des Herrn Maigre mit seiner Familie. Dieser zwey und achtzigjährige Greis rettete sich aus der Stadt, in einem Wagen, mit seinem Sohne, der Frau seines Sohnes, zwey kleinen Mädchen seinen Enkeln, und zweyen Mägden. Sie fuhren auf dem Wege nach Beaucaire, und stießen bald auf eine Streifwache der Bauren. Diese verlangten den Paß zu sehen, fanden denselben richtig, und erlaubten dem Kutscher weiter zu fahren. In demselben Augenblicke kamen zwey Postknechte von Beaucaire her geritten. Einer derselben rief der Streifwache zu: „Was! diese Leute laßt ihr reisen? Es sind Protestanten!“ Der andre ritt an den Schlag des Wagens und sprach: „Herr Maigre, wenn Sie noch beichten wollen, so thun sie es bald; denn Ihr Leben ist aus!“

Sogleich ward der Wagen mit einem Haufen Bauren umringt, welche alle, mit einer Stimme riefen: „Tödtet sie; bringt sie um! Es sind Protestanten, welche die Kapuziner ermordet haben!“ Der alte Maigre erblickte unter dem Haufen einen Kerl, Namens Andreas Castan, welcher vormals, als Knecht, bey ihm gedient hatte. Diesem rief er zu: „Kennst Du mich nicht, Andreas? Nimmst du dich meiner nicht an?“ — „Als ich Euch kannte, da war es

a) Il auroit autant valu tuer un agneau.

b) J'ai promis de tuer quatre Protestans pour ma part, et celui-la comptera pour un.

eine andere Zeit" ruft Andreas, reißt den Alten aus dem Wagen, und versetzt demselben, mit einem dicken Prügel, den Todesstreich auf den Kopf. Einer der Postknechte ruft dabey aus: „Was, zum Teufel! wie lange laßt Ihr sie leben!" Mit diesen Worten springt er vom Pferde, ergreift einen ledernen Riemen, und wirft denselben einem von den Kindern an den Hals, um dasselbe zu erwürgen. Eine der Mägde wirft sich über das Kind, und sucht dasselbe aus den Händen des Mörders zu retten. Dieser ergreift nun die Magd, zieht ihr den Riemen um den Hals, und schleppt sie nach einem nicht weit davon entfernten Baume, um sie aufzuhängen.

Bald nachher fiel die ganze Horde über diese Unglücklichen her; alle wurden, ohne Mitleid oder Schonung, ermordet, und nachher beraubt.

Aus diesem einzelnen Beyspiele erhellt schon, mit welcher Wuth die Katholiken und die Protestanten einander verfolgten. Mehrere anzuführen würde für den Geschichtschreiber ein allzu trauriges Geschäft seyn.

Der Kriegsminister stellte der Nationalversammlung den traurigen Zustand vor, in welchem die Armee sich befand. „Die Armee" sagte er, „droht in die allerunruhigste Anarchie zu verfallen. Ganze Regimenter haben es gewagt, die, dem Könige; der durch Eure Beschlüsse festgesetzten Ordnung; und den allerfeyerlichsten Eiden schuldige Hochachtung; zu gleicher Zeit aus den Augen zu setzen; ein unbegreiflicher Schwindelgeist hat sie alle auf einmal ergriffen. In dem Militär herrscht überall Unruhe und Unordnung. Ich sehe, in mehr als Einem Regimente, die Bande der Unterwürfigkeit

erschlafft oder zerrissen. Die allerunglaublichsten Ansprüche werden öffentlich behauptet; die Befehle der Offiziere sind ohne Kraft; die Oberhäupter sind ohne Ansehen; die Kriegskasse und die Fahnen werden geraubt; und sogar den Befehlen des Königs setzt man sich laut entgegen. Die Offiziere werden verachtet, verfolgt, bedroht und verjagt. Einige von ihnen werden, bey ihrem eigenen Regimente, gefangen gehalten, und sehen sich genöthigt, widerwillig und gedemüthigt, ein trauriges Leben zu führen. Und, um auch das Schrecklichste zu sagen, die Befehlshaber der Regimenter werden, sogar unter den Augen, und beynahe in den Armen ihrer Soldaten, ermordet. Diese Uebel sind zwar groß; aber ein Aufruhr des Militairs könnte leicht noch gefährlichere Folgen haben, und müßte, früher oder später, die ganze Nation in Gefahr setzen. Alles wäre verloren, wenn die Armee jemals durch Privatleidenschaften sollte geleitet werden. In der Unregelmäßigkeit ihrer Bewegungen würde sie immerfort an Allem anstoßen, was sie umgiebt; oft sogar an dem politischen Körper. Die Natur der Dinge verlangt, daß die Armee niemals anders, denn als ein Werkzeug handle. Von dem Augenblicke an, in welchem sich dieselbe in einen berathschlagenden Körper verwandelt, wird sie sich erlauben, nach ihren eigenen Entschlüssen zu handeln, und die Regierungsform wird bald in eine militairische Demokratie verwandelt werden; in eine Art von politischem Ungeheuer; welches jederzeit die Reiche verschlungen hat, in denen es entstanden ist."

Unordnung und Aufruhr waren unter der französischen Armee so groß, daß sogar zu Aix zwey Re-

gimenter gegen einander anrückten. Das Regiment Royal Marine lag zu Aix in Garnison. Das Regiment Vexin welches in der Nähe lag, hielt sich von jenem für beleidigt, und zog nach der Stadt Aix zu, um Genugthuung zu fordern. Beyde Regimenter standen schon gegeneinander über, in Schlachtordnung, und der Krieg sollte so eben ausbrechen, als der Maire der Stadt Aix erschien, sich zwischen beyde Regimenter stellte, dieselben zum Frieden ermahnte, und sie bat, daß sie ruhig auseinander gehen möchten. Seine Bitten und Vermahnungen waren vergeblich, und beyde Parthieen bleiben fest auf ihrem Vorsatze, ihren Streit durch die Waffen zu entscheiden. „Wohlan dann!“ rief der Maire aus „weil ihr meinen Bitten und meinen Vorstellungen nicht nachgeben wollt, so schießt zuerst auf mich, damit ich nicht ein Zeuge der Unordnungen und der Frevelthaten seyn müsse, welche Ihr jetzt auszuüben bereit seyd.“ Kaum hatte der Maire, mit dem Feuer des wahren Patriotismus, diese Worte ausgesprochen, als auch schon beyde Parthieen die Waffen niederlegten, sich umarmten, und den Maire im Triumphe in die Stadt einführten. Der Bürgerrath zu Aix beschloß hierauf, dem Maire, wegen dieser Heldenthat, ein Denkmal, aufführen zu lassen.

Die Abendsitzung des neunzehnten Junius war abermals eine von denen, in welchen die Nationalversammlung einer erhabenen, gesetzgebenden Versammlung ganz unwürdig, die allerwichtigsten Beschlüsse, ohne Ueberlegung, ohne Berathschlagung, durch Akklamation faßte. Nachdem einige Zuschriften der Anhäng-

Grosse vergessen! Die Römer schlugen auch Denkmünzen, auf welchen die eroberten Provinzen, gebückt und weinend, dargestellt waren. Und wenn sich die angeketteten Sklaven, an der Bildsäule Ludwigs des Vierzehnten, für ein freyes Volk nicht schicken; wie schicken sich dann die angeketteten Sklaven an der Bildsäule Heinrichs des Vierten auf dem Pontneuf? Aber diese hat Niemand wegzunehmen vorschlagen dürfen! Der bittere Haß gegen Ludwig den Vierzehnten, welcher aus diesem Verfahren nur zu deutlich hervor leuchtet, ist einer großmüthigen und freyen Nation unwürdig. Der Vorschlag zu diesem Bildersturme geschah durch den Grafen Alexander von Lameth. „Ich verlange" rief er „daß die Fremden, welche zu dem grossen Nationalfeste kommen, nicht, in der Hauptstadt Frankreichs, Denkmäler finden, welche ihren Augen die Sklaverey unserer Väter darstellen! Die Bildsäule Ludwigs des Vierzehnten beweist, mit welcher Schmach er das menschliche Geschlecht bedeckte! Nicht zufrieden damit, daß er, beynahe ein halbes Jahrhundert lang, die Ausländer durch seine Waffen unterjochte, und Frankreich durch seinen Stolz drückte, verlangte er noch, daß auch die künftigen Jahrhunderte durch seine eitle Ruhmsucht befleckt würden! Ich schlage vor, daß dieses Denkmal umgeworfen, und, an die Stelle desselben, ein anderes, zu Ehren Ludwigs des Sechszehnten, errichtet werden solle."

Viele Mitglieder der Versammlung standen zu gleicher Zeit auf, und stimmten diesem Vorschlage bey. Dann sagte der Advokat, Herr Lambel. „Ich verlange, daß alle Innschriften, alle Attribute der Bildsäulen, und alle Allegorien auf den Denkmälern, sollen aus-

gelöscht

gelöscht und weggenommen werden. Und da der heutige Tag der Sterbetag der Eitelkeit seyn muß; so verlange ich ferner, daß der ganze Erbadel abgeschafft, und daß alle adelichen Titel, von welcher Art dieselben auch seyn mögen, auf immer verbannt werden."

Graf Charles de Lameth. Auch ich stimme diesem Vorschlage bey, und ich setze noch hinzu, daß alle Diejenigen für Feinde der Konstitution gehalten werden sollen, welche noch ferner solche kindische Unterscheidungen sich anmassen möchten. Dadurch erhalten wir dann ein vortrefliches Mittel, die wahren Patrioten gleich an ihrer Unterschrift zu erkennen.

Herr de la Fayette. Ich habe niemals mich irgend einem Vorschlage widersetzt, welcher wirklich zu der Konstitution gehört; und der gegenwärtige Vorschlag scheint mir aus der Konstitution so natürlich zu folgen, daß ich nicht einmal einsehe, was dagegen eingewandt werden könnte. Aber, auf den Fall, daß sich Jemand widersetzen sollte, sage ich, im Voraus, daß ich denselben aus allen Kräften vertheidigen werde.

Marquis de Foucault Lardimalie. Freylich ist der Vorschlag der Konstitution angemessen, aber ich verlange, daß die Entscheidung bis auf einen andern Tag aufgeschoben werde. Die adelichen Titel lassen sich nicht ganz abschaffen. Sie sind eine Belohnung des Verdienstes. Ein Soldat, welcher sich in einer Schlacht vorzüglich ausgezeichnet hatte, erhielt ein Patent, mit den Worten: „Dieser Soldat ist in den Grafenstand erhoben worden, weil er den Staat gerettet hat." Welche Belohnung würde man wohl an die Stelle dieser Be-

lohnung setzen können, wenn die adelichen Titel abgeschaft werden sollten?

Herr la Fayette. Um meinen Vorgänger aus der Verlegenheit zu ziehen, in welcher er sich zu befinden scheint, will ich nur bemerken, daß in diesem Patent die Worte: „ist in den Grafenstand erhoben worden,“ überflüßig sind, und daß das Patent eigentlich heissen müßte: „Johann, Jakob, oder Michael, hat um diese Stunde den Staat gerettet.“

Herr Goupil de Prefeln. Ich verlange nur die einzige Ausnahme, daß man für die Prinzen vom königlichen Geblüte den Titel Durchlaucht beybehalte.

Herr la Fayette. Wozu das? Sie sind weiter nichts als thätige Bürger; und auch dieses nur in so ferne sie die Pflichten eines Bürgers erfüllen.

Herr de Lucinge Faucigny. Ich verlange, daß die Entscheidung bis auf eine andere Zeit aufgeschoben werden solle.

(Lärm und Geschrey: „Nein! Nein! Nein! Stimmt sogleich; sogleich!“)
Nun! und was habt Ihr dann davon, wenn Ihr den Adel abschaft. Euch bleiben immer noch Wucherer, Banquiers, Wechseljuden, und Rentenirer, mit 100,000 Thalern jährlicher Einkünfte!

Vicomte de Noailles. (Heftig) Weg mit den kindischen läppischen Titeln! Weg mit Stolz und Eitelkeit! weg damit, ohne Aufschub! Sagt man: der Markis Franklin, der Baron Fox, der Graf Washington, der Herzog Pitt? Weg mit diesen läppischen Titeln, über welche nur Weiber und

Kinder sich freuen können! Ich verlange, daß auch alle Livreen abgeschaft werden sollen.

Herr de Saint Fargeau. Ich heisse künftig: Ludwig Michael Pelletier, und so soll Jeder verbunden seyn, den Namen seiner Familie, und nicht den Namen seines Landguthes, zu tragen.

Graf de Crecy. Ich verlange, daß alle Edelleute gezwungen werden sollen, ihre adelichen Titel abzulegen, und ihre Familiennamen wiederum anzunehmen.

Marquis de Sillery. Befehlet, daß auf den Kanonen die unverschämte Innschrift: Vltima ratio Regum, ausgelöscht werden solle.

Herr Lanjuinais. Weg mit den Titeln: Durchlaucht, Exzellenz, Eminenz!

Abbe Maury. Ludwig der Vierzehnte, dessen Verstand vielleicht nicht so groß war als sein Karakter, darf nicht darum gestraft werden, weil er seinem Volke Ansehen und Ehre zu verschaffen gesucht hat. Seine Minister waren strafbarer als er. Warum wollet Ihr dann seine Bildsäule umwerfen?

Graf Mathieu de Montmorency. Ich verlange, daß alle Wappen abgeschaft werden!

Herr Murinais. Eine so wichtige, die Konstitution betreffende Frage, darf nicht so flüchtig behandelt werden. Ich verlange daher, daß man die Entscheidung bis auf eine andere Zeit verschiebe.

Herr de la Fayette. Es ist dieses keine die Konstitution betreffende Frage; sondern nur eine ganz natürliche Folge, der schon beschlossenen Konstitution.

Endlich beschloß die Nationalversammlung, unter dem Beyfallklatschen, dem Jubel und dem Freu-

dengeschrey aller Zuhörer auf den Gallerien, Folgendes:

„Die Nationalversammlung beschließt, daß der erbliche Adel auf immer abgeschaft seyn solle; daß demzufolge die Titel: Prinz, Herzog, Graf, Marquis, Vicomte, Baron, Chevalier, Ritter, Edelmann, und alle andern ähnlichen Titel, Niemand zukommen können, und Niemand gegeben werden sollen; daß alle Bürger des Staates keinen andern Namen zu tragen berechtigt sind, als den Namen ihrer Familie; daß Niemand Livreen tragen, oder tragen lassen, oder ein Wappen zu führen berechtigt seyn solle; daß der Weihrauch in den Kirchen nur allein zu der Ehre Gottes verbrannt, und daß Niemand beräuchert werden solle; daß die Titel: Durchlaucht, Euer Gnaden, gnädiger Herr, Exzellenz, Hoheit, Eminenz, Abbe, und andere adelichen Titel, künftig Niemand mehr gegeben werden sollen." a)

Zu Avignon hatte der Bürgerkrieg noch nicht aufgehört. Die rechtschaffenen Einwohner sahen sich genöthigt vor den unruhigen Parthiegängern zu fliehen, welche, unter dem Namen von Patrioten, das Volk aufwiegelten, und sich einen grossen Anhang zu

---

a) Il est remarquable, que les Anglois, pour établir chez eux l'égalité, ont éleve la grande partie de la nation, et l'ont placée au niveau de la petite; et les François, pour aller au même but d'égalité, ont abattu la petite partie, et l'ont placée au niveau de la grande. Ainsi l'Angleterre a fait son opération par exhaussement, la France par abaissement. Necker sur son administration. p. 348.

verschaffen gewußt hatten. Am sechs und zwanzigsten Junius kamen einige Abgesandten dieser Patrioten vor die Nationalversammlung. Die Anrede an die Versammlung, welche der Sprecher dieser Abgesandten, im Namen der übrigen hielt, war sonderbar genug. Er verlangte, daß die Nationalversammlung der Stadt und der Grafschaft Avignon erlauben möchte, sich mit Frankreich zu vereinigen. Mit enthusiastischer Bewunderung sprach er von der erhabenen Versammlung, deren Gesetzen Avignon unterworfen zu seyn wünsche. „Wir prophezeyen" rief er aus „daß bald die Zeit da seyn wird, in welcher die Frankreicher allen Nationen der Welt Gesetze geben werden, und in welcher alle Nationen kommen werden, um sich mit Frankreich zu vereinigen." Dann nannte dieser Redner den Papst einen Despoten, und erzählte, in emphatischem Styl, die Heldenthaten der Einwohner von Avignon gegen den Bischof von Rom. Ferner sprach er von Aristokraten, von Komplotten, von einer Kontrerevolution, von dem Verbrechen der beleidigten Nation, und von andern, erst seit kurzer Zeit in Frankreich erfundenen Verbrechen. Die linke Seite der Nationalversammlung, und die Zuhörer auf den Gallerien, klatschten dem Redner lauten Beyfall zu.

Am zweyten Julius war in der Nationalversammlung eine sehr stürmische Sitzung. Der Herr von Landenberg Wagenburg verlangte einen Paß, um sich in seine Provinz zurückziehen, und die Versammlung verlassen zu dürfen. Hierüber entstand ein heftiger Streit. Herr Bouche rief aus: „Rechtschaffene Bürger müs-

sen die Versammlung nicht eher verlassen, als bis sie todt sind." — „Ja" antwortete Herr de Foucault „todt und begraben!"

Herr Lukas. Ich verlange, daß man das Verzeichniß aller Mitglieder ablesen solle, damit man wisse, welche Mitglieder der Versammlung noch ergeben bleiben.

Herr de Foucault. Ein solches Dekret würde sehr voreilig seyn. Viele Mitglieder der Versammlung haben Erlaubniß erhalten nach ihren Provinzen zurück zu kehren; dort würde man nun das Dekret unrecht verstehen, und sie ermorden.

Immerhin! (rief eine Stimme von der linken Seite des Präsidenten.)

Bey diesem schrecklichen Worte stand die ganze rechte Seite zu gleicher Zeit auf. Alle verlangten den Namen des Schuldigen zu erfahren, und bestanden auf seiner Ausschliessung aus der Versammlung. Der Schuldige schwieg stille, und auch Diejenigen, welche zunächst an ihm standen, und ihn kannten, schwiegen. Die Mitglieder der rechten Seite stellten sich mitten in den Saal und bestanden auf ihrem Verlangen. Einer von ihnen sagte: „Weil man von Ermorden spricht: so ermorde man uns hier, jetzt gleich."

Der Präsident. Ich bitte Sie, meine Herren, mäßigen Sie sich.

Herr de Bonnay. Wir wollen glauben, das Wort immerhin sey ausgesprochen worden, ehe derjenige, welcher es aussprach, den Herrn Foucault noch ganz angehört hatte.

Herr de Cazales. Da dasjenige Mitglied der Versammlung, welches es gewagt hat eine solche Rede

zu führen, sich derselben schämt und sich versteckt:, so würde es überflüßig seyn, uns länger dabey aufzuhalten.

Am sechsten Julius wurde folgender Brief des Herzogs von Orleans, von Herrn de la Touche, seinem Kanzler, in der Versammlung vorgelesen:

„Am 25. des vorigen Monats hatte ich die Ehre an den König zu schreiben, und Seiner Majestät zu sagen, daß ich in kurzer Zeit nach Paris zurückzukommen gedächte. Herr von Montmorin wird meinen Brief am 29. erhalten haben. Seither habe ich demzufolge von dem Könige von England Abschied genommen, und meine Abreise auf heute, auf den dritten Julius, festgesetzt. Aber diesen Morgen kam der französische Gesandte zu mir, und stellte mir einen Herrn vor, von welchem er mir sagte, er heisse Herr de Boinville, sey ein Adjutant des Herrn de la Fayette, und dieser General habe ihn, von Paris, mit einem Auftrage, an mich abgesandt. Hierauf sagte mir der Herr de Boinville, in Gegenwart des Herrn Gesandten, daß Herr de la Fayette mich ersuchen lasse, nicht nach Paris zu kommen. Unter mehrern andern Gründen, gab er mir auch als einen Grund an, daß übelgesinnte Personen sich meines Namens bedienen würden, um Unruhen zu erregen. Ich glaubte demzufolge, daß ich die öffentliche Sicherheit nicht in Gefahr setzen dürfe, und ich nahm mir vor, nicht eher abzureisen, als bis ich mich würde haben über meine Aufführung erklären können. Zu der Zeit, als ich nach England reiste, war Herr de la Fayette der erste, der mir, im Namen des Königs, ankündigte,

daß Seine Majestät mir einen Auftrag nach England zu geben gesonnen sey. Die Erzählung der Unterredung, die er mit mir über diesen Gegenstand hatte, ist in einer Geschichte meiner Aufführung zu finden, welche ich mir vornahm, nach meiner Zurückkunft, zu Paris drucken zu lassen; die ich aber wegen dieses neuen Vorfalls, nunmehr sogleich bekannt machen, und das Original derselben bey der Nationalversammlung niederlegen werde. Man wird darinn finden, daß unter den Beweggründen, durch welche Herr de la Fayette mich zu bereden suchte, die mir aufgetragene Sendung anzunehmen, einer der vorzüglichsten war, daß meine Abreise den Uebelgesinnten allen Vorwand benehmen würde; daß dieselben sich nicht länger würden meines Namens bedienen können, um Unordnungen in Paris anzufangen; und daß folglich er, Herr la Fayette, desto leichter die Ruhe in der Hauptstadt würde erhalten können. Dieser Grund war einer von denen die mich überredeten. Indessen habe ich den Auftrag angenommen; aber dennoch ist die Hauptstadt nicht ruhig gewesen. Und obgleich die Urheber der Unruhen sich meines Namens, zu Erweckung derselben nicht haben bedienen können; so haben sie sich dennoch nicht geschämt, denselben, in einer Menge von Pasquillen, zu mißbrauchen, um den Verdacht auf mich zu wälzen. Endlich ist es einmal Zeit, zu erfahren, wer denn eigentlich die übelgesinnten Leute seyen, deren Plane man beständig kennt, ohne daß man jedoch irgend eine Anzeige hat, welche fähig wäre auf die Spur derselben zu leiten, damit man sie bestrafen, oder ihnen Einhalt thun könne. Es ist Zeit zu erfahren, warum mein Name, mehr als irgend ein anderer, ein Vorwand zu Volksunruhen seyn könnte. Es ist endlich Zeit,

daß man mir nicht länger ein Gespenst vorhalte, ohne mir zu beweisen, daß demselben etwas Wirkliches zum Grunde liege. Indessen erkläre ich, daß, meiner Meynung nach, seit dem fünf und zwanzigsten des vorigen Monats, mein Aufenthalt in England, dem Interesse der Nation, und dem Dienste des Königs, nicht länger nützlich seyn kann; daß ich, demzufolge, es für meine Pflicht halte, meine Stelle als Mitglied der Nationalversammlung wiederum einzunehmen; daß ich dieses zu thun verlange; daß der Zeitpunkt des vierzehnten Julius mich noch ernsthafter zurückzurufen scheint; und daß ich auf meinem Entschlusse beharren werde, wenn nicht die Versammlung das Gegentheil beschliessen, und mir dieses zu wissen thun lassen sollte."

Nachdem dieser Brief vorgelesen worden war: trat Herr de la Fayette auf den Rednerstuhl und sprach: „Nach allem dem, was zwischen dem Herrn Herzoge von Orleans und mir, im Monat Oktober vorgefallen ist, (und welches ich mir nicht einmal in das Gedächtniß zurück zu rufen erlauben würde, wenn er nicht selbst die Nationalversammlung damit unterhielte) habe ich es für nothwendig gehalten, dem Herrn Herzog von Orleans zu wissen zu thun, daß eben dieselben Ursachen, welche ihn bewogen hätten den Auftrag anzunehmen, noch vorhanden seyn könnten, und daß man vielleicht sich seines Namens bedienen würde, um die öffentliche Ruhe zu stören. Herr von Boinville war schon seit sechs Monaten in England. Er kam nur auf einige Tage hieher, und bey seiner Rückkehr nach London übernahm er, dem Herrn von Orleans dasjenige zu sagen, was ich so eben die Ehre gehabt habe der Versammlung zu wiederholen. Erlauben Sie

mir, meine Herren, mich dieser Gelegenheit zu bedienen, um der Versammlung, von welcher ich bestimmt bin, an dem großen Feste über die öffentliche Sicherheit zu wachen, meine Meynung über diesen Gegenstand mitzutheilen. Je mehr ich den vierzehnten Julius heran nahen sehe, desto mehr bestätigt sich in mir der Gedanke, daß dieses Fest eben so sicher als schön seyn werde. Dieser Gedanke gründet sich vorzüglich auf die patriotischen Gesinnungen aller Bürger des Staats, auf den Eifer der Pariser Bürgermiliz, und unserer Waffenbrüder, welche aus allen Theilen des Königreiches anlangen. Und da die Freunde der Konstitution und der öffentlichen Ruhe niemals in so großer Anzahl vereinigt gewesen sind; so sind wir auch noch niemals so stark gewesen, als wir alsdann seyn werden.“

Am neunten Julius berathschlagte sich die Versammlung über das am vierzehnten Julius zu beobachtende Zeremoniel, und Herr Target las einen Plan zu demselben vor.

Abbe Maury. Es ist in der Natur unserer Regierungsform und in unseren Sitten gegründet, daß Frankreich eine Monarchie sey. Wenn es eine starke Armee gäbe, welche von dem Monarchen unabhängig wäre, so würde Frankreich keine Monarchie mehr seyn. Der König, sagt man, soll gebeten werden, das Kommando der Armee und der Bürgermiliz zu übernehmen! Diese Formel scheint anzuzeigen, daß man, sogar unter den Augen des Königs, einem andern Bürger des Staates, dieses Kommando von funfzig bis sechzig tausend Mann, würde übertragen können.

An denjenigen Tage, an welchem ein Bürger ein solches Kommando von Euch erhielte, hättet Ihr, wie vormals Sparta, zu gleicher Zeit zwey Könige, und der politische Manicheismus würde eingeführt seyn. Ich verlange daher, daß die Versammlung erklären solle, die auf dem Märzfelde versammelten Truppen könnten kein anderes Oberhaupt haben, als das Oberhaupt der Nation, welches vermöge der Konstitution schon zum Oberhaupte der Armee erklärt worden ist. Ich glaube, daß der Präsident der Nationalversammlung neben dem Könige, und zu der Rechten desselben sitzen müsse, und die übrigen Mitglieder zu der Rechten des Präsidenten, und zu der Linken des Königs. Aber muß man nicht, in einer erblichen Monarchie, in welcher es ein konstitutioneller Grundsatz ist, daß die Krone auf dem männlichen Stamme, nach dem Rechte der Erstgeburt, sich forterben solle, auch den Prinzen, welche in der Folge zu der Krone gelangen können, eine besondere Hochachtung beweisen? Muß man nicht den Prinzen vom Geblüte, welche Seine Majestät begleiten möchten, eine Stelle anweisen? Müssen nicht der Dauphin und die Gemahlin des Monarchen gleiche Ehre mit dem Monarchen genießen? Es ist ja hier nur die Rede von einer bloßen Zeremonie. Auch wünschte ich, daß dem Könige nicht befohlen würde, den Eid zu leisten. Ich wünschte, daß der Eid des Königs der Frankreicher von dem Eide der übrigen Frankreicher gar nicht verschieden seyn möchte.

Herr Barnave. Ich denke wie mein Vorgänger, daß niemand anders als der König das Haupt des Bundesfestes seyn müsse; aber ich denke auch, daß er dieses, vermöge eines, von ihm genehmigten Beschluß

ſes des geſetzgebenden Körpers, seyn müſſe. Es findet zwiſchen dem Oberhaupte des Bundesfeſtes und dem Oberhaupte der ausübenden Gewalt gar nichts ähnliches ſtatt. Das Bundesfeſt iſt eine von jenen Handlungen, in welchen alle Gewalt zu ihrer Quelle zurückkehrt, und in welchen die Macht der Nation die Einzige Macht iſt, und ganz allein Geſetze und Verordnungen geben kann. Demzufolge, kommt es der oberſten Gewalt zu, zu beſtimmen, wer an dem Bundesfeſte das Kommando haben ſolle. Ihr habt beſchloſſen, der König ſey das unmittelbare Oberhaupt der Armee; aber die Konſtitution hat noch nicht geſagt, daß er das unmittelbare Oberhaupt der Bürgermiliz ſey. Uebrigens iſt es ein Grundſatz, daß es in Frankreich nur Einen König, ein Oberhaupt giebt, und daß alles übrige, in der Klaſſe der Gemeinen, untereinander vermiſcht ſeyn muß. Es giebt einige Fälle, in denen Diejenigen, welche mit dem Könige durch die Bande des Blutes verbunden ſind, ausgezeichnet werden müſſen; aber in einer nationellen Zeremonie, wenn von den verſchiedenen Arten von Gewalt die Rede iſt, da darf es keine Auszeichnung geben, auſſer für diejenigen Perſonen, welche in öffentlichen Aemtern ſtehen. Zwiſchenleute zwiſchen den König und die Nationalverſammlung ſtellen zu wollen: dieſes hieße die konſtitutionsmäßige Einheit zerſtören. Jeder muß denjenigen Eid ſchwören, der ſeiner Stelle angemeſſen iſt. Würde der König als Bürger des Staats ſchwören; ſo müßte er unſtreitig eben den Eid ſchwören wie alle übrigen Bürger. Aber, da er als König der Frankreicher, als Derjenige ſchwören ſoll, welchem von der Konſtitution aufgetragen iſt, die Geſetze in

Ausübung bringen zu lassen: so glaube ich auch, daß er einen andern Eid schwören müsse.

Herr de Cazalès. Mir scheint es äusserst sonderbar, daß das Oberhaupt der ausübenden Gewalt, daß der König, dessen Ansehen eher war als das Ansehen der Nationalversammlung, eines Beschlusses vonnöthen haben sollte, um die Armeen des Königreiches zu kommandiren.

(Großer Lärm auf der linken Seite)

Ja ich sage, es scheine mir sonderbar, daß der König, dessen Ansehen eher war als das Ansehen der Nationalversammlung, eines Beschlusses bedürfen solle, um die Armee zu kommandiren. Ich will damit nicht sagen, das Ansehen des Königs sey älter als das Ansehen der Nation, von welcher alles Ansehen herkömmt. Aber ich habe gesagt (und wer kann es läugnen?) das Ansehen des Königs sey älter als das Ansehen der Stellvertreter der Nation. Er hat Euch Leben und Bewegung gegeben; ohne Ihn würdet ihr gar nicht vorhanden seyn, und darum sage ich auch, es sey sonderbar, daß Euer König, daß Derjenige welcher Euch geschaffen hat, daß der erbliche Stellvertreter des französischen Volkes, eines Eurer Dekrete nöthig haben solle, um das Oberhaupt der Armeen des Königreiches seyn zu können. Es ist schwer, sich eine Monarchie vorzustellen, in welcher der König nicht das Oberhaupt der Armee wäre. Er ist es vermöge des Gesetzes des Königreiches; nicht vermöge Eueres Willens. Er ist es durch die Nation; und Ihr seyd nicht die Nation. Er ist es durch das Recht seiner Krone, weil er das erbliche Oberhaupt des Reiches ist. Er ist es vermöge unserer Konstitution, weil Ihr dazu die Befehle der

Nation erhalten habt, welche verlangt, daß er dafür erkannt werde. In einem Reiche, in welchem die Krone erblich ist; bey einer feyerlichen Gelegenheit, bey welcher man dem Volke seinen König zeigt; müssen die Prinzen der königlichen Familie den Thron umgeben, auf welchen ihre Geburt ihnen Anspruch giebt. Es ist das Interesse der Nation, dem Volke das Beyspiel der Verehrung zu geben, welche dasselbe für sie haben muß, damit Niemand den sträflichen Plan fasse die Thronfolge abzuändern; damit das Volk, indem es sieht, daß die Prinzen den Thron umgeben, dabey lerne, daß nichts in der Welt die Thronfolge verändern könne, und daß diese Thronfolge, um des Glückes und um der ewigen Ruhe des Reiches willen, festgesetzt worden sey. Auch erstaune ich darüber, daß man dem Könige eine Eidesformel vorschreiben will. In welcher sonderbaren Lage befinden wir uns dann gegen unsern Monarchen? Soll dann sein rechtmäßiges Ansehen erst von dem vierzehnten Julius an gerechnet werden? Ueberlaßt es ihm, was für einen Eid er schwören wolle. Laßt ihn freywillig versprechen was er für gut hält. Ihr kennt seine Vaterlandsliebe und seine Tugenden, und diese sind die wahren Bürgen des Glücks des französischen Volkes. Seine Tugenden werden ihn binden. Dieses ist das einzige Band, welches Seiner Majestät würdig ist. Jedes andere würde das Oberhaupt der Nation erniedrigen; jedes andere würde seiner unwürdig seyn; jedes andere würde dem Könige den Anschein des Oberhaupts einer Parthie geben.

(Heftiger Lärm, Geschrey und Tumult auf der linken Seite.)

Ich spreche was ich für gut halte, und bin Niemand Rechenschaft schuldig. Jeder andre Eid, sage ich, würde dem Könige den Anschein des Oberhauptes einer Parthie geben. Einen Eid, welchen man den König, zu einer andern Zeit als bey seiner Krönung, würde schwören lassen, müßte der Versammlung, welche einen solchen Eid von ihm fordern sollte, den Schein einer Parthie geben. Ich weiß nicht, was für eine besondere Vorliebe die Versammlung für die Eide hat. Eide haben zu allen Zeiten dazu gedient, Parthieen zu vereinigen. Durch Eide haben sich Parthengänger der rechtmäßigen Gewalt entzogen.

Herr de Folleville. Die erste Bedingung eines Eides, bey einem freyen Volke (denn Sklaven schwören den Eid nur um denselben zu brechen) die erste Bedingung eines jeden Eides, die Bedingung ohne welche er gar kein Eid genannt werden kann, ist die Freyheit. Und ich, ich gestehe öffentlich, daß ich in dem Zwingen zu dem Eide weiter nichts als eine Aufforderung zum Meineide sehen kann. Nun frage ich, ob man, in der Art wie die Versammlung der Stellvertreter dem großen Stellvertreter einen Eid abfordert, und ihm die Eidesformel vorschreibt, jenen Karakter der Freyheit finde, welcher zu einem Eide so nothwendig erfordert wird, daß, meiner Meynung nach, ohne diese Freyheit ein Eid gar nicht bindend seyn kann? Nein, meine Herren, man findet in dieser Eidesformel die nöthige Freyheit nicht. Ich glaube, daß, an dem Freudenfeste des vierzehnten Julius, das Jubeln und das Freudengeschrey des Monarchen und der Unterthanen sich in einander verlieren müsse. Die Gegenwart des Königs wird für seine Beystim-

mung zu der öffentlichen Freude hinlänglich Bürge seyn. Aber wenn der König ein eigenes Gelübde aussprechen soll: so verlange ich, daß sich die Versammlung damit begnüge, ihm zu wissen zu thun, was die Konstitution in dieser Rücksicht von ihm fordere; aber daß die Formel des Gelübdes von Niemand anders, als von ihm selbst, aufgesetzt werden solle.

Bischof von Clermont. Wir wollen jetzt, in Verbindung mit der ganzen französischen Nation den Eid erneuern: der Nation, dem Gesetze und dem Könige getreu zu verbleiben. Wo ist der Frankreicher, ja, ich sage sogar, wo ist der Christ, welcher anstehen könnte, ein Versprechen zu leisten, welches durch alle Grundsätze geheiligt wird, und welches allen Freunden der öffentlichen Ordnung theuer seyn muß? Erlaubet mir, von patriotischen Gefühlen ergriffen, zu erklären, daß ich, wenn es nöthig seyn sollte, bereit bin diese Verpflichtung mit meinem Blute zu unterschreiben. Zugleich wollen wir, aber unter ganz verschiedenen Umständen, noch einmal versprechen, was wir schon am vierten Februar versprochen haben; wir wollen, unter dem Siegel der Religion, versprechen: aus allen unsern Kräften, die von der Nationalversammlung beschlossene und von dem Könige angenommene Konstitution, aufrecht zu erhalten. Hiebey, meine Herren, kann ich nun, bey der Erinnerung dessen was ich dem Kaiser schuldig bin, doch auch nicht vergessen, Gott zu geben, was Gottes ist. Ja, in allem, was politische, zeitliche und zivile Gegenstände betrifft, glaube ich Ursache zu haben, zu schwören, daß ich die Konstitution aufrecht erhalten wolle. Aber ein Gesetz, welches über alle menschliche Gesetze erhaben

den ist, besiehlt mir laut zu erklären, daß ich, in meinem Bürgereide, diejenigen Gegenstände, welche von der geistlichen Macht abhängen, nicht mit begreifen könne; daß jede Verstellung in dieser Rücksicht, ein Verbrechen seyn würde; daß ich durch jeden Schein derselben Aergerniß geben würde. Demzufolge erkläre ich, daß ich von meneim Eide, ausdrücklich, alles was geistliche Dinge betrift, ausnehme, weil ich in meinem Gewissen überzeugt bin, daß ich dieselben darunter nicht begreifen kann, und ich bitte Euch zu bedenken, daß selbst diese Ausnahme Euch für die Treue, mit welcher ich dasjenige was ich geschworen habe zu halten gedenke, Bürge seyn müsse.

Alle Bischöfe, viele Weltgeistliche, und gegen zweyhundert andere Mitglieder der Versammlung, standen auf, und erklärten, daß auch sie ähnliche Gesinnungen hätten. Nachher entstanden Debatten, über die Stelle welche die königliche Familie bey dem Bundesfeste einnehmen solle.

Herr Malouet. Ich verlange, daß die Versammlung im Kreise um den König sich setze; und daß der Präsident zu der Rechten des Königs, und die königliche Familie in dem Mittelpunkte sitze. Was könnte trauriger seyn, als wenn bey dem ersten feyerlichen Feste, bey welchem die ganze Nation vereinigt seyn wird, die königliche Familie nicht einmal gegenwärtig seyn sollte. Ausserdem ist unsre Regierungsform monarchisch. Der Wille der Nation ist hierinn sogar der Konstitution zuvorgekommen; und die Nation würde der Versammlung nicht beygestimmt haben, wenn sie beschlossen hätte, daß Frankreich keine Monarchie sey.

Daher hat der König seine Gewalt von der Nation erhalten, ehe er dieselbe noch durch das Gesetz erhielt.

Herr Barnave. Wenn Sie sagen, die Gewalt des Königs komme von der Nation her, wie alle andere Gewalt, so sind wir Einer Meynung. Wollen Sie aber behaupten, die Nation habe die Gewalt dem Könige auf eine andere Weise übertragen, als durch das konstitutionelle Gesetz; so denken wir verschieden.

Die Versammlung beschloß hierauf Folgendes:

1. Der König soll ersucht werden, das Kommando der Bürgermiliz und der übrigen Truppen, welche sich bey dem Bundesfeste einfinden werden, zu übernehmen, und die Offiziere zu ernennen, welche, in seinem Namen und unter seinen Befehlen, kommandiren sollen.

2. Bey dem Bundesfeste, am vierzehnten Julius, soll der Präsident der Versammlung zu der Rechten des Königes sitzen, ohne daß Jemand zwischen ihm und dem Könige sitzen könne. Die übrigen Mitglieder sollen zu der Rechten des Präsidenten, und zu der Linken des Königs sitzen, und der König soll ersucht werden, selbst Befehl zu geben, daß seine Familie eine schickliche Stelle erhalte.

3. Nachdem die Bürgermiliz und die übrigen Truppen des Königreiches den Eid werden geschworen haben, soll der Präsident aufstehen, und den am vierten Februar geschwornen Eid leisten. Dann sollen alle übrigen Mitglieder der Versammlung aufstehen und sagen: „ich schwöre es."

4. Der König soll folgenden Eid leisten: „Ich König der Frankreicher, schwöre, daß ich alle die Macht, welche mir, durch das konstitutionelle Gesetz des Staates übertragen worden ist, dazu e[illegible] [illegible]ie

von der Nationalversammlung beschlossene, und von mir angenommene Konstitution, aufrecht zu erhalten."

Am zehnten Julius beschloß die Versammlung: „daß alle eingezogenen Güter der Nichtkatholischen, welche sich jetzt noch in den Händen der königlichen Regie befinden, den rechtmäßigen Erben und Nachfolgern der Vertriebenen zurückgegeben werden sollen; unter der Bedingung, daß Diese die Gültigkeit ihrer Ansprüche auf jene Güter, nach einer, von der Nationalversammlung künftig zu bestimmenden Norm, zu beweisen gehalten seyn sollen."

Durch diesen Beschluß hat also die Nationalversammlung alles das Unrecht, welches der verfolgende Ludwig der Vierzehnte den Protestanten angethan hat, soviel in ihrer Macht stand, wiederum gut gemacht.

Der Herzog von Orleans war indessen zu Paris angekommen, und bey seiner Ankunft hatte er Paris mit einer Menge von Broschüren und Pamphleten, für und gegen seine Person, angefüllt gefunden. Er gieng nach Hofe und stellte sich dem Könige und der Königin vor. Der König empfieng ihn sehr kalt, und die Königin sprach gar nicht mit ihm. Vor seiner Ankunft hatte er eine von ihm selbst geschriebene Vertheidigungsschrift drucken und austheilen lassen. Durch diese Vertheidigungsschrift ward aber niemand überzeugt. Vielmehr wurde durch dieselbe seine Schuld noch bewiesen. Denn er antwortete nicht einmal auf den Vorwurf, der ihm mit so vielem Rechte gemacht wurde, nemlich: warum er, wenn er an den Gräueln des fünften und sechsten Oktobers keinen Antheil gehabt

habe, dennoch bey denselben so gleichgültig geblieben; und, als erster Prinz vom Geblüte, gar nichts gethan habe, um dieselben zu verhindern. Am eilften Junius erschien der Herzog in der Nationalversammlung und hielt folgende Rede:

„Während ich, vermöge der Erlaubniß, welche die Versammlung mir gab, und dem Wunsche des Königs gemäß, mich entfernt hatte, um in England einen Auftrag auszurichten, den mir Seine Majestät für jenen Hof übertrug, habt Ihr beschlossen, daß ein jeder Stellvertreter der Nation den vorgeschriebenen Bürgereid zu leisten gehalten seyn solle. Damals habe ich geeilt, Euch meine Anhänglichkeit an diesen Eid zu übersenden, und heute eile ich, denselben mitten unter Euch zu erneuern. Der Tag naht heran, an welchem ganz Frankreich feyerlich sich vereinigen wird, um eben diesen Eid zu schwören, und an welchem alle Stimmen, Liebe zu dem Vaterlande und zu dem Könige einmüthig ausdrucken werden. Für das Vaterland, welches den Bürgern des Staates so theuer ist, die nunmehr ihre Freyheit wieder erworben haben; für den König, welcher wegen seiner Tugenden, so würdig ist über ein freyes Volk zu herrschen, und seinen Namen mit dem größten und dem glücklichsten Zeitpunkte der französischen Monarchie zu verbinden. An diesem Tage wird, wenigstens hoffe ich es, auf immer alle Verschiedenheit der Meynungen und das Interesse aufhören, und sich künftig mit der öffentlichen Meynung und mit dem öffentlichen Interesse vereinigen, und in dasselbe verschmelzen. Was mich betrift, ich habe niemals einen andern Wunsch gehabt, als den Wunsch für die Freyheit. Ich darf die allergenaueste Untersuchung meiner Grundsätze und meiner Aufführung

von Euch erwarten, und von Euch fordern. Mir bleibt nicht einmal das Verdienst etwas aufgeopfert zu haben; denn meine Wünsche sind jederzeit Euern Beschlüssen zuvorgekommen, oder haben denselben gefolgt; und seit langer Zeit, ich darf es sagen, trug ich in meinem Herzen denjenigen Eid, welchen mein Mund jetzt aussprechen wird: Ich schwöre der Nation, dem Gesetze, und dem Könige getreu zu verbleiben, und aus allen meinen Kräften, die von der Nationalversammlung beschlossene, und von dem Könige angenommene Konstitution, aufrecht zu erhalten."

Indessen fieng man in Paris an, sich mit Zubereitungen zu dem grossen Nationalfeste zu beschäftigen. Fünfzehntausend Arbeiter wurden gedungen, um auf dem Märzfelde zu arbeiten, um die Erde aufzugraben, und auf dieser Fläche ein ungeheures Amphitheater aufzurichten. Paris füllte sich mit einer unglaublich grossen Menge von Fremden an, und es fehlte an Platz, um alle Diejenigen, welche nach Paris kamen, das erhabene Schauspiel des Bundesfestes mit anzusehen, unterzubringen. Niemals hatte sich eine so unglaublich grosse Menge von Menschen zu gleicher Zeit zu Paris befunden. Acht Tage vor dem Feste kam ich daselbst an, und hatte Mühe, noch ein kleines Wohnzimmer zu erhalten. Alles war schon besetzt: alle Zimmer waren um doppelte Preise vermiethet.

An dem Tage nach meiner Ankunft zu Paris, war ich Zeuge, wie die schönen Bildsäulen, welche zu den Füssen der Ehrensäule Ludwigs des Vierzehnten, auf dem Platze Victoire, saßen, hinweggenommen wurden, weil sie gebückte Sklaven vorstellten. Nicht ohne Wehmuth sah ich dieses schöne Denkmal zertrümmern,

habe, dennoch bey denselben so gleichgültig geblieben; und, als erster Prinz vom Geblüte, gar nichts gethan habe, um dieselben zu verhindern. Am eilften Junius erschien der Herzog in der Nationalversammlung und hielt folgende Rede:

„Während ich, vermöge der Erlaubniß, welche die Versammlung mir gab, und dem Wunsche des Königs gemäß, mich entfernt hatte, um in England einen Auftrag auszurichten, den mir Seine Majestät für jenen Hof übertrug, habt Ihr beschlossen, daß ein jeder Stellvertreter der Nation den vorgeschriebenen Bürgereid zu leisten gehalten seyn solle. Damals habe ich geeilt, Euch meine Anhänglichkeit an diesen Eid zu übersenden, und heute eile ich, denselben mitten unter Euch zu erneuern. Der Tag naht heran, an welchem ganz Frankreich feyerlich sich vereinigen wird, um eben diesen Eid zu schwören, und an welchem alle Stimmen, Liebe zu dem Vaterlande und zu dem Könige einmüthig ausdrucken werden. Für das Vaterland, welches den Bürgern des Staates so theuer ist, die nunmehr ihre Freyheit wieder erworben haben; für den König, welcher wegen seiner Tugenden, so würdig ist über ein freyes Volk zu herrschen, und seinen Namen mit dem größten und dem glücklichsten Zeitpunkte der französischen Monarchie zu verbinden. An diesem Tage wird, wenigstens hoffe ich es, auf immer alle Verschiedenheit der Meynungen und das Interesse aufhören, und sich künftig mit der öffentlichen Meynung und mit dem öffentlichen Interesse vereinigen, und in dasselbe verschmelzen. Was mich betrift, ich habe niemals einen andern Wunsch gehabt, als den Wunsch für die Freyheit. Ich darf die allergenaueste Untersuchung meiner Grundsätze und meiner Aufführung

von Euch erwarten, und von Euch fordern. Mir bleibt nicht einmal das Verdienst etwas aufgeopfert zu haben; denn meine Wünsche sind jederzeit Euern Beschlüssen zuvorgekommen, oder haben denselben gefolgt; und seit langer Zeit, ich darf es sagen, trug ich in meinem Herzen denjenigen Eid, welchen mein Mund jetzt aussprechen wird: Ich schwöre der Nation, dem Gesetze, und dem Könige getreu zu verbleiben, und aus allen meinen Kräften, die von der Nationalversammlung beschlossene, und von dem Könige angenommene Konstitution, aufrecht zu erhalten."

Indessen fieng man in Paris an, sich mit Zubereitungen zu dem grossen Nationalfeste zu beschäftigen. Fünfzehntausend Arbeiter wurden gedungen, um auf dem Märzfelde zu arbeiten, um die Erde aufzugraben, und auf dieser Fläche ein ungeheures Amphitheater aufzurichten. Paris füllte sich mit einer unglaublich grossen Menge von Fremden an, und es fehlte an Platz, um alle Diejenigen, welche nach Paris kamen, das erhabene Schauspiel des Bundesfestes mit anzusehen, unterzubringen. Niemals hatte sich eine so unglaublich grosse Menge von Menschen zu gleicher Zeit zu Paris befunden. Acht Tage vor dem Feste kam ich daselbst an, und hatte Mühe, noch ein kleines Wohnzimmer zu erhalten. Alles war schon besetzt: alle Zimmer waren um doppelte Preise vermiethet.

An dem Tage nach meiner Ankunft zu Paris, war ich Zeuge, wie die schönen Bildsäulen, welche zu den Füssen der Ehrensäule Ludwigs des Vierzehnten, auf dem Platze Victoire, saßen, hinweggenommen wurden, weil sie gebückte Sklaven vorstellten. Nicht ohne Wehmuth sah ich dieses schöne Denkmal zertrümmern,

